This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

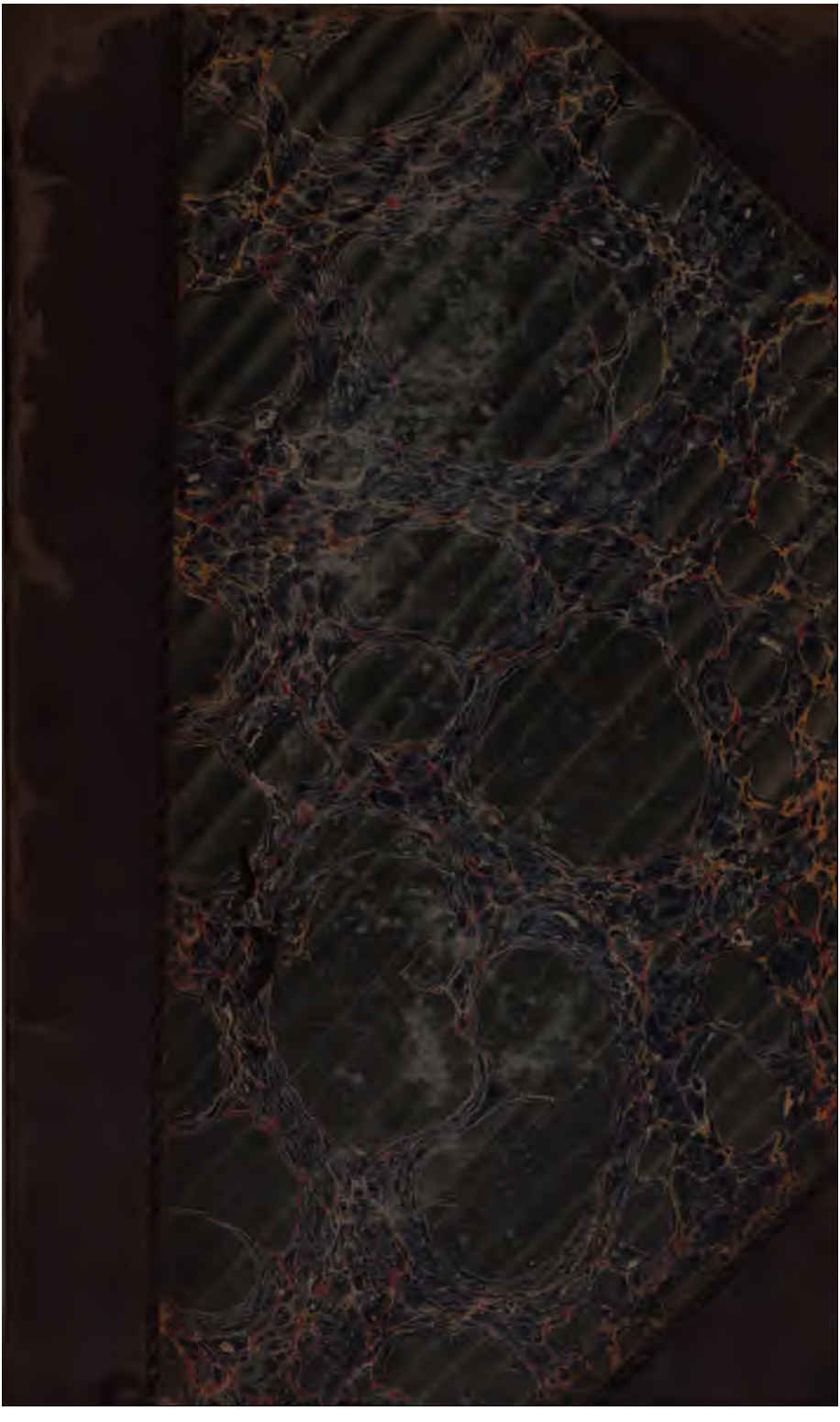
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



600052673T

Die deutsche Schweiz.

BODLEIANA
BIBLIOTHECA

Dora d'Istria

Die

deutsche Schweiz

und

die Besteigung des Mönchs

von der

Gräfin Dora d'Istria.

Verbesserte und vermehrte deutsche Originalausgabe.

mit einer

bibliographisch-literarischen Notiz über die Verfasserin.

Erster Band.

Zürich,
Verlag von Meyer und Zeller.
1858.

246. L. 105.

Αφες τοὺς νεκροὺς θάψαι τοὺς ἑαυτῶν νεκρούς.

(Luc. IX, 60.)

Biographiſche und literariſche Notiz

über

die Verfaſſerin der deutſchen Schweiz.

I.

In den Adern der Gräfin Dora d'Iſtria vermiſcht ſich das Blut der alten Italiener mit dem der Krieger Alexanders des Großen, des Pyrrhus und Skanderbeg's. Das Geſchlecht der Ghika ſtammt nämlich aus dem Lande, welches unter dem Namen Macedonien, Epirus und Albanien der Welt die Beſieger Aſiens gegeben hat, jene tapfern Krieger, welche das Glück Roms eine Zeit lang in Frage ſtellten, ſo wie die Helden, welche den Einfall der Mahométaner zurückwarfen. Der weſentliche Charakter dieſes Stamms iſt eine unbezwungene Thatkraft. Daher darf man ſich nicht wundern, daß ſich die Ghika unter allen romäniſchen Fürſten als die entſchloſſenſten zeigten, und daß ſie in einem Lande, in welchem die liberalen Ideen nicht immer volksthümlich geweſen ſind, für dieſe doch am meiſten günſtig geſtimmt waren.

Das Geſchlecht der Ghika hat ſich ſchon vor Alters in der Walachei niedergelaſſen, und ſicherlich ſchon bevor die Phanarioten zur Herrſchaft gelangten. Eine einfache Vergleichung der Zeitbeſtimmungen wird es auf das Unzweifelhafteſte beweiſen.

Georg Ghika I. regierte in der Moldau im Jahre 1658*) und der erſte Hoſpodar aus den Phanarioten, Nikolaus Mavrocor-

*) Provinces danubiennes et roumaines par MM. Chopin et Ubicini in dem Univers pittoresque. Paris 1856.

dato bestieg im Jahre 1711 den Thron Stephans des Großen*). Als daher Gregor Ghika IV. im Jahre 1822 die Regierung der Walachei antritt, bezeichnen die Geschichtsschreiber diese Zeit als die Rückkehr der eingebornen Fürsten**).

Es ist daher über allen Zweifel erhaben, daß die Ghika das Heimathsrecht in Rumanien besitzen.

Georg I. Ghika (1659—1660) zeigte gute Absichten; seine Regierung hätte für die Walachei wohlthätig werden können, wenn der Krieg nicht alles zerstört hätte, was er gegründet hatte***).

Obgleich Gregor I. Ghika (1660—1664 und 1672—1673), der ihm in der Walachei nachfolgte (Gregor hatte nämlich zuerst in der Moldau, dann in der Walachei regiert) zu große Eile gezeigt hatte, seinem Vater zu folgen, so besaß er doch große Eigenschaften, und unter seiner Regierung erfreuten sich die Walachen eines Friedens und eines Glücks, das sie seit langer Zeit nur dem Namen nach kannten. Er fand das Fürstenthum unglücklich und verödet, und er verzichtete auf seine Civilliste. Bald schwanden die mannigfaltigen Leiden, welche die Walachen erdrückten; den Krankheiten und der Hungersnoth folgten gesunde und fruchtbare Jahre, welche Korn, Wein und Honig in Ueberfluß gewährten. Der Ackerbau fing wieder an aufzublühn und die Heerden von neuem zu gedeihen†). Leider wurde Gregor von treulosen Rathgebern getäuscht, welche ihn veranlaßten, den Fürsten Constantin Cantacuzen, einen der trefflichsten Bürger des Landes, umbringen zu lassen. Aber wie einst

*) Ebendaselbst und außerdem Histoire de la Dacie, des Valaques transdanubiens et de la Valachie par Michel de Kogalnitchan. Nouvelle édition, Berlin 1854.

**) Ubicini a. a. O. und Histoire politique et sociale des principautés danubiennes par Elias Regnault. Paris 1855.

***) Kogalnitchan a. a. O.

†) Ebendaselbst.

David, so sühnte der Hospodar diesen Mord mit bittern Thränen, und er bestrafte mit der größten Strenge jene Männer, welche ihn betrogen hatten.

Statt das walachische Volk mit Steuern zu erdrücken, versuchte Gregor II. Ghika (1732—1735) der Geistlichkeit die Vorrechte zu entreißen, durch welche sie von allen Lasten befreit war; die Intriguen des Klerus zwangen ihn, den Thron in Bucharest mit dem in Jassy zu vertauschen.

Doch regierte Gregor zum zweitenmale in der Walachei (1748—1752). Damals gründete er den berühmten Spital Panteleimon in der Nähe von Bucharest. Vom Geiste der Duldsamkeit beseelt, der zu jeder Zeit, und in jedem Lande selten ist, und überzeugt, daß man dem rückschreitenden Geiste der Geistlichkeit heilsame Schranken setzen müsse, erlaubte er den sächsischen und magyarischen Protestanten, eine Kirche in der Hauptstadt zu erbauen. Dieser Fürst hatte mehrere von den Fehlern, welche eine Zeit des Verfalls bezeichnen; aber er war von dem großen Gedanken beseelt, den Klerus im Zaume zu halten und die Religionsfreiheit zu begründen.

Nach seinem Tode wählten die Walachen Skarlate oder Karl Ghika (1758—1761 und 1765—1766). Aber die Pforte zog ihm seinen jüngern Bruder Matthias vor. Man weiß wenig von dem Leben Matthias II. Ghika, der in den offiziellen Schriften den Titel: „Wir, Herzog und Oberherr des rumanischen Landes" annahm.

Der wohlthätigen Politik Gregors II. Ghika getreu, zwang Skarlate I. Ghika den Klerus, zu den Lasten des Landes beizutragen. Ihm folgte sein Sohn Alexander VI. Ghika (1766—1768), und diesem sein Bruder Gregor III. Ghika (1768—1769). Wie seine Vorfahren von den Mißbräuchen überzeugt, welche die Steuerfreiheit des Klerus nach sich zog, ließ Gregor III. eine Zählung desselben veranstalten, und legte jedem Priester eine jährliche Abgabe von vier Piastern auf.

Nach der ersten Besitznahme der Walachei durch die Russen (1808—1812) wurde Gregor IV. Ghika (1822—1828) der Wiederhersteller des walachischen Throns. Seine Regierung fällt mit der Wiedergeburt der rumanischen Literatur zusammen, welche Edgar Quinet mit so großer Beredtsamkeit dargestellt hat*). Er trug zu derselben bei, indem er die Nationalschule zu St. Sava gründete**). Während der kurzen Zeit, in der Gregor unabhängig von den russischen Agenten regierte, zeigte er den größten Eifer für das Wohl und die Interessen des Landes. In der Walachei war es der Regierung gelungen, die fünf Millionen Piaster Staatsschuld zu zahlen, welche er gemacht hatte, um den Sold der türkischen Truppen zu entrichten, und welche zur Zeit der Unruhen niemals zurückgegeben worden war; die meisten Bedrückungen, welche seit mehr als einem Jahrhundert auf den Fürstenthümern lasteten, verschwanden, und mit Ausnahme einiger Versuche der nach Siebenbürgen geflüchteten russischen Parthei, Versuche, die jedoch leicht unterdrückt wurden, erfreuten sich die Fürstenthümer sechs Jahre lang einer vollkommnen Ruhe. Gregor Ghika benutzte sie, um verschiedene Maßregeln zu ergreifen, welche geeignet waren, die sittliche und materielle Lage des Landes zu verbessern. Er ernannte eine aus fünf Mitgliedern bestehende Kommission, welcher er den Auftrag ertheilte, einen Vorschlag zu Reformen auszuarbeiten, welche auf den alten Rechten und Gebräuchen gegründet waren; er zog die durch die Frömmigkeit des Volkes gegründeten und berühmten Klöster zum Staatsgut, welche der Klerus widerrechtlich in Besitz genommen hatte; er errichtete ein Pandurencorps in Nachahmung der alten Bürgergarden; er ließ die Hauptstraßen von Bucharest pflastern, vergrößerte die Spitäler Philanthropia und Panteleimo, stellte die Nationalschulen

*) Man vergleiche auch Ballades de la Roumanie, Introduction.

**) Regnault a. a. O.

wieder her, und gab den Studien einen lebhaften Schwung. Der Dichter Heliades und zwei patriotische Bojaren, Constantin Golesco und Johann Campineano unterstützten seine Bemühungen auf eine würdige Weise, und entwarfen mit Bewilligung des Fürsten die Statuten einer Gesellschaft des Fortschritts für die Walachei*).

„Das ganze Volk, sagt Elias Regnault, nahm an dieser Bewegung den lebhaftesten Antheil.“ Allein der Czar Nikolaus, welcher ebensowenig als Franz Joseph die Wiedergeburt Rumäniens wollte, stürzte es in neues Elend. Von 1828 bis 1834 blieb der Thron der Walachei unbesetzt.

Die Fürstin Dora d'Istria ist eine Nichte Gregors IV. Ghika und Alexanders X. Ghika, der jenem nachfolgte.

Alexander oder Aleko X. Ghika (1834—1842) war, wie sein älterer Bruder, einer der Wiederhersteller der Walachischen Nationalität. Er war unter Gregor Kaimakan der kleinen Walachei und Groß-Spather oder General der Milizen gewesen. „Es ist“, sagt Ubicini, „ein edler, uneigennütziger, leutseliger Mann, der das Glück seines Vaterlandes wünschte. Ein Franzose, der Verfasser der „Keruţa“ **), Stanislaus Bellanger, entwirft ein interessantes Gemälde des Fürsten Alexanders, welchen er in Bucharest sah, ehe er durch die Intriguen der Russen und der dem Fortschritt feindseligen Bojaren gestürzt wurde.

„Der gegenwärtig regierende Hospodar ist ein achtungswerther Mann, ein weiser, unterrichteter, kluger Fürst, er liebt und begünstigt die Kunst, er erneuert den Gewerbsfleiß und zählt mehr Anhänger als Feinde. Von hohem und schönem

*) Ubicini a. a. O. Wir müssen ein für alle Mal bemerken, daß Ubicini, welcher im Jahr 1848 Sekretär der republikanischen Regierung war, in keiner Weise geneigt ist, den Fürsten zu schmeicheln.

**) Ubicini a. a. O. Cap. 12. Règne d'Alexandre Ghika.

Wuchse, ist sein Gang edel und Ehrfurcht gebietend, in seinem braunen Gesicht spricht sich ein kräftiger Charakter aus. Er besitzt mannigfaltige Kenntnisse, er spricht das Französische, wie wenn er in Frankreich geboren wäre, er kennt das Theater, die Literatur, die ausgezeichnetsten parlamentarischen Redner Frankreichs*)."

Saint-Marc-Girardin bemerkte voriges Jahr im Journal des Debats, daß selbst die Schriftsteller mit der entschiedensten demokratischen Gesinnung, wie Elias Regnault, genöthigt gewesen seien, den zwei letzten Fürsten Ghika Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Daher hat die Revue des Deux Mondes die öffentliche Meinung ausgesprochen, als sie sich über den gegenwärtigen Kaimakan der Walachei auf folgende Weise äußerte:

„Ein einziges Mal seit 1834 haben die Fürstenthümer einen Hospodar gehabt, welcher die ottomanische Pforte auf eine solche Weise vertreten hat, wie die abendländischen Mächte es nur wünschen konnten, und er wurde nach schwachem Widerstande vom Divan aufgeopfert: es war der Fürst Alexander Ghika, der Bruder des erlauchten Hospodars Gregor Ghika, dessen Verwaltung in der Walachei so tiefe Erinnerungen zurückgelassen hat. Da er einmal zum Hospodar der Walachei ernannt war, wollte Alexander Ghika die Gewalt, die ihm übertragen worden war, in ihrem vollsten Umfang ausüben. Er widerstand den Anmaßungen der russischen Agenten und bewies sich vor allem als einen volksthümlichen und vaterländisch gesinnten Fürsten. Alexander hatte nur eine Leidenschaft, die zwar edel war, aber seiner politischen Stellung verderblich wurde. Die Leidenschaft für sein Vaterland und für die Rechte der Würde, mit der er bekleidet war; er verharrte in einer Bahn, welche ihm ewig zur Ehre gereichen wird, aber die seinen Sturz herbeiführte. Weder

*) La Kéroutza, Voyage en Moldo Valachie — Les Hospodars.

die Freundschaft, welche ihn mit einigen hochgestellten und achtungswerthen Personen in Rußland verband, noch die Rathschläge des russischen Kommissärs Du Hamel, welche von einer aufrichtigen Theilnahme eingegeben waren, konnten ihn vermögen, seine Rechte aufzugeben und eine Gewalt vorzuziehen, von der ihm nur der Schein gelassen wurde, was ihm reiche Entschädigungen hätte verschaffen können. Er wollte ebensowenig den Ermahnungen mehrerer gewichtiger Personen Gehör geben, welche ihn aufforderten, sein persönliches Glück nicht den Bestrebungen der Fürsten und des Vaterlandsfreundes aufzuopfern. Alexander Ghika fiel, aber es begleitete ihn das Bedauern seiner Mitbürger und die Achtung selbst derjenigen, welche ihn gestürzt hatten. Man begreift jetzt, von welcher Bedeutung es ist, daß er die Gewalt wieder übernimmt*)."

Die Prinzessin Helena Ghika ist die Tochter des Groß-Vornils (Minister des Innern) der Walachei; ihr Vater, Michael Ghika, ist der jüngere Bruder Gregors und der ältere Bruder Alexanders.

Doch bevor wir von ihrem Leben und ihren Schriften sprechen, müssen wir einige Worte über ihre Ahnen sagen, welche in der Walachei geherrscht haben. Mehr als einmal wurde ein Fürst auf den moldauischen Thron berufen, nachdem er vorher in der Walachei regiert hatte, und umgekehrt. So erscheinen die nämlichen Namen in den Geschichten der beiden Länder.

In den Verzeichnissen der moldauischen „Domni" (Fürsten) finden wir Georg Ghika I. (1658—1660), Gregor Ghika II. (1727 — 1732, 1735 — 1741 und 1747 — 1748) Matthias Ghika III. (1753—1756), Skarlate Ghika IV. (1757—1758), Gregor Ghika V. (1764—1766 und 1772—1777), Alexander Gregor Ghika VI. (1849—1856). Ohne uns über die

*) Les Principautés avant et après la guerre, par Eugène Poujade in der Revue des Deux-Mondes du 1. Sept. 1856.

Begebenheiten ihrer Regierungen zu verbreiten, wollen wir nur von dem Tode Gregors Ghika V. und von der Regierung der letzten Domni der Moldau reden.

Gregor Ghika V. ist der nämliche, der, wie wir gesehen haben, unter dem Namen Gregors III. Ghika in der Walachei regiert hat. Dieser Fürst ist einer der Helden Rumaniens, und Elias Regnault trägt kein Bedenken ihn den Märtyrer der Nationalunabhängigkeit zu nennen. Um seinen tragischen Tod zu verstehen, muß man sich erinnern, daß Oestreich zu allen Zeiten ein heftiger Feind Rumaniens gewesen ist, welchem es Siebenbürgen, die Bukowina u. s. w. entrissen hat. Als die Pforte, welche die Rumanen so oft verrathen hat, die Bukowina an Oestreich überließ, weigerte sich der Fürst, an dieser Niederträchtigkeit Theil zu nehmen.

„Er stößt Drohungen und Verwünschungen aus, und indem er dem Sultan das Recht abstreitet, über die rumänischen Länder zu verfügen, weigert er sich, dem Vertrag, der sein Vaterland einer schönen Provinz berauben soll, seine Unterschrift beizufügen. Man berichtet auch, daß er, um den Räubern eine Lehre zu geben, den Haushofmeister des östreichischen Agenten bestach, ihm die Pferde und Wagen seines Herrn zu verkaufen. Der Agent, der nun gezwungen war, zu Fuß zu gehen, verstand diese Lehre. „Sie haben Recht," sagte er zu Gregor, „aber nehmen Sie sich in Acht." Die Drohung blieb nicht ohne Erfolg. Kurze Zeit nachher wird ein Kapidschi-Baschi mit geheimen Befehlen nach Jassy gesendet. Er überrascht den Fürsten, erdolcht ihn, läßt seinen Kopf einbalsamiren und schickt ihn nach Konstantinopel. Er wurde auf den Mauern des Serails aufgesteckt. Indem die Türkei den Fürsten Gregor den Oestreichern opferte, rief sie den Verrath hervor und verkündigte ihren eignen Verfall" *).

Alexander Gregor VI., ein Andergeschwisterkind der Fürstin

*) Dies geschah im Jahr 1777. S. Regnault a. a. O.

Dora d'Istria, hat in unsern Tagen den heldenmüthigen Kampf gegen die Treulosigkeit und die Gewaltthätigkeit Oestreichs wieder begonnen, Ihrer blödsinnigen Politik getreu, hat ihn die Pforte geopfert. Aber als er den Thron bestieg, hat er das Mönchsthum angegriffen, die Leibeigenen freigelassen, und die Preßfreiheit begründet. Diese für das Leben der orientalischen Völker so bedeutsamen Thatsachen sind zu allgemein bekannt, als daß es nöthig wäre, sie ausführlicher zu berichten.

Wenn wir von den Ahnen der Fürstin Dora d'Istria mit einiger Ausführung gesprochen haben, so wird diese Abschweifung denen nicht nutzlos erscheinen, welche sich mit ihrem Leben und ihren Schriften näher bekannt machen wollen. In der That ist die Verfasserin der „deutschen Schweiz" nicht eine vereinzelte Erscheinung. In ihr leben alle Ueberlieferungen, alle Abneigungen, alle Bestrebungen ihrer Familie, die Vaterlandsliebe, der Haß des geistlichen Despotismus, die Liebe der Wissenschaften, und der Sinn für die freie Prüfung, welchem die Reformatoren des 16. Jahrhunderts bei den vorgerücktesten Völkern des Abendlands den Sieg verschafft haben. Alle diese Richtungen finden sich in demselben Grade bei einem ihrer Vetter, dem Fürsten Johann Ghika, einem ausgezeichneten Schriftsteller und glühenden Patrioten, welcher, nachdem er einer der Führer der wissenschaftlichen Wiedergeburt Rumaniens*) und der liberalen Bewegung**) gewesen, bis jetzt die Insel Samos als Fürst regiert und sich die Achtung und die Liebe jener unruhigen Insulaner zu erwerben gewußt hat.

Wir haben in der Geschichte des Geschlechtes der Ghika den Ursprung der Meinungen und der Neigungen gesehen, welche die Verfasserin der Helden Rumaniens beseelen; wir wollen jetzt eine Skizze ihres Lebens entwerfen und hierauf eine Uebersicht ihrer verschiedenen Arbeiten mittheilen.

---

*) S. Ballades de la Roumanie, Introduction.

**) Es war einer der Verbannten vom Jahr 1848.

Die Prinzeſſin Helena Ghika wurde am 22. Januar 1829 geboren. Sie wurde von dem Metropoliten der Walachei Gregor getauft; ihr Pathe war ihr Oheim der Fürſt Gregor Ghika, die Taufhandlung fand in Cortea Veque ſtatt, wo ſich einer der Helden Rumaniens, Mircea der Alte, einen Palaſt gebaut hatte. In der Nähe dieſes Ortes, an den Ufern der Dimbovitza verlebte ſie die erſten Jahre ihres Lebens. Als ſie ſieben Jahre alt war, erhielt ſie den erſten Unterricht; ihr Lehrer war einer der gelehrteſten Männer Griechenlands, G. G. Pappadopulos, welcher jetzt in Athen eine bedeutende Stellung bei dem höhern Unterricht einnimmt, und der ſich durch mehrere Schriften über Aeſthetik und Archäologie bekannt gemacht hat. Kein Lehrer war geeigneter, junge Talente mit Sicherheit zu entfalten. Für die bewunderungswürdige Literatur der Griechen, jene Quelle aller wahren geiſtigen Bildung, leidenſchaftlich eingenommen, wußte der treffliche Pappadopulos ſeinen Zöglingen (der Prinzeſſin und ihrem Bruder) ſeine lebhafte Begeiſterung für Meiſterwerke einzuflößen, welche immer die beſte Schule des menſchlichen Geiſtes ſein werden. Schon damals erhielt die Prinzeſſin Unterricht im Alt- und Neugriechiſchen, im Lateiniſchen, ſo wie im Franzöſiſchen. Später fügte ſie das Studium der deutſchen Sprache, des Engliſchen und Italieniſchen hinzu. Dieſe ſtrenge Erziehung gab ihr eine ſo entſchiedene Neigung für die literariſche Beſchäftigung, daß ſie ſchon in ihrem neunten Jahre auf den Einfall gerieth, ein Theaterſtück zu ſchreiben. Wie bei den alten Hellenen ſchloſſen ſich körperliche Uebungen an die des Geiſtes an, die Prinzeſſin Helena that es ihren Brüdern ſelbſt im Schwimmen zuvor. Auch hatte ſie ſpäter das Glück, in einer dunklen Nacht die Hofmeiſterin ihrer Schweſter, die in der Nähe von Moskau in einen Teich geſtürzt war, einem gewiſſen Tode zu entreißen. Der Fürſt Alexander, der damals auf dem höchſten Gipfel ſeiner Macht ſtand, ermunterte die Unerſchrockenheit ſeiner Nichte, und man ſah ihn eines Tages mit ſeinem ganzen Hof dem muthigen Entſchluß, mit

welchem sie einen beträchtlichen Raum durchschwamm, lauten Beifall zujauchzen.

Der Fürst Michael verließ Bucharest im Jahr 1840, ein Jahr vor der Revolution, welche seinen Bruder vom walachischen Throne stürzte. Der Fürst, der selbst sehr unterrichtet war, wollte seinen Kindern alle die Vortheile zukommen lassen, welche die Unterichtsanstalten in Deutschland gewähren. Sachsen schien ihm für die Ausführung seiner Pläne vorzüglich geeignet, er ließ sich daher mit seiner Familie in Dresden nieder. Man kann daher sagen, daß der Geist des jungen Mädchens sich unter dem doppelten Einflusse Griechenlands und Deutschlands entwickelt hat. Der Dresdner Hof, an welchem sie zuerst in die große Welt eingeführt wurde, war ernstern Beschäftigungen günstig. Der Prinz Johann, der seitdem den Thron von Sachsen bestiegen hat, beschäftigte sich schon damals mit jenen Arbeiten, die ihm einen bedeutenden Rang unter denjenigen Gelehrten gesichert haben, welche sich mit Dante beschäftigen. Die Prinzessin Amalie war ebenfalls literarisch thätig. Die Achtung, welche Jedermann im protestantischen Deutschland vor jedem umfassenden Wissen hat, war vollkommen geeignet, der Leidenschaft der Prinzessin für die Beschäftigung mit den Wissenschaften einen neuen Schwung zu geben. Daher begann sie auch, die deutsche Sprache und Literatur mit der größten Thätigkeit zu studiren; sie übersetzte sogar die Iliade in's Deutsche, um vollständig in den Geist einer Sprache zu dringen, welche den Völkern lateinischen Ursprungs bedeutende Schwierigkeiten darbietet*).

Die junge Rumänin vernachlässigte über den Wissenschaften die Musik und die Malerei keineswegs. Bis zu ihrer letzten Reise in den Westen hat sie sich mit einer besondern Vorliebe

*) Wie umfassend ihre Kenntniß der deutschen Literatur ist, wird man schon aus den von ihr selbst ausgewählten Mottos zu den einzelnen Kapiteln des vorliegenden Buches entnehmen.

mit der Malerei beschäftigt. Sie hat sogar Gemälde zur Petersburger Kunstausstellung geschickt und im Jahr 1854 eine silberne Medaille erhalten. Die Gemälde, die ihr diese Auszeichnung verschafften, waren eine deutsche Landschaft und die geistreiche Composition, in welche sie das bekannte Lied: „Ein Fichtenbaum steht einsam" von Heinrich Heine zur plastischen Anschauung brachte*).

Als die Familie Ghika Dresden verließ, brachte sie einen Winter in Wien zu, wo das junge Mädchen Gelegenheit er-

---

*) Das Ganze besteht aus zwei Gemälden. Auf dem ersten sieht man zur Rechten einen mit Reif bedeckten Felsen, auf welchem eine einsame Fichte ihre Aeste ausbreitet. Ihre herabhängenden mit Eiszapfen besetzten Zweige sind mit hohem Schnee bedeckt.

— — come la neve dei Alpi. (Dante.) Der Himmel ist kalt und düster. Nur im fernen Horizont hinter den traurigen Hügeln scheint ein Unglück verkündender rother Streifen, dergleichen man in den nördlichsten Regionen Europa's sieht, einen noch traurigern Tag anzukünden. Zur Linken erhebt sich eine Fichtengruppe, welche sich im Nebel verliert, in der Nähe eines gefrornen Baches, der von kahlen Felsenmassen begränzt wird, und vermehrt noch den peinlichen Eindruck, welchen die Künstlerin hervorbringen wollte.

Auf dem zweiten Gemälde bemerkt man zur Linken einen von der Hitze eines brennenden Himmels gebräunten Sandfelsen. Die glühende und klare Luft eines südlichen Klima's erfüllt das ganze Gemälde; auf diesem Felsen überläßt eine Palme ihr zierliches Laubwerk dem Hauche des Sunn. Hinter diesem leuchtenden Grün sendet jene siegreiche Sonne, welche kein Morgenroth hat, bei ihrem Aufgang jene unwiderstehlichen Strahlen in die Luft, welche die Mythologie der Vedas unter die Götter versetzt hat. Keine Wolke erscheint unter diesem schönen Himmel. In der Ferne scheint das Meer, blauer noch als das Azur des Himmels, ein eben so sanftes Murmeln hören zu lassen, als jenes Jonische Meer, dessen sanftes Wogen in den Homerischen Versen so schön nachgezeichnet wird. An dem Ufer erhebt sich eine weiße Moskee, wie ein Denkmal Allah's in der Wüste. Zwei neben ihren Führern auf dem schon brennenden Sand liegende Kameele erinnern daran, daß Asien die Heimat der Patriarchen und der ewigen Wanderungen ist.

hielt, die Pracht am Hofe der östreichischen Kaiser mit dem verhältnißmäßig bescheidenen Leben und den Gewohnheiten der Monarchen des nördlichen Deutschlands zu vergleichen. Der so scharfe Gegensatz zwischen dem südlichen und nördlichen Deutschland mußte auf sie einen lebendigen Eindruck machen, und man findet an einigen Stellen ihrer Werke die Spuren der Betrachtungen, welche dieser Gegensatz in ihr hervorrief.

In Venedig erhielt sie Gelegenheit, weit großartigere Erscheinungen zu sehen. Italien knirschte unter dem Joch, welches es erdrückte. Die junge Rumänin konnte nicht vergessen, daß ihre Nation aus dem schönen Lande stammte, welches sie gefesselt erblickte, und daß Oestreich, nicht bloß die Lombardei und Venedig, sondern auch Siebenbürgen und die Bukowina an sich gerissen hatte; die Sache Italiens und Rumäniens erschienen ihr schon damals eng verbunden. Was sie übrigens für Italien leidenschaftlich entflammte, war weniger eine Frage der Nationalität, als des Rechts. Vielleicht hat kein Schriftsteller lateinischen Namens von den Deutschen, den Scandinaviern, den Engländern mit mehr Wohlwollen gesprochen; aber, so wie sie es für unrecht erachten würde, wenn die Franzosen Anspruch darauf machen wollten, in Berlin oder in Stuttgart zu herrschen, eben so wenig kann sie es für gerecht halten, wenn ein slavisch-germanischer Staat, wie Oestreich, in Bucharest, in Jassy, in Venedig, oder in Mailand herrschen will. Dieses Billigkeitsgefühl, welches jeder wahrhaft christlichen Seele die Achtung vor den Nationalitäten einflößt, erfüllte schon damals die Prinzessin Ghika; daher begrüßte sie die junge venetianische Republik, welche in den Freunden der Freiheit so große Hoffnungen erweckte, mit der höchsten Begeisterung. Und in der That, es gelang den Venetianern, allerlei Vorwürfe zu vermeiden, welche die Revolutionen der lateinischen Völker nur zu oft verdienen. Sie wußten die Ordnung mit der muthvollen Kraft der Vertheidigung zu verbinden, und ihr Haupt, der berühmte Manin, zeigte sich der alten Venetianer würdig.

Im Jahr 1849 kehrte die Familie Ghika nach der Walachei zurück; am 5. Februar vermählte sich die Prinzessin mit einem russischen Fürsten aus einem der ältesten Geschlechter des Reichs, welches von dem heiligen Wladimir abstammt, dem Rußland seine Bekehrung zum Christenthum und seinen Eintritt in die orthodoxe Kirche verdankt*). In der Walachei sind die Verwandtschaftsbande sehr zahlreich und da die Heirathen zwischen Verwandten durch Religion untersagt sind, so erklärt es sich leicht, warum die Walachen häufig Fremde heirathen, wenn sie zur griechischen Kirche gehören**).

---

*) Es ist nicht allgemein bekannt, daß von dem berühmten Stamm der skandinavischen Germanen, welcher vielen Reichen Europa's, (wie England, den beiden Sicilien, Schweden, Dänemark, Norwegen und der Normandie) Herrscher gegeben hat, ebenso auch die Gründer der politischen Größe Rußlands stammen. Die Waräger (von Warg, Verbannter), ein aus Norwegen stammendes Volk, ward von den Nowogorodern nach Slavonien gerufen, um die Nordgränze gegen die Einfälle der Finnen zu vertheidigen. Kurze Zeit darauf bemächtigte sich Rurik, einer ihrer Häuptlinge, der Stadt Nowogorod und nahm den Titel Großfürst an (862). Ruriks Nachkommenschaft verbreitete sich schnell über das südliche Rußland, bedrohte Constantinopel und erreichte unter Wladimir dem Großen (988) einen hohen Grad von Blüthe.

In diesen Zeiten konnte sich Rußland mit Recht „Kaiserthum aller Reussen" nennen; denn in der That ausser dem Großfürsten, der in Kiew residirte, besaßen mehrere Fürsten aus dem normanischen Stamme Ruriks lange Zeit mehrere zum Theil ausgedehnte Staaten. Unter dem russischen Adel finden sich jetzt nur noch wenige Abkömmlinge dieser Fürsten. Die kaiserliche Familie selbst ist ein deutsches Geschlecht von neuerem Ursprunge; daher ist es auch zu erklären, warum der Kaiser Nikolaus gegen die letzten Ueberbleibsel der alten skandinavischen Dynastie stets große Abneigung gezeigt hat.

**) Es ist sogar die Ehe zwischen Kindern und Geschwisterkindern unbedingt verboten; die Ehe mit entfernteren Verwandten ist zwar untersagt: doch kann die Kirche Dispens ertheilen.

Aber der Patriotismus der Prinzessin Ghika war zu aufrichtig und selbst zu leidenschaftlich, als daß ihre Uebersiedlung nach Rußland die Lebendigkeit ihrer Ansichten hätte schwächen können. Ihr Vaterland war der Gegenstand ihres steten Nachdenkens, ihrer innigsten Liebe. Da ihr die Vorsehung keine Kinder gewährte, schien sie ihr zu erlauben, ihrem Vaterlande ihre ganze Kraft zu widmen. Wenn man sich erinnert, welcher Gewaltthätigkeit diese unglückliche Gegend seit 1848 ausgesetzt worden ist, erräth man leicht, welche Pein ihre patriotische Seele erdulden mußte. Gerade in der Zeit, als Rumanien endlich wieder aufzuleben schien, reiste die Fürstin in die Schweiz, wo sie den Mönch bestieg, was sie später in der „deutschen Schweiz" erzählt hat*).

II.

Bald darauf reiste die Fürstin nach Ostende, um die Seebäder zu gebrauchen. Der mehrjährige Aufenthalt unter dem schrecklichen Petersburger Himmel hatte ihre Gesundheit geschwächt. Man weiß, wie gefährlich ein strenges Klima für Südländer ist; die geschicktesten Aerzte hatten erklärt, daß sie nicht mehr für die Gesundheit, ja nicht einmal für das Leben der Fürstin stehen würden, wenn sie sich nicht zu einem langen Aufenthalte im Westen entschlöße. Als sie daher Belgien verließ, reiste

*) Die meisten Zeitungen haben genaue Berichte über dieses Unternehmen mitgetheilt, namentlich das Journal des Debats, die Pariser Illustration und die „Illustrirte Zeitung". Die Holzschnitte der Pariser Illustration sind am genauesten. Nach denen der Illustrirten Zeitung müßte man voraussetzen, daß die Fürstin ihre Besteigung von der Wengern-Alp aus begonnen hat, während sie vom Grindelwald aus gegangen ist. Andere Blätter sind in ihren Berichten ungenau gewesen, die sie auf phantastische Weise ausgeschmückt haben.

sie in die italienische Schweiz. Bevor sie jedoch aus Ostende abreiste, ließ sie die interessante Schrift: „das Mönchsleben in der orientalischen Kirche" drucken*).

Das „Mönchsleben", welches sie schon in Rußland geschrieben hatte, ist eine zwar rasche, aber wahre Darstellung der orientalischen Klöster. Die Fürstin begnügte sich jedoch nicht, die Klöster ihrer Kirche zu schildern, sie untersuchte die Grundlage ihres Ursprungs, und beurtheilte sie mit unparteiischer Strenge. Nach ihrer Ansicht läßt sich diese Grundlage weder mit der Lehre des Evangeliums noch mit den rechtmäßigen Bestrebungen der Völker nach der Gerechtigkeit und Freiheit versöhnen. Man ist nur mit Hülfe gezwungener Auslegungen des neutestamentlichen Textes dazu gelangt, das Mönchswesen als eine christliche Einrichtung darzustellen, während sein wahrer Ursprung in dem Brahmanismus und vorzüglich in dem Buddhaismus zu suchen ist. Eugen Burnouf hat in seiner bewunderungswürdigen Einleitung in die Geschichte des indischen Buddhaismus auf das Ueberzeugendste nachgewiesen, daß Sakiamuni, gewöhnlich Buddha genannt, viele Jahrhunderte vor Antonius und Pachomus den Hindu-Klöstern eine mächtige Einrichtung gegeben hatte, indem er ihnen Grundlagen gab, die denen durchaus ähnlich sind, welche sich später bei den christlichen Klöstern im Morgen- wie im Abendlande vorfinden.

Das „Mönchsleben", das im Jahre 1855 erschien, war durchaus zeitgemäß, denn das Mönchsthum erhebt überall das Haupt wieder. In Frankreich sind die Jesuiten allmächtig und bedecken mit ihren Häusern den Boden, der einen Voltaire, Mirabeau und Paul Ludwig Courier hervorgebracht hat. Die Dominikaner, die Kapuziner, die Brüder des Oratoriums u. s. w. bauen ihre zerfallenen Klöster wieder auf. Dank der Erzher-

*) La vie monastique dans l'église orientale. Paris et Genève, J. Cherbuliez, 1855, Bruxelles, imprimerie de Mahieu.

zogin Sophia ist das „apostolische Reich“ zum Schwert der Gesellschaft Jesu geworden. In Spanien ist die Schwester Patrocinio in Folge ihrer Wunder und ihrer Intriguen die wirkliche Königin dieses schönen und unglücklichen Landes. Im mittlern und südlichen Italien, in den spanisch amerikanischen Republiken sind die Mönchsorden das lebende Gesetz. Sie fahren fort, die Schweiz mit ihren Intriguen zu beunruhigen, und die letzten Wahlen von Freiburg zeigen hinlänglich, daß die Jesuiten in dem Gebiete der Eidgenossenschaft zahlreiche, thätige und gut bezahlte Agenten unterhalten.

Bei solchen Umständen muß man sich nicht wundern, daß das Mönchsleben gut aufgenommen wurde, sogar von der konservativen Presse.

Die »**Bibliothèque universelle**« von Genf, welche nicht verdächtig ist, die »**Indépendence belge**«, die »**Revue des Deux Mondes**«, diese bedeutendste Zeitschrift, welche nicht weniger als hunderttausend Leser hat, die „Allgemeine Zeitung“, haben von dem Werk mit Anerkennung gesprochen*). Die „Allgemeine Zeitung“ bemerkte sogar mit einem unverkenn-

*) „Dieses Buch ist in mehreren Beziehungen bemerkenswerth. Man fühlt eine aufrichtige Bewunderung, wenn man eine Frau aus den höchsten Ständen sieht, welche zugleich den Homer, Corneille, Göthe, Dante, Shakespeare versteht. Die biblische Gelehrsamkeit der Verfasserin wäre allein hinreichend, um die Aufmerksamkeit auf ihr Werk zu lenken.“ (Bibliothèque universelle de Genève. Nov. 1855.) „Dieses Buch ist eine edle, originelle, oft beredte Beurtheilung der Anmaßungen der Mönche und ihrer Geschichte.“ („Indépendance belge“ vom 6. Nov. 1855.)

„Diesem Gemälde des Mönchslebens gebührt eine Stelle unter den Schriften über das orientalische Leben, da es sich eben so sehr durch die zeitgemäßen Untersuchungen, als durch die Bedeutsamkeit der behandelten Fragen empfiehlt.“ („Revue des Deux Mondes“ vom Januar 1856.)

baren Wohlwollen, daß die bedeutendsten Zeitungen sich mit dem „Mönchsleben“ beschäftigt hätten, und erklärte, daß es die lebhafte Theilnahme verdiene, die es erregt habe.

Kaum war dieses Werk erschienen, als die Fürstin nach Lugano (im Kanton Tessin) reiste, einer kleinen alterthümlichen Stadt, welche an den reizenden Ufern des nach ihr benannten Sees liegt. Sie stieg in dem prächtig gelegenen Gasthofe zum Park ab, welcher von Deutschen gehalten wird. Der Aufenthalt der Fürstin konnte von den Parteien des Landes nicht mit Gleichgültigkeit gesehen werden, welche in den drei dort erscheinenden Zeitungen genau repräsentirt sind: die »Democrazia« von Bellinzona ist das Organ der Liberalen, die »Gazetta Ticinese«, von Lugano das der friedlichen Konservativen, und der ebenfalls in Lugano erscheinende »Credente cattolico« repräsentirt jene fanatische Ultramontanenparthei, welche die Einheit der Schweiz oft in Gefahr gebracht hat und noch bringen wird. Die Democrazia sprach mit Begeisterung von den Arbeiten der Fürstin und die »Gazetta Ticinese« mit einem unverkennbaren Wohlwollen, welches nur durch die Forderung ihrer eigenthümlichen Stellung einigermaßen zurückgehalten wurde. Was dagegen den »Credente« betrifft, so veröffentlichte derselbe, nachdem er einige Monate lang das größte Stillschweigen beobachtet hatte, einen kleinen Artikel, welcher auch besonders abgedruckt und am Morgen des zu Ehren der „Madonna zu den Hühnern“ gefeierten Festen ausgetheilt wurde.

Man weiß, daß der religiöse und politische Haß in diesem südlichen Kanton oft mit Heftigkeit ausbricht, der Mord Degiorgi's, der im Jahr 1854 zu Locarno von den Ultramontanen getödtet wurde, reicht hin, es zu beweisen. Während das Schreiben der Tessinischen Ultramontanen „dem literarischen Talent“ der Gräfin Dora d'Istria Anerkennung zu Theil werden ließ, warf es ihr zugleich vor, eine Feindin der Madonna zu sein. Es war den italienischeu Zeitungen verschie-

dener Farben, den liberalen Blättern des Teſſin's, nicht ſchwer, zu zeigen, wie unziemlich und ungeſetzlich ein ſolches Schreiben ſei; auch wurde es von allen Konſervativen getadelt, welche die geringſten Kenntniſſe der Geſetze hatten, von denen jede Beſprechung in den civiliſirten Ländern geleitet wird, wo es niemals erlaubt geweſen iſt, Flugſchriften im Geheimen zu verbreiten, welche geeignet ſind, den Fanatismus der Menge aufzuregen. Dieß iſt die genaue Schilderung einer Polemik, welche viele Tagesblätter von der „Allgemeinen Zeitung" bis zur „Genfer Revue" beſchäftigt hat, und deren Bedeutung man weder zu gering noch zu hoch anſchlagen darf. Die Gräfin Dora d'Iſtria nahm keinen Antheil daran, feſt überzeugt, daß wenn ſie ſich gegen den heidniſchen Aberglauben erhob, welcher das Chriſtenthum entehrt, ſie von einem unveräußerlichen Recht Gebrauch gemacht hatte. Erſt als ſie einige Zeit nachher den Teſſin verließ, veröffentlichte ſie einen Brief, in welchem ſie bezeugte, daß das teſſiniſche Volk ihr trotz einiger von den niedrigſten Menſchen ausgegangenen Aufreizungen ſtets das größte Wohlwollen und die aufrichtigſte Herzlichkeit bewieſen habe. In der That erhielt ſie, als ſie Lugano verließ, ſo viele rührende Beweiſe der Theilnahme des Volkes, daß ihre Abreiſe das Anſehen einer Feierlichkeit hatte.

Es iſt durch die Zeitungen bekannt gemacht worden, wodurch die Fürſtin dieſe allgemeine Liebe gewonnen hatte; wir theilen, um ihren Charakter auch von dieſer Seite darzuſtellen, folgende Stellen mit:

„Die Allgemeine Zeitung Nr. 353 von dem vorigen Jahre hatte zwar den Aufenthalt der Fürſtin K*** M*** für dieſen Winter in dem neu errichteten und von einem deutſchen Wirth betriebenen Hotel du Parc in Lugano bereits erwähnt und deren Wohlthätigkeitsſinn gebührend hervorgehoben; allein damals war ihr literariſches Werk noch nicht bekannt. Seither haben mehrere große Journale Artikel über dieſes intereſſante Buch geſchrieben.

Die Fürstin hat nämlich letzten Sommer die Schweiz bereist, Gletscher, Alpen und Thäler durchstreift, und für den Winter im Hotel du Parc in Lugano ihr Asyl genommen, wo sich mitten in den Stürmen der Zeit ihre schöne Seele im philantropischen Paradies des Friedens ergehen läßt.

(Allg. Zeit. v. 28. Februar 1856.)

Unter den ausgezeichneten Fremden befindet sich gegenwärtig auch die russische Fürstin K*** M*** hier, die im Lauf des letzten Sommers durch eine mißlungene Besteigung der Jungfrau und eine nachher geglückte des Mönchs von sich reden machte, und durch leutseliges Betragen und ihre Wohlthätigkeit unter der Bevölkerung des Berner-Oberlandes ein gutes Andenken hinterlassen hat. Diese schönen Charaktereigenschaften entfaltet die Fürstin auch bei ihren täglichen Spazierfahrten auf dem Luganer See und an dessen reizenden Ufern.

(Der Bund v. 14. Sept. 1855.)

Die Genueser-Zeitung „L'Italia" vom 2. Mai 1856 sagte, nachdem sie von der oben erwähnten Flugschrift gesprochen hat: „Diese wohlthätige Dame hat auf dieses schlechte Verfahren mit einem würdevollen Stillschweigen, so wie dadurch geantwortet, daß sie dem Lyceum eine Weltkarte und ein Relief der Schweiz, der öffentlichen Bibliothek mehrere wichtige Werke zum Geschenk gemacht hat. Sie lebt in dem Hotel zum Park in völliger Zurückgezogenheit, mit dem bewunderungswürdigsten Fleiß den Studien und der Abfassung ihrer Werke hingegeben. Sie versteht mehrere Sprachen und drückt sich überraschend gut in ihnen aus; sie ist sogar mit dem Altgriechischen vertraut, und überhaupt ist ihre Gelehrsamkeit von seltenem Umfang. Noch jung und in der schönsten Blüthe der Jahre, ist ihre Kleidung einfach, ihre Tugend ohne Makel, sie ist schön und streng wie eine römische Matrone. Bei ihrem Reichthum bescheiden, hat das Glück weder ihre edlen Meinungen geschwächt, noch ihr treffliches Herz verändert. Sie hängt mit

aller Liebe an der Sache der Völker, und sie liebt Italien als ächte Rumanin, mit wahrhaft kindlicher Liebe."

Wir lesen ferner in der Tessiner Democrazia vom 17. August 1856 Folgendes: „Da die Frau Gräfin Dora d'Istria allen Unterrichtsanstalten in Lugano und in der Umgegend ein Andenken an ihren Aufenthalt an den Ufern unseres schönen Sees hinterlassen wollte, hat sie allen Zöglingen der Handelsschule in Agno ein interessantes geschichtliches Werk zum Geschenk gemacht. Sie hat den Unterrichtsstunden in dieser Anstalt mehrmals beigewohnt, und ermunterte die Zöglinge mit der aufrichtigen Theilnahme, welche sie immer für die geistigen Fortschritte unsers Kantons an den Tag gelegt hat. Die Zöglinge werden das Wohlwollen und die reichen Kenntnisse der edlen und gelehrten Tochter des rumanischen Hospodars stets im Andenken behalten."

In der Luganer Zeitung „Il Popolo" vom 1. August 1856 heißt es: „Wir hatten die Absicht auf den Artikel des „Credente" zu antworten; aber man kann jetzt die siegreiche Antwort der Democrazia Nr. 84, 87 und 88 lesen. Niemand in Lugano theilt die Ansichten des Credente, aber Alle haben über seinen lächerlichen Angriff gelacht. Die ganze Bevölkerung bewundert mit dem civilisirten Europa die Werke der Walachischen Fürstin, und wird stets mit Dankbarkeit daran denken, daß sie durch ihre herrlichen Werke die Liebe für unsere freie Verfassung, unsere lieblichen Ufer, unsere schönen Hügel, unsere Landschaften verbreitet hat. Lugano wird sich stets an die materiellen und geistigen Wohlthaten erinnern, welche es ihrem Aufenthalt verdankt, unsere Stadt wird ihre Wohlthaten, ihre Gaben an die Armen, ihre seltene Herzlichkeit, ihre Geschenke an das Lyceum und an die Kantonsbibliothek nie vergessen."

Daß übrigens die Wohlthätigkeit ein Bedürfniß ihrer Seele ist, entnehmen wir schon daraus, daß sie in St. Petersburg, wie man sich aus den russischen Staatskalendern überzeugen kann, an der Spitze vieler Wohlthätigkeitsanstalten stand, von denen sie erst in Ostende ihre Entlassung eingegeben hat.

IV.

Die Gräfin Dora d'Istria hatte neun Monate in der italienischen Schweiz zugebracht, damit beschäftigt, ein besonderes Werk über dieses schöne Land vorzubereiten, von dem schon einige Bruchstücke in den italienischen und tessinischen Zeitungen erschienen waren. Damals (1855—1856) hatte sie angefangen, mit einer Thätigkeit, die sich stets gleich geblieben ist, in die italienischen Zeitungen zu schreiben. Zwischen den Rumanen und Italienern bestehen so alte und so ehrwürdige Bande, daß man sich nicht wundern darf, wenn sich eine literarische und religiöse Verbindung je mehr und mehr festzusetzen strebt. Obgleich übrigens die Rumanen nicht wie die Italiener große Schriftsteller hervorgebracht haben, so haben sie dagegen den lateinischen Völkern ein denkwürdiges Beispiel gegeben, indem sie zu jeder Zeit das Joch des Papstthums mit Entschiedenheit zurückgewiesen haben. Sie sind lateinischen Stammes; durch ihre Unabhängigkeit in den kirchlichen Dingen reichen sie den Engländern, den Skandinaviern, den Norddeutschen die Hand. Aus diesem Grund hätten sie wohl eine Theilnahme verdient, welche ihnen die deutsche Presse, die freilich oft von Oestreich getäuscht wird, nicht immer in hinreichendem Maße bezeugt hat.

In den Artikeln, welche die Gräfin Dora d'Istria in der liberalen Turiner Zeitung »**Il Diritto**« bekannt gemacht hat, ist sie der rumanischen Ueberlieferung getreu geblieben, indem sie den Italienern bewiesen hat, daß der größte Theil ihrer Leiden von ihrer Unterwerfung unter eine despotische, kindische, und dem Fortschritt feindselige Gewalt herrühren, und sie hat eben dadurch ihre Vorfahren gerechtfertigt, welche einige dem Römischen Hof, dem Jesuitismus und den Oestreichern verkaufte Schriftsteller tägtäglich dem Abendlande verhaßt zu machen suchen, indem sie dieselben als Empörer und Schismatiker darstellen. Dies hat sie in einer Reihe von Artikeln unter

dem Titel, „Die Rumanen und das Papſtthum“ entwickelt. Dieſe Artikel bilden ein vollſtändiges Werk, in welchem die Verfaſſerin, nicht zufrieden, die religiöſen Freiheiten ihres geliebten Vaterlandes zu vertheidigen, den Feind auf ſeinem eigenen Boden angreift, und die päpſtliche Herrſchaft mit Strenge tadelt. Sie vergleicht den friedliebenden, beſcheidenen und barmherzigen Sohn Gottes mit dieſem vorgeblichen Statthalter Chriſti, der ſich auf jeder Seite der Geſchichte des Papſtthums, als gewaltthätig, hochmüthig, unbarmherzig zeigt, und deſſen hauptſächliche Sorge dahin geht, den Völkern, welche leichtgläubig genug ſind, das ungereimte Dogma ſeiner Unfehlbarkeit anzunehmen, mit unchriſtlicher Heuchelei zu predigen, daß die Gewiſſens- und die bürgerliche Freiheit Erfindungen des Teufels ſeien. Wie, ruft die Gräfin Dora d'Iſtria den Italiern zu, ihr wollt frei werden, und euer Gewiſſen ſchmachtet in der Sklaverei, ihr wollt euch der alten Knechtſchaft entreißen, und ihr betrachtet wie einen Götterſpruch das Rundſchreiben »Mirari« Gregors **XVI.**, welches den entſchiedenſten Rückſchritt heiligt und alle Eroberungen der neuen Welt verdammt? Seht rund um euch alle römiſchen Katholiken, Franzoſen, Spanier, Oeſterreicher, Alle haben vergebliche Anſtrengungen gemacht, um ſich zur Freiheit zu erheben. Nach einigen ſchmerzlichen Verſuchen fallen ſie alle wieder unter den Deſpotismus, den ihre Kirche heiligt, und deren Henker ſie ſegnet.

Da ſich der Fürſt Albert von Broglie, der Enkel der berühmten Frau von Stael, ein franzöſiſcher Schriftſteller piemonteſiſchen Urſprungs, unter denen hervorgethan hatte, welche den Orientalen ihre religiöſe Unabhängigkeit vorwarfen, ſo prüft die Gräfin Dora d'Iſtria, nachdem ſie ihn mehrere Male in den obenerwähnten Artikeln bekämpft hatte, ſeine Geſchichte der Kirche und des Reichs im 4. Jahrhundert. Es iſt ihr nicht ſchwer nachzuweiſen, daß es unmöglich iſt, in der Geſchichte des chriſtlichen Alterthums die Beſtätigung der Anmaßungen Roms zu finden. Alles beweist im Gegentheil, daß die auf Freiheit gegründete

und eingerichtete Urkirche zuerst unter Constantin unter das Joch des Cäsaro-Papismus gerathen, und daß das eigentliche Papstthum erst viel später aufgetreten ist. Man kann den Nachweis dieser Thatsachen in den Artikeln nachlesen, welche unter der Ueberschrift: „Die Kirche und das Papstthum im 4. Jahrhundert", in der oben genannten Turiner Zeitung, veröffentlicht wurden.

In einigen andern Artikeln: „Ein fremder Fürst in der Moldo-Walachei" und die „Oestreichisch-römische Propaganda," zeigt die Gräfin den Italienern und Rumanen, daß sie die nämlichen Feinde haben. Die Fremdherrschaft und den Verrath, die Fremdherrschaft, welche in dem mehr slavischen als germanischen Oesterreich personifizirt, und den Verrath, der durch dasselbe organisirt und besoldet ist. Aber es reicht nicht hin, die Uebel anzugeben, man muß auch die Mittel gegen dieselben bezeichnen. Wenn das Mittel in Betreff des religiösen Standpunktes in der Unabhängigkeit von den römischen Bischöfen besteht, so besteht es in Bezug auf den politischen Standpunkt in dem Bund der lateinischen Völker, deren Frankfurt in Rom sein müßte. Dieß sind die Ideen, welche in zwei Artikeln über „die Verbindung der lateinischen Völker" und in einem dritten „Rom" entwickelt sind.

Ein anderes Mittel der Auferstehung für die lateinischen Völker, welches von der Gräfin Dora d'Istria angegeben wird, ist die Wiederbelebung des kriegerischen Geistes. Zu diesem Zwecke erzählt sie ihnen jetzt „die Thaten der Helden Rumaniens." Diese Arbeit ist von einem gerechten patriotischen Stolz durchdrungen. Da die Verfasserin den Dichtern und den großen Künstlern Italiens nichts entgegensetzen kann, will sie wenigstens beweisen, daß zu einer Zeit, da die Italiener schon Sklaven waren, die Rumanen der Donau mit einem unermüdlichen Heldenmuth für die Erhaltung ihrer Freiheiten und der Volksunabhängigkeit kämpften. Die Geschichte der Rumanischen Länder ist so wenig bekannt, daß man wohl behaupten kann, es werde

dieſe Arbeit, wenn ſie vollendet iſt, eine Lücke in der abendländiſchen Literatur ausfüllen.

V.

Als die Gräfin Dora d'Iſtria Lugano verließ (im Auguſt 1856) korrigirte ſie die letzten Bogen der „deutſchen Schweiz". Wir wollen uns über dieſes Werk nicht länger verbreiten, da wir es in einer deutſchen Ueberſetzung vorlegen. Die Widmung an die Rumanen zeigt, daß die Verfaſſerin dem vaterländiſchen Gedanken treu geblieben iſt, der ihr ganzes Leben beherrſcht. Die „Revue des Deux Mondes" (welche ſchon viermal von dieſem Werke geſprochen hat) hat am beſten begriffen, daß ihr eignes Vaterland ſie zu dieſer Schrift begeiſtert hat.*)

Seit dies Werk erſchienen iſt, haben Männer, welche ſich durch ihre Feindſeligkeit gegen das Chriſtenthum bemerklich ge-

*) „Wenn die Frau Gräfin Dora d'Iſtria die deutſche Schweiz bereist, ſo iſt es weniger um herrliche Ausſichten, großartige Landſchaften, erhabene und prächtige Anſchauungen zu ſuchen, als um die Luft jener Berge und Seen einzuathmen, in welchen die religiöſe und politiſche Unabhängigkeit entſtand, um über die heldenmüthigen Kämpfe zu ſinnen, deren Erinnerung dieſe Thäler und dieſe Schluchten belebt. Nicht die Schweiz ſieht ſie in der Schweiz, ſondern ihr eigenes Vaterland, und wenn ihre Stimme die ſchweizeriſche Freiheit preist, ſo ruft ihr Herz nach der Freiheit der Rumanen. Die patriotiſche Begeiſterung gibt ihrer Darſtellung ein Leben, welches die Erzählung in eine Rede und die Beſchreibung in ein Gedicht verwandelt." (Revue des Deux Mondes den 1. Sept. 1856.) Auch andere Organe der Preſſe haben ihre volle Anerkennung über das vorliegende Werk ausgeſprochen. Wir heben unter Andern nur folgende heraus: „Die gelehrte rumaniſche Prinzeſſin", ſagt die Turiner Zeitung Il Diritto vom 7. Auguſt 1856, zeichnet mit vollendetem Geſchmack das vollſtändigſte Gemälde der politiſchen Verfaſſung, der Sitten und der Geſchichte des

macht hatten (z. B. Eugen Sue, der bis dahin der Apostel des Fourierismus war), mit einer Offenheit, welche ihnen Ehre macht, öffentlich erklärt, daß man seit Voltaire eine Bahn verfolgt habe, welche zum Abgrund führe, indem man versuchte, der bürgerlichen Gesellschaft eine rein rationalistische Grundlage zu geben. Sie haben unverholen ausgesprochen, daß es unbedingt nothwendig sei, die Freiheit der neuen Zeit mit dem religiösen Prinzip der Reformation zu vereinigen, und daß alle aufrichtigen Liberalen die Verpflichtung hätten, in Masse aus einer Kirche zu treten, welche alle Gewaltthaten der weltlichen Macht billigt, ja sogar dieselbe heiligt. In den bemerkenswerthen an den Brüsseler „National" gerichteten Briefen, welche einige Monate nach der „Deutschen Schweiz" erschienen sind, zeigt der berühmte Verfasser der „Pariser Geheimnisse" und des „Ewigen Juden", dem Vorgang der Gräfin Dora d'Istria

---

schweizerischen Volks. Von durchaus liberalen Anschauungen beseelt, hat sie sich vornehmlich bemüht, die Begebenheiten zu erzählen, welche die Umgestaltung der Verhältnisse in der Schweiz herbeigeführt haben, sowie auch die einflußreichsten Folgen derselben zum Verständniß zu bringen. Keines von den Elementen, welche das sittliche und politische Leben der Schweiz bilden, ist ihrer Aufmerksamkeit entgangen." Die Genfer Bibliothèque universelle sagt in dem Augustheft 1856: „Die deutsche Schweiz ist die Frucht gewissenhafter Forschungen, und ist überhaupt das erste Werk, welches eine Uebersicht von dem jetzigen Zustand der Eidgenossenschaft gibt, und sie muß schon durch die Mannigfaltigkeit ihres Inhalts das größte Interesse erregen." — Nicht weniger günstig ist das Urtheil der Leipziger „Blätter für literarische Unterhaltung" 1857 Nr. 3, welche nebst den gründlichen Kenntnissen der Verfasserin auch ihre eben so edle als tiefe Anschauung der religiösen und politischen Verhältnisse hervorheben.

Daß übrigens die Verfasserin nicht bloß lebendigen Sinn für die Schönheiten der Natur hat, sondern diese auch mit meisterhafter Hand zu schildern versteht, davon werden sich die Leser an zahlreichen Stellen überzeugen können.

folgend, daß die dem Papſtthum unterworfenen Staaten, Oeſterreich, Spanien, Frankreich, Italien u. ſ. w. nach einigen ſchwachen unfruchtbaren Verſuchen, die Freiheit zu erobern, immer wieder unter das Joch der abſoluten Gewalt zurückgefallen ſind, und daß die Freiheit nur in dem durch den Proteſtantismus verbreiteten Boden feſte Wurzeln geſchlagen hat. Aber man kann ſagen, daß Sue, welcher dieſe und mehrere andere Betrachtungen der „Deutſchen Schweiz" entlehnt hat, ſeinen Beweis nicht vollſtändig ausgeführt und die Frage keineswegs erſchöpft hat. Wie auch die Beſtrebungen einer reformirten Geiſtlichkeit beſchaffen ſein mögen, und wenn ſie ſogar wegen materieller Intereſſen (wie in Neuenburg) mit der politiſchen Partei des Rückſchrittes einen Bund ſchließen ſollte, ſo wird ſie doch immer, ſie mag wollen oder nicht, gezwungen ſein, den religiöſen Unterricht auf die Wiſſenſchaft und die freie Prüfung zu gründen. Schon dadurch, daß die Glieder jeder reformirten Kirche „das Buch der Bücher" ſtudieren müſſen, betreten ſie die Bahn des Gedankens, der Unterſuchung, des politiſchen Fortſchritts. Es verhält ſich nicht eben ſo mit den Gebirgsbewohnern von Schwyz, von Calabrien oder der Sierra-Mo.ena. Indem man ihnen einen abgeſchloſſenen Glauben gibt, und ihnen ſogar das Leſen der Bibel als gefährlich ſtreng unterſagt, feſſelt ſie Rom mit den unzerbrechlichſten Banden an den geiſtigen und geſellſchaftlichen Zuſtand des Mittelalters.

Indem die Gräfin Dora d'Iſtria das Princip der Reformation vertheidigte, hat ſie ſich durch keine politiſche Berechnung leiten laſſen. In einer Kirche erzogen, welche das Joch des Papſtthums ſtets verabſcheut hat, mußte ſie, als ſie den Weſten kennen lernte, ihre ganze Liebe den Gegnern des römiſchen Deſpotismus zuwenden. Aber indem ſie ſich den liberalen Neigungen ihres Glaubens hingab, hat ſie weſentlich dazu beigetragen, ein helles Licht über den Zuſtand der Völker des Abendlandes zu werfen, weil die entſchiedenſten Gegner der poſitiven Religionen nunmehr anfangen, ihre Anſicht über

das Prinzip der Reformation zu würdigen. Wir haben Eugen Sue angeführt; es wäre leicht gewesen, andere nicht weniger volksthümliche Namen hinzuzufügen*); aber dieses Beispiel reicht hin, um zu zeigen, mit welcher Schnelligkeit ein richtiger Gedanke die aufrichtigen Geister ergreift. Soll man sich darüber wundern, daß eine im Orient geborne Person die Verhältnisse des Abendlandes so schnell begriffen habe? Gewiß nicht! Diejenigen, welche außerhalb der Parteikämpfe leben, sehen die Fehler, welche die einzelnen Parteien begehen, meistens besser als diejenigen, welche an dem Kampfe Theil nehmen, von dem Lärm betäubt und von dem Staub geblendet werden. So hat ein beträchtlicher Theil der liberalen Schule, eben weil er durch tägliche Kämpfe in Anspruch genommen ist, nicht gesehen, daß er die Sache der Freiheit auf Jahrhunderte vielleicht Preis gebe, weil er dieselbe von dem Evangelium trennt, welches alle Grundlagen der Demokratie in sich faßt.

---

*) Es genügt die Bemerkung, daß die ersten Bände der „Deutschen Schweiz" im Sommer, und der letzte im Sept. 1856 erschienen sind, während die hier angedeuteten Schriften erst von dem Ende dieses Jahres herrühren.

Der Uebersetzer.

An meine Brüder die Rumanen.

Wenn das Gefühl erhabener ist, als der Gedanke, wenn die Zuneigung für die, welche geliebt werden, mehr Werth haben, als die Talente und das Wissen, so haben diese Blätter ein Verdienst, das man ihnen nicht bestreiten kann; sie sind von der aufrichtigsten Hingebung eingegeben worden. Sie enthalten, wenn ich mich so ausdrücken darf, kein Wort, keine Zeile, die nicht vom Herzen geschrieben worden sind, das Herz hat mir die noch ungeübte Feder in die Hand gegeben. Eine höhere Leidenschaft als die gewöhnlichen Leidenschaften der Menschen, die Vaterlandsliebe hat mich geleitet und getragen. Die Freiheit, das Glück meines Vaterlandes, dies wird von nun an das einzige Sinnen und Trachten meines ganzen Lebens sein.

Durch das Schicksal seit meiner Kindheit von den theuren Ufern meiner Dimbovitza entfernt, habe ich nie aufgehört, meinem Geburtslande anzugehören, dessen Geschick der Gegenstand meines beständigen Nachdenkens war. Alle meine Träume waren für dasselbe, alle Kämpfe, die ich begonnen, alle Leiden, denen ich widerstanden, haben eine einzige Quelle gehabt, die glühendste Vaterlandsliebe, der ich nur mit dem Leben entsagen werde. Für mein Vaterland zu kämpfen, war mir eben so süß, als den ersten Märtyrern, für die heilige Sache des Evangeliums zu sterben.

Die Liebe, die ich stets für mein Vaterland getragen habe, gibt mir vielleicht einiges Recht. Im Namen dieses Rechts erhebe ich die Stimme, wende ich mich an meine Brüder, denen mein Dasein gewidmet ist. Ein tiefes Gefühl, wie es in den

Frauen lebt, erzeugt oft glückliche Eingebungen. Die Römer, unsere Ahnen, gestatteten ihnen einen Einfluß, welchen ihnen beinahe alle Völker des Alterthums verweigerten. Ihre Stimme war am Heerd des Herrschervolkes nicht verachtet, von dem abzustammen wir uns rühmen. Wie sie, kann ich über die traurige Lage einer Nation weinen, welche die Bande nicht verdient hat, von denen ihre edlen Hände schon so lange gefesselt sind.

Nein! Die Söhne der Helden Christi werden ihre Stirne nicht immer im Staube beugen! Die Rumanen sind nicht zu Sklaven geboren. Ihre Ahnen sind unter den Adlern Trajans die Herren der Welt gewesen. Wenn sie einst unterdrückt worden sind, so waren ihre Kräfte durch schreckliche Kämpfe erschöpft. Aber hatten sie der Welt nicht tausend Beweise ihrer Tapferkeit gegeben? Der Heldenmuth war ein heiliges Erbe, das ihnen ihre Väter zurückließen, deren edles Blut das Land der stolzen Dacier so oft in unzähligen Schlachten überschwemmt hatte. Von ihrem ganzen Stamm vergessen, haben sie dem von Bewunderung hingerissenen Abendlande bewiesen, daß die Rumanen ihre Feinde nicht zählten, und sie haben unter den Fahnen Stephans des Großen und Michaels des Tapfern die siegende Barbarei zurückgeworfen.

Dennoch war die Stunde der Niederlage unvermeidlich, so ungleich waren die Kräfte! Aber welches Volk hat das Unglück nicht kennen lernen? Israel hat die Mauern der heiligen Stadt umstürzen sehen; Athen und Sparta haben sich in die Knechtschaft ergeben müssen; Rom selbst, die Königin der Welt, hat ihr unbesiegliches Haupt gebeugt, und heute noch flattern die Fahnen der Fremdlinge über ihren alten Mauern. — Was sage ich? Der Heiland selbst hat erlaubt, daß die Feinde der Gerechtigkeit und der Wahrheit ihn mit Füßen träten! Aber am folgenden Tag stand der siegreich wieder auf, dessen Grab für immer versiegelt schien.

Werden wir nach Jahrhunderten der bittersten Prüfung

nicht auch beſſere Zeiten erleben? Alles ſagt uns, daß wir nicht zum Untergange verurtheilt ſind. Aber männliche Beiſpiele ſtärken unſere Theuren mehr als Worte. Da ich mich nicht fähig fühle, meine Brüder zu belehren, ſo habe ich ihnen wenigſtens ein Muſter zeigen wollen, das mehr geeignet iſt, Eindruck zu machen als alle Theorien. Ich habe in den Alpen ein glückliches und freies Land geſehen, die Schweiz. Ihre Kinder ſind weit weniger zahlreich als die Rumanen; ſie ſind, wie dieſe, von mächtigen Reichen umgeben, denen es immer nach dem herrlichen Lande der Eidgenoſſen gelüſtet hat. Habe ich Unrecht gehabt, für Euch ein Glück zu träumen, dem ähnlich, welches in jenen Gebirgen herrſcht, eine Freiheit, wie ſie jenes Volk beſitzt? Um euch zu bewegen, die unſchätzbaren Güter zu erobern, deſſen es ſich erfreut, habe ich verſucht, ſeine unbezwingliche Thatkraft zu ſchildern, jenen Muth, der ihn bei keiner Gelegenheit verlaſſen hat, jenes Vertrauen auf ſein Recht, welches den Völkern wie den Einzelnen die Macht gibt, „Berge zu verſetzen.“ Dieſes ſchöne Schauſpiel hat mir Eures Nachdenkens würdiger geſchienen, als die Geſchichte der großen Staaten, deren Lage von der unſrigen zu ſehr verſchieden iſt, und welche übrigens den trügeriſchen Glanz, der ſie umgibt, nur zu oft mit ihren koſtbarſten religiöſen und politiſchen Freiheiten bezahlen.

Indem wir die bewundernswürdige Standhaftigkeit der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft betrachten, werden wir uns vielleicht vor einer Entmuthigung zu bewahren wiſſen, die uns ſo wenig geziemen würde. Laßt uns niemals vergeſſen, daß wir zu jenem lateiniſchen Stamm gehören, dem ſtets die erſte Stelle gebühren wird. Wenn Frankreich ihn durch ſeine Heldenthaten, Italien durch die Künſte und Wiſſenſchaften berühmt gemacht hat, wenn Piemont und Belgien ihm das Beiſpiel liberaler Verfaſſung geben, ſo haben wir allein unter den Söhnen der Römer das haſſenswerthe Joch des Papſtthums beſtändig zurückgewieſen. Laßt uns vor den lügneriſchen Reden der Fremden das Ohr verſchließen, welche uns in unſerer eigenen Achtung herab-

ſetzen, um uns leichter zu bezwingen. Man ſoll ſich nicht ohne Maß rühmen, um ſich nicht mit dem gefährlichen Gift der Eitelkeit zu erfüllen, aber man ſoll ſich eben ſo wenig durch liſtige Feinde herabwürdigen laſſen. Es iſt jetzt Zeit, das Haupt zu erheben, und wir können ohne Furcht zum Himmel emporſchauen. Er beleuchtet das geliebte Land, das uns geboren hat. So laßt uns muthvoll auf der Bahn vorwärts ſchreiten, welche uns der Herr ſelbſt bezeichnete.

Brüder! Wenden wir die Augen gegen unſere Karpathen, welche den Vertheidigern unſerer Nationalität ſo oft Schutz gewährt haben. Laßt uns den Odem der Freiheit einathmen, der von den Gebirgen herabweht, in denen ſich unſere Väter mit dem gefürchteten Schwerte Trajans gegen ihre Unterdrücker bewaffneten. Möge der Glanz eurer blitzgleichen Schwerter alle diejenigen aus Euren reichen Thälern verjagen, welche ſie unterjochen möchten, wie auch die Farbe ihrer Fahnen und das lügneriſche Wohlwollen ihrer Worte ſei. Möge Eure Kirche frei, euer Land unabhängig bleiben, und Euer ruhmvoller Name wird von allen Völkern geachtet werden!

Lugano, im März 1856.

Dora d'Iſtria.

Vorrede.

Was treibt euch wohl, ihr Fürsten, stets in die Schweizergauen!
Woll't einmal noch im Leben ein freies Land ihr schauen?
Anastasius Grün.

Man sollte glauben, daß die Schweiz eine der bekanntesten Gegenden der Welt wäre. Sie wird in der That jedes Jahr von einer Menge von Reisenden durchzogen. Mehrere von ihnen haben sogar ihre Reiseerinnerungen veröffentlicht. Aber in diesem Lande ist die Natur so wunderbar schön, daß man darüber das Volk, welches dasselbe bewohnt, nur zu sehr vergißt, dieses Volk, welches sich so oft gegen die furchtbarsten Einfälle der Fremden zu vertheidigen gewußt hat. Und doch, ist es nicht eine der höchsten Bewunderung würdige Thatsache, daß ein Volk von zwei und einer halben Million seit dem Jahrhundert der Befreier seine Unabhängigkeit bewahrt hat, ob es gleich von Oesterreich, Burgund und Frankreich umgeben war? Vergeblich haben die Herrscher dieser Länder es unter ihre Botmäßigkeit bringen wollen. Die Schweiz hat sie bei Morgarten, bei Murten, bei St. Jakob*) mit einem Heldenmuthe besiegt, welcher der großherzigen Krieger von Marathon und den Thermopylen würdig war. Wie viel glorreiche Tage bietet die

*) Der ungleiche Kampf bei St. Jakob muß wie ein Sieg betrachtet werden, weil der von Bewunderung hingerissene Sieger seine Absichten aufgab.

an den Ufern des Genferſees, an denen der Aare und der Limmat einen offenen Tummelplatz; die Menge iſt von verderblichen Neigungen beſeelt und die Männer, welche jetzt an der Spitze der Kantone ſtehen, ſind die Perſonifikation der unſinnigſten Theorien, welche in Frankreich oder in Deutſchland ausgebeutet worden ſind.

Es genügt, ſich einige Monate in der Eidgenoſſenſchaft aufzuhalten, um die Urſache dieſer Schmähungen und des Haſſes zu begreifen. Unter allen Völkern mit lateiniſcher Civiliſation ſind die Schweizer das einzige, welches im Weſten das Joch des Papſtthums zerbrochen hat. In den Augen der Menſchen, die wie der Franzoſe Nicolas alle diejenigen für Socialiſten anſehen, welche die römiſche Tyrannei nicht anerkennen, welche ſich nicht zum Vortheil des päpſtlichen Schatzes ausbeuten laſſen*), iſt dies ein unverzeihliches Verbrechen.

Es erkennt die Schweiz die Anmaßung des Papſtes nicht nur nicht für rechtmäßig an; ſie allein hat unter den abendländiſchen Völkern es gewagt, ſich der Jeſuiten und ihrer Affiliirten zu entledigen. Kann es überraſchen, daß die zahlreichen Schriftſteller, welche ihr Loſungswort in den Beichtſtühlen der Geſellſchaft des Loyola holen, die Schweizer als Revolutionäre von einer ganz außerordentlichen Verderbtheit darſtellen?

Zu den religiöſen Vorurtheilen kommen noch die politiſchen. Es finden ſich heut zu Tage viele Leute in Europa, welche die Anſichten eines Joſeph de Maiſtre, eines Bonald und eines Donoſo Cortoz zu den ihrigen gemacht haben. Von dieſem Geſichtspunkte aus führt jede liberale Idee nothwendig zum Socialismus, dann zum Communismus, endlich zum Zuſtand der Wildheit. Wenn ſich das ariſtokratiſche England auf dem Wege zur communiſtiſchen Anarchie befindet, was ſoll man von einer Republik ſagen, in welcher die vollkommenſte Gleichheit herrſcht? Es

*) Um nur Ein Beiſpiel anzuführen, ſo weiß man, wie viel Spanien trotz ſeiner Erſchöpfung an Rom bezahlt.

bleibt Nichts übrig, als ſie mit Schmähungen zu überhäufen, damit Niemand auf den Einfall gerathe, ihr nachzuahmen.

Was uns betrifft, ſo ſind unſere Grundſätze allzuſehr von denen der ultramontanen und abſolutiſtiſchen Schule verſchieden, als daß wir ihre abſprechenden Entſcheidungen für unparteiiſche Beurtheilungen halten könnten.

Als Glied der Orientaliſchen Kirche ſind wir ſtolz, einem ſchwachen und ſündhaften Sohne Adams niemals das göttliche Vorrecht der Unfehlbarkeit zugeſchrieben, und das Evangelium immer höher geachtet zu haben, als den römiſchen Hof.

Vollkommen überzeugt, daß die Zukunft den liberalen Ideen gehört, verwechſeln wir dieſe Ideen nicht mit dem Unſinn einiger Utopiſten, welche der Sache der Freiheit vielleicht für lange Zeit geſchadet haben. Wir achten alle freien Regierungen, welche Geſtalt ſie auch haben mögen. Muß man ſich darüber wundern, daß England, Holland, die Schweiz, die Vereinigten Staaten, bei ſo unähnlichen Ueberlieferungen und Gewohnheiten ſo verſchiedene Verfaſſungen haben? Ich habe die Schweiz gelobt, daß ſie ſich an die demokratiſche Republik gehalten hat, weil ich dieſe für die naturgemäße Folge ihrer Geſchichte und ihrer bürgerlichen Ordnung halte; aber ich würde den für einen Schwärmer halten, der dem ariſtokratiſchen Preußen und den ultramontanen Spaniern eine ähnliche politiſche Verfaſſung aufbringen wollte.

Wir alle, die den Fortſchritt der Menſchheit wollen, müſſen uns wohl hüten, in den Wolken zu bauen. Man würde ſich dadurch unglücklichen Folgen ausſetzen, die nicht wieder gut zu machen wären. Möchten die ſtrengen Lehren von 1848 und 1849 für Niemanden verloren ſein! Laßt uns dahin arbeiten, den Völkern ſo viel Freiheit zu verſchaffen, als ſie ertragen können, ohne uns in eitle und gefährliche Hirngeſpinſte zu verlieren. Seien wir vor Allem überzeugt, daß der Atheismus und der Zweifel nicht der Freiheit, ſondern dem Deſpotismus Bahn bricht, der einzigen Regierungsform, welche die Vernunft

verurtheilt, weil er das Glück, das Gewiſſen, die Sittlichkeit, ſelbſt das Leben von Millionen der Laune, dem Ehrgeiz eines Menſchen überliefert, welchen die Ausübung der willkürlichen Gewalt gewöhnlich verdirbt, was unendlich ſchlimmer iſt, als einige Volkstumulte. Nur wollen wir dabei nicht vergeſſen, daß das zum Heil der Welt beſtimmte Chriſtenthum nicht das iſt, welches zu den Füßen der Günſtlinge des Glücks und der Träger der brutalen Gewalt kriecht. Dieſes vorgebliche Chriſtenthum iſt nichts als ein Phariſäismus, der ſich in den letzten Zeiten nicht einmal mehr die Mühe gegeben hat, ſeine Zuflucht zur Heuchelei zu nehmen. Wir wollen uns durch die verächtliche Taktik nicht täuſchen laſſen, welche nur zu oft Ueberzeugungs- und herzloſe Diplomaten verleitet hat, die heiligſten Namen zu mißbrauchen.

Man begreift jetzt ſchon den Plan, den ich in dieſem Werke befolgt habe. Ich habe freilich auch verſucht, die herrlichen Landſchaften der Schweiz zu ſchildern, aber ich habe vor Allem geſtrebt, das ſchweizeriſche Volk, ſeine geiſtigen und ſittlichen Gewohnheiten, ſeinen bürgerlichen Zuſtand, ſeine politiſche Verfaſſung, ſeine religiöſen Meinungen, die Ideen, welche es repräſentirt, die Stellung, die es in der Entwicklung der europäiſchen Civiliſation einnimmt, darzuſtellen. Da es unmöglich iſt, die Anſprüche der Parteien zu würdigen, ohne ihre Vorgänge zu kennen, ſo bin ich mehr als einmal genöthigt geweſen, auf die Vergangenheit zurückzukommen und einen raſchen Blick auf die großen Kämpfe zu werfen, deren Schauplatz die Eidgenoſſenſchaft im Mittelalter und im 16. Jahrhundert war. Ich habe mich bei dieſen geſchichtlichen Fragen darauf beſchränkt, die Urkunden zu gebrauchen, welche ich, ſeit mehreren Jahren mit ausdauerndem Fleiße geſammelt hatte. Die berühmten Perſonen, von denen ich geſprochen habe, Huß vornämlich, hatten ſchon oft meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Ich habe die Skizze ſeines Lebens in den Heften gefunden, welchen ich noch als Kind meine erſten Eindrücke anvertraute. Das Urtheil

des Märtyrers, welches ich auf einer Kunstausstellung in Dresden gesehen, hatte meine junge Einbildungskraft erregt. Ich begann alsogleich das Leben dieses erhabenen Mannes mit dem größten Feuer zu lesen. Nach vielen Jahren und vielen Enttäuschungen gestehe ich mit Freude, daß, als ich die noch ziemlich unbeholfene Darstellung wieder durchsah, die ich damals entworfen, ich die Begeisterung wieder gefühlt habe, welche mich damals beseelte; aber sie war seitdem durch Prüfung und Nachdenken gekräftigt worden.

Ich habe geglaubt, daß so beharrliche Ansichten selbst durch die Feder einer Frau veröffentlicht werden dürften. Ich habe daher keine von den hauptsächlichsten Ideen meiner ersten Arbeiten umgestaltet.

Was die berühmten Männer des Landes betrifft, das ich durchreist habe, so habe ich kein vollständiges Gemälde derselben geben wollen. Ich habe mich vorzüglich an diejenigen gehalten, welche mir der genaueste Ausdruck der schweizerischen Nation zu sein schienen. Die Eidgenossenschaft hat so viele hervorragende Geister hervorgebracht, daß ich ein meine Kräfte übersteigendes Werk hätte schreiben müssen, wenn ich von allen ihrer berühmten Männer hätte sprechen wollen. Was ich von ihnen gesagt habe, wird hoffentlich einen genügenden Begriff von der Thätigkeit eines freien Volkes geben. Genug Schriftsteller machen es sich heut zu Tage zur Aufgabe, die Nachtheile und die Gefahren der liberalen Verfassungen zu zeigen, so daß es wohl erlaubt sein kann, ihren Systemen nicht zwar andere entgegenzusetzen, welche ein Jeder bestreiten kann, sondern Thatsachen, welche heller sind als die Sonne.

Ich habe diesen verschiedenen Versuchen keine andere Ordnung als die meiner Reise geben wollen. Ich habe meine Ansichten an den Orten selbst, im Angesicht der Denkmäler niedergeschrieben, welche an die großen Begebenheiten der Vergangenheit oder an die Thatsachen der neuesten Zeit erinnern. Ich habe an den Schilderungen, welche ich auf den Seen oder auf

den Gipfeln der Berge mit Bleistift niederschrieb, beinahe Nichts geändert. Die Wahrheit ist vielleicht das einzige Verdienst dieser Schilderungen schweizerischer Landschaften, welche übrigens wegen ihrer Großartigkeit so schwer darzustellen sind. Ich habe den Betrachtungen über die Gegenden, die ich besuchte, öfters den Ausdruck meiner persönlichen Gefühle hinzugefügt. Ob ich mich gleich nicht ausschließlich mit der Außenwelt beschäftigt habe, so ist das vorliegende Werk doch ein wahres Tagebuch meiner Reise, welches nicht allein die Eindrücke meiner Studien, sondern auch die meines Nachdenkens bewahrt. Ich habe nicht geglaubt, die ursprüngliche Gestalt dieser Arbeit umändern zu müssen, weil ich weit weniger daran gedacht habe, die gewöhnlichen Gesetze zu beobachten, als alle meine Eindrücke mit Aufrichtigkeit wiederzugeben.

Ich kann diese Vorrede nicht schließen, ohne von den Verpflichtungen zu sprechen, die ich den Herrn Prof. Hidber in Bern, Joel Cherbuliez in Genf, von Boni in Zürich und F. Scalini in Mendrisio schuldig bin. Sie haben mir Werke und Urkunden jeglicher Art mitgetheilt, von denen ohne sie wahrscheinlich mehrere nicht zu meiner Kenntniß gelangt wären. Diese Urkunden haben mir erlaubt, meinen Untersuchungen über die Eidgenossenschaft mehr Umfang und Genauigkeit zu geben. Bei aller Sorgfalt, welche ich angewendet zu haben glaube, die schweren Fragen, welche ich in diesem Buche berührt habe, selbst zu prüfen, habe ich es doch für meine Pflicht gehalten, alle Mittheilungen zu sammeln, welche geeignet waren, mir die Thatsachen und die Ansichten, die ich zu würdigen unternahm, in ihrem wahren Licht zu zeigen.

I.

Da wo die Freiheit herrſcht, wird alle Mühe minder,
Die Felſen ſelbſt beblümt, und Boreas gelinder.
A. v. Haller.

Wo gehſt du hin, arme kranke Seele! Suchſt du den Frieden oder das Glück? Bildeſt du dir ein vergeſſen zu können, wenn du uns fliehſt? Willſt du einen noch mit tauſend blutenden Wunden bedeckten Leichnam mit Frühlingsblumen ſchmücken? Hoffſt du durch die Macht eines göttlichen Hauchs ein erſchöpftes Herz mit neuem Leben zu erfüllen?

Wenn du mir glaubteſt, Neranda, ſo würdeſt du dich weit mehr an die Zuneigungen halten, die du verſchmähſt, du würdeſt auf uns zählen, um Alles, was ſich einſt in dir bewegt hat, wieder ins Leben zu rufen, und du würdeſt nicht in die Ferne ziehen, wie jene gequälten Geſpenſter, welche der Aberglaube des Nachts in den ſtillen Kirchhöfen irren ſieht.

Ich beklage dich, aber ach! umſonſt. Deine Krankheit gehört zu denen, welche Niemand heilen kann. Du trägſt ſie in dir ſelbſt, und ſie ergreift dein ganzes Weſen wie ein feines Gift. Hoffſt du denn wirklich, dich von ihr zu befreien, wenn du dieſe Gegend fliehſt? Wenn du dieſes Land verläſſeſt, deſſen Schnee den Vulkan der Leidenſchaften nicht abzukühlen vermag, biſt du dann gewiß, die Ruhe zu finden?

II.

Friede iſt es, was hier weht,
Sanft zu innerm Herzen geht.
Fr. Schlegel.

Nein! ich hoffe kein Glück mehr! — Aber ſelbſt wenn ich mich an den Steinen der Straßen zermalmen müßte, ſo würde

ich doch abreisen. Ich muß den engen Umkreis dieser schwarzen Mauern mit einem gränzenlosen Himmel vertauschen. Statt eurer selbstsüchtigen und durch die Vorurtheile der Welt eingeschrumpften Herzen, muß ich mich durch die Berührung mit freien und edlen Seelen wieder erwärmen.

Ich will suchen zu vergessen! — nicht zwar meine Schmerzen, diese Schmerzen, welche eine unauslöschliche Gluth stets erneuert, die Sklaverei einer Gesellschaft ohne Ideale und Freiheit, welche mich mit ihren unerträglichen Ketten beladen hat. Diese Bande will ich zerreißen, sollte ich die lebendigsten Fibern meines Herzens dabei zurücklassen. Ich will sehen, ob auf dieser aus Gottes Hand entsprungenen Erde nur Schwäche, falsche Freude und Gottlosigkeit zu finden ist. Ich wäre versucht, selbst das Wort Christi zu läugnen, wenn ich den ächten Schulen des Evangeliums nirgends begegnete.

Man hat mir gesagt, daß mitten unter den glänzenden Gletschern ein Volk lebe, frei wie die Luft, die seine schönen Thäler kühlt. Es allein unter den Völkern unseres Festlandes hat sich von dem Joch der Knechtschaft, der willkürlichen Gesetze und der unsinnigen Gewohnheiten befreit. Dort besteht der Adel in dem Recht eines Jeden. Der Boden kann Allen gehören, und von dem bescheidenen Handwerker bis zum Bewohner der alten Ritterburg sind alle Söhne Helvetiens vor den Menschen wie vor den Stufen des Thrones Gottes gleich. Sie haben Riesenkraft entfalten müssen, um die Tyrannei und den Aberglauben niederzuwerfen, um mitten in dem geknechteten Europa des Mittelalters der Freiheit eine unersteigliche Festung zu erbauen. Wie in den Ländern, in denen ich euch zurücklasse, beherrschte auch bei ihnen einst der Adel ein Volk von Sklaven mit dem Stock. Herren jeder Art, geistliche und weltliche, unterdrückten das Gewissen und hielten den Schwung des Geistes auf. Ueberall erhoben sich Götter, um den wahren Gott vergessen zu machen, während der Leibeigene unter Gotteslästerungen eine undankbare Arbeit verfluchte.

Ich wünſche die friedliche Geſellſchaft zu betrachten, welche an die Stelle jener Welt voll Folter und Geſetzloſigkeit getreten iſt; ich will Menſchen ſehen, welche ihre Unabhängigkeit behaupten, während ſo viele andere europäiſche Völker noch nach der Morgenröthe der Freiheit ſeufzen. Wenn ſie ſo ſind, wie die Bewohner unſerer Hauptſtädte, wenn ſie nur eine falſche Größe, einen erſterbenden Glauben haben, ſo kehre ich traurig zurück, und das Echo der Alpen wird meinen letzten Schmerzensruf wiederholt haben.

III.

Geſegnet biſt du, ſtille Fläche,
Vor vielem Land und vielem Meer!

G. Schwab.

Seit einer Stunde wiegen mich die Wogen eines prächtigen Sees. Ich bin jetzt herumgeirrt, ohne Ruhe noch Vergnügen zu kennen. Endlich haben die Stille und die Einſamkeit meinen Geiſt beruhigt; ich bilde mir ein, auf immer von dem läſtigen Geräuſch der Menge getrennt zu ſein. Auf den zuſammengerollten Tauen des Schiffs ſitzend, das mich fortreißt, überlaſſe ich mich meinen Träumen ohne Traurigkeit, aber auch ohne Taumel. Zum erſtenmale finde ich mich ſeit langer Zeit mir ſelbſt gegenüber, ohne unter der Laſt der Langweile und der Müdigkeit zuſammenzuſinken. Sie iſt ſo rein, die Luft, die man hier athmet! So tröſtend iſt die Stimme der Natur, die uns an ihrem Buſen wiegt, wie eine Mutter in ihren ſchützenden Armen! Alles, was mich umgibt, iſt ſo friedlich, wie mein Geiſt. Dieſe weithin ſich ausdehnende Fläche hat keine einzige Falte. Auf ihr wogen leichte Schatten, welche die raſch am Himmel fliehenden Wolken hervorbringen. Ein goldener Faden durchdringt dieſe dunklen Maſſen und ſcherzt in ihrer Mitte. Das Auge heftet ſich daran und folgt ihm lange. Zuweilen

verliert man das Ufer aus dem Geſicht und die Abgeſchiedenheit wird vollſtändiger. Jetzt wird in der Ferne ein Strauß von Bäumen ſichtbar, oder ein leuchtender Kirchthurm, und dann bricht die Erinnerung an das Leben wieder hervor, aber unbeſtimmt, wie im Traume. Manchmal iſt das Ufer mit weißen Häuſern beſtreut oder mit gezinnten Thürmen, finſter wie das Mittelalter, an das ſie erinnern. Am Horizont erheben ſich die beſchneiten Gipfel der Berge, Rieſen ähnlich, welche mit Leichentüchern umhüllt ſind. Oft ſtreift unſer Schiff an kleinen mit Flieder und Eſchen bedeckten Inſeln. Die laue Luft der letzten Maitage erweckt die eingeſchlafene Hoffnung. Die Jugend entfaltet ſich überall heiter und kräftig. Rebengewinde ſchlingen ſich an den Abhängen in einander. Die weißen Sterne der Maßliebchen und die goldenen Ranunkeln glänzen auf den Wieſen. Dichte Guirlanden umrahmen friſche und zierliche Häuschen, welchen blühende Gärten einen lachenden Anblick geben, der von den koloſſalen Maſſen der weißen Berge ſeltſam abſticht, die ich auf dem andern Ufer erblicke. Es iſt die Jugend im Angeſicht der majeſtätiſchen Ruhe des reifen Alters, die Gegenwart, die ſich eben entfaltet, im Gegenſatz zur unbeweglichen Vergangenheit, das Leben im Angeſichte des Todes.

Der Rhein ſcheint in dieſem See auszuruhen, um dann ſeine ganze Gewalt zu zeigen. Er durchbricht hieranf Felſen und ſtürzt Tannen nieder, um ſeinen ungeſtümen und ſichern Lauf zu verfolgen. So ruht die Seele, um ſich mit neuen Grundſätzen zu nähren, wenn ſie ſich wieder mit unwiderſtehlicher Kraft aufſchwingen will. Hat der Menſch nicht auch wie die Natur ſeinen Winter und ſeine Frühlingstage? Das Herz kann gefrieren und erſtarren, wie wenn es todt wäre. Aber wie das Grashälmchen, lebt es bei den erſten erwärmenden Sonnenſtrahlen wieder auf. Macht des Geiſtes, du gibſt uns die Kraft, gegen den Schmerz und die verführeriſchen Lockungen des Laſters anzukämpfen. Deinen Geſetzen will ich von nun an gehorchen. Wenn Alles uns verläßt, haſt du nicht die

Macht, uns aus dem Abgrund zu ziehen und zum Himmel zu erheben? Ich fühle, daß mein wohlthätiger Genius mich zu dieſen gigantiſchen Bergen ſendet, deren leuchtende Seiten in roſigen Farben erglänzen, damit ich unbekannte Tugenden betrachten könne. Werde ich andre Leiden oder einen geſegneten Boden finden? Gleichviel! Doch kann dieſe Sonne, die in goldenen Dünſten untergeht, nicht das Vorzeichen eines traurigen Morgens ſein. Das Glück muß da ſein, wo ſie ſo ſchön ſtrahlt. Alles, was ſie beleuchtet, muß ihren glücklichen Einfluß fühlen. So will ich denn auf dieſen Gewäſſern vorwärts ziehen, welche, wie man ſagt, eine verſtändige und freie Gegend beſpülen. Zu meiner Rechten erblicke ich die maſſiven Thürme und die unregelmäßigen Bauten einer ſchweigſamen Stadt. Es iſt Conſtanz, die Gränze der Schweiz, welches ſich in ſeinem See ſpiegelt, von den ſchauerlichen Begebenheiten träumend, welche es noch zu beängſtigen ſcheinen. Einige Pappeln wiegen ſich ſchmachtend vor den Häuſern, welche das Ufer einfaſſen, Waſſervögel mit durchdringendem Geſchrei ſtreifen die geſchwärzten Dächer; man möchte ſie für die Bewohner dieſer einſamen Mauern halten.

IV.

Es ſpiegeln ſich die Scheiterhaufen
Der Märtyrer in deiner Fluth.
G. Schwab.

Ein rauher und heftiger Wind erhebt ſich aus dem See und ſeufzt über den alten Mauern eines düſtern Gebäudes. Die Bäume, welche ſich auf das Waſſer herabbeugen, murmeln traurig, und die Roſenſträuche ſchütteln ihre duftenden Blumenkelche. Der vom Gewitter verfinſterte Himmel verbreitet weithin ſeinen Schatten. Ein bleicher Wiederſchein beleuchtet noch den grünen Abhang, aber auf den Wogen bilden röthliche

den Geiſt der Theilnahme und des Mitgefühls zu finden, welchen das Prieſterthum empfehlen ſoll. Einige Päpſte ſchienen allerdings, wenigſtens theoretiſch, die Größe dieſer Stellung zu verſtehen. Unter ihnen hat man in erſter Linie Gregor **VII.***) und Innocenz **III.****) angeführt. Von der mächtigen Gräfin Mathilde unterſtützt, wußte der erſte für das Papſtthum eine Bedeutung zu erobern, von welcher ſeine Vorfahren nie geträumt hatten. Die chriſtliche Geſellſchaft ſollte nach ſeinem Willen nur Einen Herrn haben, wie ein einziger Gott das Weltall regiert. Die bürgerliche Gewalt war in ſeinen Augen nur das Werkzeug der geiſtlichen, wie der Körper der Seele gehorcht. Dieſer Gedanke hatte etwas Poetiſches, aber um ihn zu verwirklichen, hätte es einer engelgleichen Tugend bedurft. Nun war aber Gregor **VII.** ſelbſt, trotz der Aufrichtigkeit ſeiner Anſichten, keineswegs von menſchlichen Schwächen frei. Er konnte die Nachtheile der abſoluten und dem wirklichen Geiſt des Evangeliums widerſprechenden Theorien ſehen. —

Wie oft war dieſer Kirchenfürſt nicht genöthigt, ſeine Zuflucht zur rohen Gewalt zu nehmen, um den Sieg ſeiner Ideen zu ſichern! Es floſſen Ströme Bluts, um unter den Völkern die unbeſchränkte Gewalt „des Knechts der Knechte Gottes“ zu begründen. Die nämlichen Frevel wiederholten ſich unter der Regierung ſeiner Nachfolger, welche ſeinem diktatoriſchen Plane treu blieben. Es gelang dem an Auskunftsmitteln reichen Geiſt Innocenz **III.** nicht, die Hinderniſſe zu beſiegen, welche ſich überall gegen die Anmaßungen des Papſtthums erhoben. Der Kreuzzug gegen die Albigenſer zeigte, daß er entſchloſſen war, zum Aeußerſten zu greifen, um dieſe Anmaßungen zu vertheidigen***). Man ermordete **ſechszigtauſend Menſchen**

---

*) Voigt, Geſchichte des Pabſtes Gregor VII.

**) Hurter, Geſchichte Innocenz III., verglichen mit Michelet, Histoire de France.

***) Michelet, Histoire de France.

in der einzigen Stadt Beziers*). Das nördliche Frankreich wurde in ein Blutfeld verwandelt, und Tausende von Opfern dem sterblichen Gott gebracht, den man in der ewigen Stadt verehrte. Eine Gewalt, deren Behauptung so viele Opfer kostete, war durch das Gefühl der Völker gerichtet.

Die despotische Gewalt verderbt **immer** diejenigen, welche sie ausüben. Sobald die Päpste die Beherrscher der Gesellschaft geworden waren, wurden sie von dem nämlichen Schwindel befallen, welcher die Cäsaren auf dem Throne der Welt ergriffen hatte**). Sie gewöhnten sich daran, alle ihre Launen für den Ausdruck des göttlichen Willens anzusehen und an ihre Unfehlbarkeit zu glauben. Niemals hatten die römischen Kaiser den Wahnwitz so weit getrieben, denn sie wurden erst Götter (divus), wenn sie in das Grab stiegen***). Der römische Bischof hingegen hatte bei seinen Lebzeiten ein Vorrecht, das ihn dem Allmächtigen gleichstellte: denn einmal auf dem päpstlichen Stuhl konnte er nicht irren. Leider wurden diese frechen Anmaßungen durch die Thatsachen auf bittere Weise Lügen gestraft. Als Bonifacius **VIII.** die Idee der absoluten Gewalt bis zum Unsinn trieb, wurde die Empörung allgemein†). Doch war das Blendwerk des Papstthums noch nicht vernichtet, als die Abgesandten Philipps des Schönen in Anagni den unruhigen Papst beohrfeigten. Die Kronen, welche

*) Das „Dictionnaire universel" von Bouillet, welches von der heiligen Congregation des Index gebilligt ist, gibt diese Thatsachen zu. Man sehe den Artikel „Albigenser".

**) S. Suetonius, Vitæ XII. Cæsarum.

***) Die römische Kirche hat die Treuherzigkeit, ihren Heiligen diesen seltsamen Titel zu geben, welchen man in der ganzen italienischen Schweiz findet. So liest man auf dem Portal einer Kirche in Lugano: **Divo** Carolo Borromæo dicatum!

†) Michelet, Histoire de France — Sismondi, Histoire des Français.

hauptſächlich unter den Anmaßungen der Päpſte zu leiden hatten, waren gegen ſie mehr aufgebracht, als die Völker. Für dieſe war die Zeit der Empörung noch nicht gekommen. Aber ſie ſollten ſich ihrerſeits gegen dieſe Gewalt in Maſſe erheben, welche nur allzulang wie die Gewalt Gottes ſelbſt betrachtet worden war. Als man ſie ſah, wie ſie war, eben ſo unmächtig als ſelbſtſüchtig, verſchwand jede Täuſchung. Der Ewige, der die Fehler der Menſchen zum Fortſchritt der Nationen ausſchlagen läßt, geſtattete, daß ſich das Papſtthum mit eigenen Händen zerfleiſchte und ſich in den Augen der Chriſtenheit mit Schmach bedeckte.

Die große Kirchenſpaltung vom Jahr 1378 war wohl geeignet, dieſes Ergebniß herbeizuführen. Zwei Päpſte, der eine in Rom, der andere in Avignon, überhäuften ſich gegenſeitig mit Beſchimpfungen und Bannflüchen, und wetteiferten in Laſtern und Betrügereien.

Urban VI., der Papſt in Rom, war vor ſeiner Erhebung arbeitſam und beſcheiden geweſen. Aber auf der Höhe, auf welche ſich die päpſtliche Macht geſtellt hatte, wurden die beſten Köpfe von Schwindel ergriffen. Sein Sekretär Dietrich von Niem, zeigt ihn uns, wie er den immer wiederkehrenden Qualen eines gränzenloſen Hochmuths hingegeben iſt. Durch das Gefühl ſeiner Schwäche raſend geworden, ſchleudert er den Bannfluch gegen Karl von Neapel, nachdem er ihn zum König gemacht hatte: er wirft die gegen ſeine Tyrannei empörten Kardinäle in verpeſtete Gefängniſſe; er foltert, er erwürgt ſie und ſtirbt endlich ſelbſt in Anfällen von Ohnmacht und von Wuth*).

Der berühmte Clemengis**), der Geſchichtſchreiber des Hofes von Avignon, entwirft kein glänzenderes Bild von ſei-

*) Theodoricus de Niem, De shismale.

**) Diejenigen, welche die Nothwendigkeit der Reformation im 16. Jahrhundert beſtreiten, ſollten nur ſein zu wenig bekanntes Buch „De statu corrupto Ecclesiæ“ leſen.

nem Papſt Clemens VII. „Was hat es Erbärmlicheres gegeben,“ ſagt er, „als unſeren Clemens während ſeines Lebens? Er hatte ſich ſo ſehr zum Dienſt der Knechte des Königs von Frankreich herabgewürdigt, daß kaum ein verächtlicher Sklave die Beſchimpfungen gelitten hätte, welche er alle Tage von den Höflingen erduldete. — Er machte den Schmeichlern und den Poſſenreißern den Hof, um die Fürſten und die Großen zu gewinnen. Er gab die Bisthümer und die höchſten Würden jenen Junkern, deren Geſellſchaft er liebte; er vertheilte große Geſchenke, um bei ihnen Einfluß zu gewinnen, um ihn zu behaupten und zu vermehren, und er bewilligte ihnen alle Erpreſſungen von der Geiſtlichkeit, welche ſie verlangten*).

„Der Papſt Clemens,“ ſagt ein anderer Geſchichtſchreiber, „ſuchte die Gunſt des Königs, der Großen und der Fürſten durch ſeine Gefälligkeiten und ſeine Geſchenke zu erkaufen, damit ſie, wie die Natter, die ſich die Ohren verſchließt, gegen die frommen Vorſtellungen der ehrwürdigen Pariſer Univerſität unempfindlich ſein möchten. — Jede Gewiſſensregung unterdrückend, bewilligte er Gunſtbezeugungen und Diſpenſen allen denen, welche ſie um Geld erkauften**).“

So waren die Anfänge der Kirchentrennung. „Die zweite Periode,“ ſagt ein Zeitgenoſſe, „hat unter Bonifacius dem IX. begonnen; aber dieſe zweite Periode iſt ſchlimmer, verderbter und ſchändlicher geweſen als die erſte. Unter ſeiner Regierung hat man den Pfründenwucher blühen und wachſen ſehen, und andre noch größere Uebel gewannen neue Kraft***).

Alle Sünden hatten in Rom ihre Taxen und die Abſolution wurde verſteigert. Die Völker zahlten mit Ergebung und kamen in die heilige Stadt, um von Biſchöfen Ablaß ihrer Sünden zu erbitten, welche den Hof Neros und Heliogabals ſchamroth

*) Clemengis, De statu Ecclesiæ.

**) Chronik des Mönchs von St. Denis.

***) Vrie, in Von der Hardt, T. I.

gemacht hätten. So groß war noch die Herrschaft des Aberglaubens! Solche Frevel mußten früh oder spät eine schreckliche Reaktion herbeiführen. Die Geistlichen, welche noch einige redliche Gesinnungen bewahrt hatten, konnten sich nicht genug über die Verdorbenheit des Klerus beklagen. In seiner beredten Schrift „Ueber die Verdorbenheit der Kirche" sagt Clemengis, daß die Päpste, nachdem sie das Erbtheil des heiligen Petrus verschwendet haben, sich verzweifelt auf die andern Schafställe werfen, und die Schafe ihrer Wolle und ihrer Milch berauben. „Sie verkaufen," fügt er hinzu, „die Pfründen und die Würden der Kirche, um alles Gold der Christenheit in den Schlund der apostolischen Kammer zu ziehen." Clemengis schildert hierauf mit kräftigen Farben die Unwissenheit der Geistlichkeit, welche ihr Leben mit Spielen, mit Trinken und mit Besuchen der Unzuchtshäuser zubrachte. Was die Klöster betrifft, so zeigt ein einziger Zug seine Meinung: „Einem Mädchen den Schleier geben", sagt er, „das heißt sie entehren."

Der Cardinal Peter von Ailly, das Licht der französischen Kirche, der Freund des berühmten Gerson, schrieb damals: „Das Sittenverderbniß der Kirche ist so groß, daß man sagt, sie sei nur noch werth, von Verworfenen regiert zu werden."*)

Gerson selbst trug kein Bedenken, von dem römischen Hof zu sagen, daß er „weltlich, teuflisch, tyrannisch, schlimmer als irgend ein anderer weltlicher Hof." Er beklagt sich, daß man die geistlichen Würden Stallknechten, Eseltreibern, Niedern verleihe, während man sie allen denen verweigere, welche einige Kenntnisse hätten**).

So äußerten sich die bedeutendsten Gelehrten der römischen Kirche über die Sittlichkeit der Kirche, welche sie mit so viel Eifer gegen das vertheidigten, was sie „die Gotteslästerungen der

*) Peter von Ailly (Petrus de Alliaco), Can. reform. in Von der Hardt, T. I., pag. 421.

**) Herson, De modo unien. et reform. Eccles.

Ketzerei zu nennen beliebten. Tausendmal hat man in den durch die römische Geistlichkeit eingegebenen Schriften die Reformatoren als selbstsüchtige oder beschränkte Revolutionäre hingestellt, welche mit gewaltthätiger Hand die herrliche Einheit der christlichen Kirche zerstört hätten*).

„Die Kirche Gottes", sagt man mit einem lächerlichen hochtrabenden Ton, „hatte die Bemühungen einiger Männer, denen keine göttliche Sendung zu Theil geworden, nicht nöthig, um auf der Bahn der Wahrheit und der Tugend frei einherzuschreiten."

Wie stolz klingen doch diese Phrasen! Aber diese schönen Reden machen wenig Wirkung auf die, welche die geringste Kenntniß der Thatsachen haben!

Alle Denkmäler — und wir fordern die Katholiken heraus, eine einzige Ausnahme zu finden, — alle Denkmäler der traurigen Zeit, welche dem Märtyrertod des Johannes Huß voranging, zeigen hinlänglich, daß die römische Kirche verabscheuungswürdig geworden war und daß sie die Verwünschung der Völker und den Fluch ihrer eigenen Kirchenlehrer verdient hatte. Wir begreifen, daß ihre Vertheidiger, die oft sehr wenig unbefangen sind, einen klugen Schleier über solche Aergernisse werfen. Was würde in der That im Angesicht solcher Enthüllungen aus der Heiligkeit der unfehlbaren Kirche? Was würde aus diesem wunderbaren Gebäude, „wenn es durch das Beil der Gottlosigkeit umgestürzt würde, dem blinden Werkzeuge der schlechtesten Leidenschaften?" Man wäge die unzähligen Zeugnisse der unparteiischen Geschichte kaltblütig ab, und man wird als letztes Ergebniß finden, daß jene sogenannten Revolutionäre, gegen welche man nicht genug Bannflüche hat, sich nur gegen eine Gewalt empört haben, deren Verdorbenheit kaum von ihrem unerträglichen Despotismus überboten wurde. Die Mißbräuche erzeugen die Revolutionen.

*) So äußern sich Nicolas, Audin, Guido Görres, Balmès, Milner, Lingard, alles katholische Laien oder Priester.

Ich weiß wohl, daß es bei gewissen Leuten Sitte ist, alle Erhebungen des menschlichen Bewußtseins Anarchie und Empörung zu nennen. Eine solche Philosophie der Geschichte entbehrt alles Zusammenhangs. Sie besteht darin, daß sie immer die Partei der Henker gegen die edelsten Opfer der Tyrannei ergreift, gegen jene Männer voll Glauben und tiefer Ueberzeugung, welche der Menschheit ewig zur Ehre gereichen werden*). Diese Wissenschaft ist würdig, die Begeisterung der Stockmeister und Polizeispione zu erregen. Aber es wäre ziemlich schwer zu erklären, wie sie als ein Glaubensartikel von denen angenommen worden ist, die sich als Jünger des Evangeliums ausposaunen, und welche anerkennen, daß „es besser ist, Gott zu gehorchen, als den Menschen**)." Ein solcher Grundsatz ist sicherlich ganz verdammenswürdig, wenn die Religion nur ein geschicktes Mittel ist, das eiserne Joch, unter welchem die Völker seufzen, noch schwerer zu machen. Von diesem Gesichtspunkt ist der Sohn des Menschen ein Gotteslästerer und ein Aufrührer, wie es die Pharisäer sagten, die sich auch konservativ nannten; denn er hat den Großen Judäas ihre Verdorbenheit und ihre Selbstsucht ohne alle Schonung vorgeworfen. Auch hat er kein Bedenken getragen, die Betrügereien eines heuchlerischen und entwürdigten Priesterthums zu enthüllen, auf das Haupt der unwürdigen Herren der Nation die Verachtung der Völker und den Fluch der Nachwelt herabzuwünschen. Welche seltsame Inconsequenz! Man erkennt den als den Sohn Gottes an, dessen ganzes Leben eine feurige Predigt gegen die verderbten Häupter der Hierarchie war, und man überliefert seine getreuen Jünger dem Scheiterhaufen, welche sich nicht fürchten, den Königen und den Päp-

*) Man lese als Muster dieses Systems Rohrbacher's Allgemeine Geschichte der Kirche.

**) Πειθαρχεῖν δεῖ θεῷ μᾶλλον ἢ ἀνθρώποις. (Apostelgesch. 5, 29.)

ſten zu trotzen, um ihre Stimme zu Gunſten der unveräußerlichen Rechte der Gerechtigkeit und der Wahrheit zu erheben!

Unter denen, welche ſich dieſer ſchmerzlichen Aufgabe geweiht haben, gibt es keinen edleren, keinen mit tieferer Ueberzeugung, keinen heiligeren als Johannes Huß. Die Urkirche hat nie ein größeres Herz gekannt. Unerſchrocken wie Paulus, verband er die engelgleiche Sanftmuth des Johannes mit dem glühenden Eifer des Petrus. Der Geiſt der Apoſtel ſchien in dieſem edlen Sohne Böhmens wieder aufzuleben. Welche achtunggebietende Erſcheinung iſt dieſer Name, der vor den Phariſäerhaufen keine andere Stütze hat, als ſein Gewiſſen. Ohne Rathgeber, ohne Vertheidiger, durch die Qualen eines langen Gefängniſſes erſchöpft, mit Drohungen überhäuft, durch immer wieder auftauchende Fragen und Verläumdungen ermüdet, der Wuth der Fürſten und der Kirche überliefert, widerſteht er allein, einer eiſernen Säule vergleichbar, den Mächten der Erde und des Abgrunds. Aber man hat ungeahnte Kraft, wenn man ſein Leben für eine große und heilige Sache opfert. In dieſem Geiſt der Selbſtverläugnung und Aufopferung liegt Hußens ganzer Charakter. Calvin war gelehrter als er, Luther übertraf ihn an Beredtſamkeit, Zwingli beſaß ein Verſtändniß der philoſophiſchen Fragen, das ihm gänzlich abging; ſein Ruhm liegt ganz in ſeinem Märtyrertod. Wie die erſten Chriſten, ſo hat auch er durch den Tod geſiegt. Die Flamme ſeines Scheiterhaufens hat über dem Haupt des Menſchengeſchlechtes geleuchtet, wie ein heiliges Licht, das die Sonne überſtrahlt. Seine vom Wind zerſtreute Aſche hat den Boden des alten Europa's befruchtet, und Lefevre, Zwingli und Luther ſind aus derſelben hervorgegangen.

Es gibt ſelbſt ausgezeichnete Geiſter, welche nur an die materielle Gewalt glauben, ſie ſind geneigt, jede reine geiſtige That in's Lächerliche zu ziehen. Wenn man ſie hört, „ſo iſt Gott immer auf Seiten der zahlreichen Bataillone“ (dieß hat Voltaire geſagt). Wenn man jedoch die Geſchichte der chriſt-

lichen Welt betrachtet, ſo bemerkt man bald, daß Gott, ob ein wenig früher oder ein wenig ſpäter, immer auf Seiten der Ideen des Fortſchritts und der Freiheit iſt. Im 15. Jahrhundert ſchien der Materialismus die ganze Welt zu beherrſchen. Der durch das Chriſtenthum auf die Erde gebrachte neue Geiſt ſchien von den ſelbſtſüchtigen Leidenſchaften des Fleiſches und des Blutes erſtickt. Selbſt die Häupter des geiſtlichen Standes verläugneten ihre Aufgabe mit einer frevelhaften Keckheit. Johann XXIII., der ſich für den Statthalter Chriſti ausgab, ſchwur beim „Satan“. Aber als alle Lebenskeime unter dem Eiſe des Winters in der Tiefe der Furchen verſchwand, genügte ein Hauch der ſchöpferiſchen Macht, um ſie in's Leben zurückzurufen. So lebte der evangeliſche Sinn hundert Jahre vor den Reformatoren von Paris, Zürich und Wittenberg wieder auf.

Huß war der Vorläufer dieſer großen religiöſen Wiedergeburt. Man muß bei ihm keinen beſtimmten Plan und keine entwickelten Ideen ſuchen, wie man ſie bei Zwingli und Calvin findet. Streben nach einer idealen Welt, glühende Wünſche, prophetiſche Begeiſterung, das iſt es, was dieſen großen Mann beſeelt. Seine Sprache iſt nicht die philoſophiſche Sprache der Zürcher oder Genfer. Er drückt ſich aus wie die Seher des alten Teſtaments; er liebt die kühnen Methaphern Ezechiels oder die dramatiſchen Bilder des Jeſaias. Wie die Geſandten Jehova's, ſind ſeine Lippen von brennenden Kohlen berührt worden. Seine Blicke ſind nach Oſten gerichtet. Von dort muß das Licht ausſtrömen, das die verderbliche Finſterniß zerſtreuen ſoll, in welche die Welt getaucht iſt.

Wenn Huß auch durch die Formen der Sprache, durch die Anſchauung der Zukunft an die Heiligen des alten Bundes erinnnert, ſo iſt doch ſein Charakter durchaus evangeliſch und modern. Je mehr ſich ſein Geſchick entfaltet, und je mehr er ſich dem Ende ſeiner ruhmvollen Laufbahn nähert, deſto mehr wird ſeine ſchöne Seele von Liebe und Barmherzigkeit erfüllt. Nie geht eine Verwünſchung über ſeine Lippen. Statt ſeinen

Kerkermeiſtern zu fluchen, unterrichtet er ſie in den Geheimniſſen des Reiches Gottes. Wie Jeſus betet er für ſeine Henker und für ſeine Verfolger. Es iſt nicht mehr der heftige Redner, der in der Bethlehemskapelle gegen die Verdorbenheit der Römiſchen Kirche donnerte; es iſt ein Opfer voll Ergebung, welches die Ruhe ſeiner Aufopferung nicht durch ein einziges Gefühl von Bitterkeit rauben will. Von pflichtvergeſſenen Prieſtern umgeben, die ihn bedrohen und beſchimpfen, die nach ſeinem Blute lechzen, entſchlüpft ihm keine einzige Aufwallung von Zorn. Er beruft ſich mit Kraft auf den Richterſtuhl Gottes, aber ohne die Gerechtigkeit der Menſchen, trotz ihrer empörenden Parteilichkeit, zu beleidigen. Um eine ähnliche Erſcheinung zu finden, muß man in die Zeit eines Polykarp, eines Ignatius von Antiochien, eines Juſtinus, eines Lucianus, in die Zeit der ruhigen und muthigen Märtyrer der erſten Kirche zurückgehen*). In den friedlichen Tagen ſeiner Jugend, legte Huß, wie wenn er das Vorgefühl der Zukunft gehabt hätte, ſeine Hand auf eine Gluth, um zu ſehen, ob er wie der heilige Laurentius, die ganze Heftigkeit des Feuers vertragen könnte. So bereitete ſich dieſe auserwählte Seele auf den Ruf vor, welchen ihm der Himmel beſtimmt hatte, einen zugleich großartigen und ſchmerzreichen Ruf, ähnlich dem des göttlichen Meiſters, der ſein Leben für das Heil der Welt hingegeben hat.

Daher iſt auch das Beiſpiel des Sohnes Gottes ſtets vor den Augen des Konſtanzer Märtyrers. Er erinnert ſich beſtändig jener heuchleriſchen Phariſäer, welche aus perſönlichen Rückſichten die Verfolger der Gerechtigkeit und der Wahrheit geworden ſind. In ſeiner Verlaſſenheit denkt er unwillkürlich an den göttlichen Erlöſer, der ſeinen unverſöhnlichen Feinden überliefert iſt, wie er das Haupt unter ihren Streichen beugt, mit dem Rohr eines verhöhnenden Szepters geſchlagen wird. Das Leiden Chriſti iſt ſeine Kraft und ſein Troſt. Er ruht

*) Vergl. Ruinart; Acta Martyro.

im Geiſte unter den Oelbäumen Gethſemane's; er trinkt aus dem bitteren Kelch; er erhält auch den Kuß des Verraths; er hört das Geheul der wilden Menge, welche ſeinen Tod verlangt und ſein Blut trinken möchte, er fühlt zuweilen die unwillkürliche Traurigkeit, welcher ſich Chriſtus ſelbſt hingab. Man ſieht ihn alsdann auf das Leben zurückſchauen, auf die Freude, die er verläßt, auf die Bande, die er wird zerreißen müſſen.

Der Name Wikleſ iſt von Huß unzertrennlich. Vor dieſen zwei großen Männern hatten ſich edle Geiſter gegen die Lehren der Römiſchen Kirche empört, ſo Arnold von Brescia, Berengar von Tours, Valdo. Aber zu jener Zeit konnte ihr Unternehmen keinen Erfolg haben. Doch hinterließen dieſe Gegner des Papſtthums in vielen Geiſtern Keime der Oppoſition. Wikleſ folgte auf ſie. Er lehrte, daß nach den Schriften der Apoſtel der römiſche Biſchof nicht als das Haupt der allgemeinen Kirche angeſehen werden könne. Es ärgerte ihn, daß ein elender Sünder, der ſelbſt ſeines Heils nicht gewiß ſei, ſich für den unfehlbaren Herrn der Kinder Gottes ausgebe. „Wenn der Römiſche Biſchof die Verdammniß auf ſich herabzieht, ſo wird ein Dämon der Hölle der Anbetung der Menſchen dargeboten *).“

Das Merkwürdigſte aber iſt, daß Gerſon, das Orakel der Pariſer Univerſität, welchen man wie das Licht der katholiſchen Welt betrachtet, Gerſon, dieſer unbarmherzige Gegner der Ketzer, welcher gegen ſie die ganze Strenge der Geſetze verlangte, von der päpſtlichen Gewalt mit einer beinahe eben ſo großen Kühnheit ſprach.

„Die allgemeine Kirche,“ ſagt er, „iſt die Vereinigung aller Chriſten, Griechen, Barbaren, Männer, Weiber, Adeligen, Bauern, Reichen und Armen **). Dieſe Kirche iſt es, welche nach

*) Vaughan, Vie de Wiclef 2, 273.

**) Ein ausgezeichneter Katholik hat es verſucht, aber freilich vergeblich, dieſer Idee bei ſeinen Religionsgenoſſen Eingang zu verſchaffen. (S. Bordas-Demoulin, Des pouvoirs constitutifs de l'Eglise).

der Ueberlieferung weder irren noch fehlen kann; Jesus Christus allein ist ihr Haupt. — Es wird eine andere Kirche die apostolische genannt, — man nennt sie gewöhnlich die Römische Kirche. Diese ist es, von welcher man glaubt, daß der Papst ihr Oberhaupt, und die übrigen Geistlichen ihre Glieder seien; diese kann irren und fehlen, diese kann betrügen und betrogen werden. — Die Gewalt des Papstes macht sie nicht heilig, weil diese Gewalt Guten und Bösen zu Theil werden kann; auch der päpstliche Stuhl macht sie nicht heilig, denn der Mensch muß den Sitz heiligen, nicht der Sitz den Menschen. Welche Thorheit ist es, zu glauben, daß ein einfacher Sterblicher, ein Kind der Verdammniß, ein Pfründenwucherer, ein Geizhals, ein Lügner, ein Hurer auf Erden und im Himmel binden und lösen könne*)."

So sprach der „allerchristlichste Lehrer" **), einer der Heiligen der Französischen Kirche***), welchem mehrere katholische Schriftsteller das Buch „von der Nachahmung Christi" zugeschrieben haben, das für sie nach dem Evangelium das Buch der Bücher ist.

Indem Wiklef die Folgerungen aus seinen Grundsätzen zog, sprach er den Päpsten durchaus das Recht ab, die Könige zu entsetzen. Nach ihm sollen die Priester dem bürgerlichen Gesetze in Allem, was ihre Personen und ihre Güter betrifft, unterworfen sein†). Gerson behauptet ebenfalls, daß der Papst nicht größer als Jesus Christus und als St. Petrus sei, die sich beide der weltlichen Gewalt unterworfen haben, indem sie allen Menschen befahlen, sich ihr zu unterwerfen††).

Es ist eine nicht weniger bemerkenswerthe Thatsache, daß Ger-

*) Gerson, De modis uniendi ac reform. Eccles. in conc. T. II.

**) Doctor christianissimus.

***) S. Faujère, Éloge de Gerson.

†) Vaughan, Vie de Wiclef, T. II.

††) Gerson, De modis etc.

ſon, der wie Wikleſ, wie Calvin. ein Schüler des hl. Auguſtinus war, die Rechtfertigung durch den Glauben ohne die Werke lehrte. „Der Menſch," ſagt der Kanzler der Pariſer Univerſität, „kann Nichts aus eigenem Willen thun, um ſich von ſeinem Fall zu erheben; er wird nicht durch ſeine Werke ſelig. Jeſus Chriſtus allein iſt der Heiland, und er erlöst nur die, welche von aller Ewigkeit dazu beſtimmt ſind*)."

Dieſe Stellen müſſen auf alle Die einen tiefen Eindruck machen, welche ſich an die Geſchichte der Kirchenverſammlungen von Konſtanz und Trient erinnern. Man fragt ſich, wie der Pariſer Profeſſor für eine Säule der Kirche hat gehalten werden können, während man den Johannes Huß und Hieronymus von Prag dem Henker überliefert und Calvin als Ketzer behandelt hat. Dieſe auffallenden und zu wenig beachteten Thatſachen geben ein klares Bild von der Gerechtigkeit Roms. Sein Vortheil allein gibt ihm ſeine Entſcheidungen ein; es abſolvirt und verflucht die nämlichen Meinungen. So hat es den Fatalismus Auguſtins, Proſpers und Gerſons empfohlen, während es nicht genug Verwünſchungen gegen die Genfer und Wittenberger Reformatoren hat.

„Und ich, ich ruf' je nach der Zeit:
Es lebe der König, es lebe die Liga!"

Was aber Gerſon betrifft, ſo glauben wir, daß, wenn er die logiſche Kraft Wikleſs, die Entſchloſſenheit Zwinglis und den Muth des Huß gehabt hätte, er eine Kirche direkt angegriffen hätte, deren Mißbräuche und Lehren er mit ſo viel Beredtſamkeit tadelte. Wenigſtens hätte er ſeine Hände von dem Blut des Märtyrers Huß rein erhalten, deſſen Meinungen vielleicht weniger kühn waren, als die ſeinigen. Wenn er auf dieſe Weiſe das Wohlwollen der offiziellen Geſchichtſchreiber des Papſtthums verdient hat, ſo werden ihn die aufrichtigen Chriſten

*) Gerson, De consol. theol. 1, 187, vergl. mit Wiclef, De verit. script. expos.

auf eine ganz verſchiedene Weiſe beurtheilen. In den Augen dieſer wird die Vergleichung des Heldenmuths, welchen Huß an den Tag legte, mit dem klugen Rückhalt des franzöſiſchen Theologen dieſem letzten nicht zur Ehre gereichen. Die Geſchichte wird ihre Strenge nachahmen. Es iſt ihre heilige Aufgabe, die Feigheit zu brandmarken, welche man mit den hohen Namen: „Klugheit, Mäßigung, Liebe zum Frieden und zur Einheit“ zu rechtfertigen ſucht. Der Friede kann nicht mit dem Opfer der Ueberzeugung eines ganzen Lebens und den Vorwürfen des Gewiſſens erkauft werden. Chriſtus hatte die eitlen Entſchuldigungen dieſer elenden Staatskunſt im Auge, als er ſagte: „Ich bringe das Schwert und nicht den Frieden.“ Krieg gegen das Böſe, Krieg gegen die Tyrannei, Krieg gegen die heuchleriſche Klugheit, das iſt die Sittenlehre des Evangeliums, welche für Menſchen und nicht für Sklaven gemacht iſt. Das Wort des Erlöſers kann dieſe Gleichgültigkeit nicht in Schutz nehmen, welche den entnervten Seelen gefällt und ſie anreizt, ſich gegen alle Mißbräuche nachſichtig zu zeigen. Es fordert uns im Gegentheil zum Kampfe gegen dieſen weltlichen Sinn auf, der das traurige Geheimniß beſitzt, den feſteſten Muth zu erſchlaffen.

So hat Johannes Huß das Evangelium verſtanden; er nahm es ſchon in ſeiner Jugend ernſthaft auf. Die brüderlichen Grundſätze des heiligen Buchs waren für ihn niemals, wie für ſo viele Chriſten, ein todter Buchſtabe. In der Mitte des Volks geboren, wie Luther, der ſein Werk fortſetzte, der Sohn einfacher Bauern, blieb er der Einfachheit ſeines Urſprungs immer getreu. „Johannes Huß,“ ſagt der Jeſuit Balbinus, welcher nicht geneigt iſt, ihm zu ſchmeicheln, „war mehr ſcharfſinnig*) als beredt. Aber die Einfachheit und die Strenge

*) Man wird aus den Bruchſtücken ſeiner Briefe und Reden, die wir anführen werden, ſehen, ob irgend Etwas in ihnen an die ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten erinnert.

seiner Sitten, sein vorwurfsloses Leben, sein bleiches und schwermüthiges Gesicht, seine große Sanftmuth und seine Leutseligkeit gegen Alle, selbst gegen die Niedrigsten, überzeugten mehr als die größte Beredtsamkeit*)."

Als Huß Priester geworden war, wählte ihn die Kaiserin Königin von Böhmen, zu ihrem Beichtvater. Er erwarb sich nunmehr zahlreiche und mächtige Freunde. Doch stammt seine Berühmtheit erst vom Jahr 1414, wo er an die Bethlehems-Kapelle berufen wurde. In dieser Kapelle, welche einen Namen so guter Vorbedeutung trug, sollte Christus in der Tiefe der Seelen wieder geboren werden, und die Armen sollten wieder einmal die Lehre vom „Reiche Gottes" hören.

Obgleich die Bücher Wiklefs dem Johannes Huß zuerst mißfallen hatten, so hatte ihm endlich ein eindringlicheres Studium die Wichtigkeit der darin enthaltenen Ideen gezeigt. Wie der englische Reformator, so sah auch er die Schrift für die einzige unfehlbare Autorität an, ein Grundsatz, der die ganze römische Hierarchie von Grund aus umstürzte. Er war eben so der Ansicht, daß man den Klerus auf seine geistliche Aufgabe zurückführen müsse, und daß die pflichtvergessenen Priester ihre ganze Vollmacht verlören. Der Gedanke, die Geistlichen zu verpflichten, sich nur mit den ewigen Interessen zu beschäftigen, war nicht neu. Hildegard, welcher von Rom heilig gesprochen worden ist, trug kein Bedenken zu sagen: „Der allmächtige Vater hat alle Dinge gar wohl vertheilt. Er hat den himmlischen Menschen den Himmel, und den irdischen Menschen die Erde gegeben, so daß dieser Vertheilung gemäß die Geistlichen und die Weltlichen, weil Jeder besitzt, was ihm willkommen ist, einander nicht in ihre Rechte greifen. Denn Gott hat nicht gewollt, daß einer seiner Söhne zugleich den Rock und den Mantel habe. Er hat den Mantel den Weltlichen,

*) Balbinus Epitome rer. Boic. 431.

den Rock dem geistlichen Volke gegeben, und wenn Rock und Mantel sich vereinigt finden, muß man den Mantel wegnehmen, und ihn den Armen geben*)."

Die Schwierigkeit lag darin, diese Grundsätze einer gierigen und verdorbenen Geistlichkeit begreiflich zu machen. Ehe Huß diese große Aufgabe unternahm, mußte er gegen vielen Kummer und Widerwillen, ankämpfen. Er erzählt selbst in höchst dramatischer Darstellung, auf welche Weise sich die Stimme des Himmels Gehör verschaffte. Er führt zuerst folgende Stelle des Propheten Ezechiel an: „Als ich die Mauer durchbrechen sollte, zeigte sich ein Thor. Da sprach der Herr zu mir: Tretet herein und schaut, welche abscheuliche Gräuel diese Leute hier begehen." Huß fügt hinzu: „Mich auch hat Gott erweckt, um die Mauer zu durchbrechen, damit man die Menge der Gräuel an der heiligen Stätte entdecke. Es hat dem Herrn gefallen, mich aus dem Orte zu ziehen, wo ich wie ein aus dem Feuer gerissener Feuerbrand war. Ein unglücklicher Sklave meiner Leidenschaften, hat mich Gott, wie einst Loth, aus dem Brande Sodoms gezogen, und ich habe der Stimme gehorcht, die da sagte: Brich die Mauer durch! — Ich sah hierauf ein anderes Thor, und dieses Thor war die heilige Schrift, und ich sah durch dasselbe die Gräuel der Priester und Mönche, welche durch verschiedene Sinnbilder bezeichnet waren. Niemals haben die Juden und die Heiden so abscheuliche Sünden vor Christus begangen, als diese schlechten Christen und diese heuchlerischen Priester heute mitten in der Kirche begehen**)."

Wer mit so viel Kühnheit das Verderbniß der Häupter der Kirche enthüllte, setzte sich im 15. Jahrhundert den gräßlichsten Verfolgungen aus. Es gibt noch in unsern Tagen mehr als ein Land in Europa, wo man es nicht thun könnte, ohne

*) Huss, Hist. et monum. I., 155.

**) Huss, Hist. monum. J. p. 503.

sich den größten Gefahren auszusetzen*). Man untersagte zuförderst dem Huß die Ausübung seines geistlichen Amts, bis die Umstände es erlaubten, strengere Maßregeln gegen ihn zu ergreifen. Bald darauf wurde er vor den Erzbischof von Prag geladen, der ihm vorwarf, schwere Irrthümer über die christlichen Bestattungen zu lehren. Am folgenden Sonntag bestieg der unerschrockene Prediger die Kanzel. Weit entfernt, durch die Drohungen eingeschüchtert zu sein, wendete er sich mit seiner gewöhnlichen Kraft an das Volk:

„Es ist seltsam," sagte er, „meine theuern Böhmen, daß man offenbare Wahrheiten zu lehren verbietet, und vornämlich diejenigen, welche in England und an andern Orten ihren Glanz verbreiten. Diese besondern Leichenbegängnisse, diese Kerzen und diese Glocken dienen zu Nichts, als die Börsen der geizigen Priester zu füllen, und was sie Ordnung**) nennen, ist nichts Anders, als Verwirrung. Glaubt mir, sie wollen euch durch solche Gebote in Fesseln schlagen, aber ihr, zerbrecht eure Fesseln."

Wenn ihm diese edle Kühnheit viele Feinde erweckte, so fand er auch Vertheidiger unter denen, welche in ihrer Seele das christliche Gefühl wieder aufleben fühlten. Die Universität von Bologna sprach sich unter den Augen des Papstthums selbst gegen den Erzbischof aus. Auf diese Stütze bauend, appellirte Huß an den Papst Alexander V.; aber dieser Papst wurde durch Balthasar Cossa ersetzt, der den Namen Johann XXIII. annahm.

Alle Geschichtschreiber der Zeit haben das düsterste Gemälde dieses Bischofs entworfen. Dietrich von Niem, sein Sekretär und Geschichtschreiber, stellt ihn als ein Ungeheuer von Geiz,

*) Man lese das Oesterreichische Konkordat, welches, wie man weiß, sogar jede Kritik der römischen Liturgie verbietet.

**) Dieses Wort hat keinen andern Sinn im Munde vieler Konservativen unserer Zeit.

Ehrſucht, Ausſchweifung und Grauſamkeit dar*). Er hatte den päpſtlichen Stuhl mit Gold erkauft**). Ein Mann von dieſem Charakter konnte die Predigten des Huß nur mit Zorn ſehen und in der That ließ er ihn bald nach Rom vorladen. Da Huß ſich nicht ſtellte, ſo exkommunicirte er ihn und belegte Prag mit dem Interdicte. Huß proteſtirte mit dem größten Seelenadel. Von einem Papſte verdammt, der die biſchöfliche Würde beſudelte und der ſich nicht fürchtete, ſich den Statthalter desjenigen zu nennen, der ohne Sünde iſt, appellirte er an den Erlöſer ſelbſt. „Unſer Herr Jeſus Chriſtus“, ſagte er, „der wahre Gott und wahre Menſch hat, als er von den Hohenprieſtern, den Schriftgelehrten, den Phariſäern und Opferern, ſeinen Richtern und Anklägern, umgeben war, ſeinen Jüngern das ſchöne Beiſpiel gegeben, ihre Sache dem Urtheile Gottes zu unterwerfen, der Alles weiß und Alles kann. Dieſes heilige Beiſpiel befolgend, appellire ich an Gott, da ich mich durch ein ungerechtes Urtheil und durch die vorgebliche Excommunikation der Hoheprieſter, der Schriftgelehrten, der Phariſäer und der auf dem Stuhl Moſis ſitzenden Richter unterdrückt ſehe. Ich, Johannes Huß, überreiche dieſe Appellation meinem Herrn und Richter Jeſus Chriſtus, der die gerechte Sache des Niedrigſten unter allen Menſchen kennt und beſchützt“ ***).

In dieſer Sprache erſcheint Sanftmuth und Feſtigkeit auf wunderbare Weiſe gepaart. In ſeinen Geburtsort zurückgekehrt, ſchrieb Huß eine kleine Abhandlung, welche beſtimmt war, durch die Autorität der Vernunft, der Väter, der Päpſte und der Kirchenſatzungen zu beweiſen, daß man die Bücher der Ketzer leſen, nicht aber ſie verbrennen ſolle†). Er ſchrieb zu gleicher Zeit einen Brief an ſeine Schüler, welcher die Milde der apoſtoliſchen

*) In Von der Hardt II., 14.

**) T. de Niem, Invect. in Joh. XXIII. cap. VII.

***) Hist. et monum. Huss 1, 129.

†) A. a. O., 1, 127.

Zeiten athmete. „Wißt, meine Theuern," ſagte er, „daß ich mich nach dem Beiſpiel und der Mahnung Chriſti aus eurer Mitte zurückgezogen habe, aus Furcht, den Böſen die Gelegenheit der ewigen Verdammniß und den Guten ein Gegenſtand des Kummers und der Trauer zu werden. Ich bin geflohen, damit mir ungerechte Prieſter nicht die Verkündigung des göttlichen Wortes verbieten und damit ihr nicht meinetwegen der göttlichen Wahrheit beraubt werden möchtet, für welche ich mit der Gnade Gottes zu ſterben wünſche" *).

Mitten unter dieſen Aufregungen bildete das Leben Chriſti und der Apoſtel den beſtändigen Gegenſtand ſeines Nachdenkens „Ich habe, meine Geliebten", ſchrieb er, „euere ſchmerzliche Prüfung erfahren. — Ich auch, meine theuerſten Freunde, habe Verſuchungen beſtanden, und ich freue mich endlich, daß ich wegen des Evangeliums Ketzer genannt werde, und als ein Böſer und ein Empörer excommunicirt bin. Um mich in dem ſanften Frieden meines Herzens wieder zu beſtärken, habe ich mich an das Leben und an die Worte Chriſti und an die ſeiner Apoſtel erinnert **). Ich habe mich daran erinnert, auf welche Weiſe der Hoheprieſter Anna und Caiphas und Johannes und Alexander und der ganze Prieſterſtamm den Apoſteln verboten, im Namen Jeſu zu ſprechen und zu lehren. Aber Petrus und Johannes antworteten ihnen und ſagten: „Urtheilt ſelbſt in Gegenwart des Herrn, ob es billig ſei, daß wir eher auf euch hören, als auf Gott. Können wir nicht von dem ſprechen, was wir gehört und geſehen haben ***)?" Und da die nämlichen Prieſter ihnen noch

*) Briefe von J. Huß an Meiſter Martin und an Meiſter Niklaus von Mylicziu. — Ich habe nur den weſentlichen Inhalt, aber nicht die Ausdrücke ſelbſt wiederzugeben.

**) Apoſtelgeſchichte 4.

***) *Εἰ δίκαιόν ἐστιν ἐνώπιον τοῦ θεοῦ, ὑμῶν ἀκούειν μᾶλλον ἢ τοῦ θεοῦ, κρίνατε. οὐ δυνάμεθα γὰρ ἡμεῖς ἃ εἴδομεν καὶ ἠκούσαμεν μὴ λαλεῖν.*

einmal verboten hatten, zu predigen, sagten sie*): „Man muß Gott eher gehorchen als den Menschen.“ Der heilige Hieronymus hat gesagt: „Wenn der Herr oder der Bischof Dinge verlangt, die dem Glauben oder der Schrift nicht widersprechen, so ist der Diener gehalten, zu gehorchen. Wenn er aber Etwas befiehlt, was ihnen widerspricht, so muß man eher dem Herrn der Seele als dem des Körpers gehorchen.“ Und weiter fügt er hinzu: „Wenn der Kaiser euch befiehlt, was gut ist, so thut ihm seinen Willen, wenn er Böses befiehlt, so antwortet: Es ist besser, Gott zu gehorchen als den Menschen.“ — Der heilige Augustin sagt ebenso in seiner Predigt über die Worte des Herrn: „Wenn eine irdische Gewalt euch befiehlt, was ihr nicht thun dürft, so verachtet diese Gewalt, und fürchtet eine höhere Macht. — Wir müssen also der Gewalt des Teufels oder der Menschen widerstehen, wenn sie uns Etwas gegen Gott eingeben, und wenn wir dieß thun, so widerstehen wir nicht, sondern wir gehorchen dem Befehle Gottes.“ So spricht der heilige Augustin. Es sagt auch der heilige Gregor in seiner „Abhandlung über die Moral“: „Wisset, daß man das Böse niemals aus Gehorsam thun soll.“ Der heilige Bernhard schreibt in einem seiner Briefe: „Das Böse auf Befehl, von wem es auch sei, zu thun, heißt nicht gehorchen, sondern ungehorsam sein**).“

Durch die Betrachtung der evangelischen Wahrheiten gestärkt, fand Huß in seinem Herzen glühende Worte christlicher Liebe und der Hingebung an Gott und an das Heil der Menschen. Dieses Herz war wie ein unerschöpflicher Bronnen des Glaubens und der Liebe. Sein größter Trost waren die sanften Worte Christi, die Betrachtung seiner Erniedrigung und seiner Leiden. „Meine Geliebten“, sagte er in einem seiner herrlichsten Briefe, „laßt euch nicht durch Schrecken niederschlagen;

*) Apostelgesch. 5.

**) Briefe von Johann Huß 1. Reihe 5. Brief. — Er führt auch die Meinung des heiligen Isidor und Beda an.

fürchtet euch nicht, wenn der Herr Einige von euch in Verſuchung führt, wenn er erlaubt, daß die Diener des Antichriſt ihre Tyrannei gegen euch ausüben. Gott ſelbſt hat zu ſeinem Diener geſagt*): Fürchte dich nicht, wenn die Macht der Gottloſen auf dich ſtürzt, denn ich werde dir zur Seite ſtehen u. ſ. w." Und er hat durch den Mund des Propheten David geſagt: „Ich bin bei ihm in ſeiner Prüfung; ich werde ihn befreien und verherrlichen u. ſ. w." — So bleibt denn feſt in der Wahrheit, die ihr erkennt, liebt und thut Alles, was ihr thut, als wahre Kinder Gottes. Habt Vertrauen, denn Chriſtus hat geſiegt und ihr werdet auch ſiegen. Gedenkt deſſen, der von den Sündern viele Verfolgungen erduldet hat; wanket nicht in euerm guten Entſchluß; laßt uns zuſammen die ganze Laſt unſerer Sünden niederlegen und zum Kampf eilen, die Augen auf Jeſum gerichtet, der unſern Glauben eingeſetzt, der zu einem glorreichen Zweck die Schande verachtet, die Schmach des Kreuzes erlitten hat und jetzt zur Rechten Gottes ſitzt. — Der Schöpfer, der König, der oberſte Herr der Welt hat ſich, ohne bei ſeiner göttlichen Natur dazu gezwungen zu ſein, trotz ſeiner Vollkommenheit, zu unſerer Menſchheit erniedrigt; er iſt uns armen Sündern zu Hülfe gekommen, Hunger, Durſt, Kälte, Hitze, Schlafloſigkeit, Ermüdung ertragend; er hat, indem er uns belehrte, Schmerzen und ſchwere Schmach von den Prieſtern und Schriftgelehrten erduldet, die ihn ſogar einen Beſeſſenen und Gotteslästerer nannten, indem ſie ſagten, daß dieſer nicht Gott ſei, den ſie wie einen Ketzer exkommunicirt, den ſie aus der Stadt verjagt und wie einen verdammten gekreuzigt haben. — Wenn alſo Chriſtus Solches von den Prieſtern erduldet hat, er, der alle Krankheiten durch ſein Wort allein ohne irgend eine irdiſche Belohnung geheilt, er, der die Teufel verjagt, die Todten auferweckt, und das Geſetz Gottes gelehrt hat; er, der Niemandem Unrecht gethan, der keine Sünde begangen,

*) Sprichwörter 3.

und der von ihnen Alles erduldet hat, bloß weil er ihre Bosheit aufdeckte; warum ſollen wir uns wundern, wenn heute die Diener des Antichriſt, welche geiziger, ausſchweifender, grauſamer, ſchlauer ſind, als die Phariſäer, die Diener Gottes verfolgen, ſie mit Schmach überhäufen, ſie excommuniciren, ſie in das Gefängniß werfen und tödten? — Es begegnet ihnen, was den Prieſtern der Juden begegnet iſt. — Sie glaubten, die Wahrheit, welche immer ſiegreich iſt, erſticken und beſiegen zu können, indem ſie verkennen, daß das Eigenthümliche und das Weſen der Wahrheit darin beſteht, daß, je mehr man ſie zu verdunkeln ſtrebt, ſie um deſto glänzender ſtrahlt, und daß, je mehr man ſie unterdrücken will, ſie um deſto mehr wächst und ſich erhebt. Die Hoheprieſter, die Prieſter, die Schriftgelehrten und die Phariſäer, Herodes und Pilatus, und die Bewohner Jeruſalems haben einſt die Wahrheit verurtheilt; ſie haben ſie gekreuzigt und begraben; aber aus dem Grabe emporſteigend, hat ſie alle beſiegt und hat zwölf Verkündiger des Wortes ausgeſendet*).“

Dieſer letzte Zug iſt herrlich. Es wäre ſchwer, ſelbſt bei den Lehrern der erſten Kirche einen kräftigeren, chriſtlicheren Gedanken zu finden. Huß ſchrieb um die nämliche Zeit an den Rektor der Prager Univerſität, und erklärte ihm mit einer rührenden Einfachheit, daß er bereit ſei, den Märtyrertod zu erleiden.

„Wenn ich in Chriſtus heilig lebe und leben will, ſo iſt es nöthig, daß ich die Verfolgung im Namen Chriſti erdulde; denn wenn Chriſtus hat leiden müſſen, um in die Herrlichkeit einzugehen, müſſen auch wir Unglückliche ebenfalls unſer Kreuz tragen, und müſſen ihm in ſeinen Leiden nachahmen. — Ich betheure denn, ehrwürdiger Rektor, daß ich niemals durch die Verfolgung niedergebeugt worden bin, ich werde es nur durch meine Sünden und den Irrthum des chriſtlichen Volkes. Was ſind mir in der That die Reichthümer des Jahrhunderts? Welchen Schmerz kann mir ihr Verluſt bereiten? Was iſt mir der

*) Briefe des Joh. Huß 1. Reihe 6. Brief: An die Getreuen von Prag.

Verluſt der Gunſt dieſer Welt, welche von der Bahn Chriſti ablenkt? Was iſt die Schande, welche doch, wenn ſie mit Demuth ertragen wird, die Kinder Gottes prüft, läutert, erleuchtet, ſo daß ſie wie die Sonne im Reich ihres Vaters glänzen und ſtrahlen? Was endlich iſt der Tod, wenn man mich dieſem elenden Leben entreißt? Wer hienieden verliert, ſiegt ſelbſt über den Tod — er findet das wahre Leben. — Ich werde meinen Leib dem Tode ausſetzen — ich hoffe es mit dem Beiſtand unſeres Herrn Jeſu Chriſti — wenn ſeine Barmherzigkeit mir zu Hülfe kommt; denn ich wünſche nicht, in dieſem verdorbenen Jahrhundert zu leben." Huß ſchildert hierauf die ganze Pflichtvergeſſenheit des Papſtes und ſeiner Prediger, ſeiner Beamten und ſeiner Gelehrten, dann fügt er mit einer bewunderungswürdigen Kraft hinzu*): „Weh mir, wenn ich nicht gegen einen ſolchen Gräuel predige! Weh mir, wenn ich nicht weine, wenn ich nicht ſchreibe! Wird man einen einzigen Menſchen finden, für den ſolches nicht eine Trübſal iſt? Schon ſchwingt ſich der große Adler auf und ruft uns zu: Wehe, wehe den Bewohnern der Erde" **).

So war denn das Opfer in dieſer großen Seele ſchon vollendet. Aber die in den Abſichten Gottes bezeichnete Stunde war noch nicht gekommen. Das Volk erhob ſich gegen die Bedrückung der Geiſtlichkeit und rief ſeinen geliebten Prediger nach Prag zurück.

Um dieſe Zeit vereinigte ein ausgezeichneter Schüler ſeine Bemühungen mit denen des großherzigen Reformators; es war Hieronymus von Prag, den ſein Muth, ſeine Beredtſamkeit und ſein Märtyrertod unſterblich gemacht haben. Ein Geiſt des erſten Ranges, hatte Hieronymus auf den Univerſitäten ſchon einen großen Ruf erworben. Er war „Magiſter der Wiſ-

*) Briefe von Johannes Huß. 1. Reihe 4. Brief: An den Rektor der Prager Univerſität.

**) *Οὐαὶ, οὐαὶ, οὐαὶ τοῖν κατοικοῦσις ἐπὶ τῆς γῆς* (Offenbarung, 8, 13.)

ſenſchaften“ an den berühmten Univerſitäten Paris, Cöln und Heidelberg*). Größer an Talent als der, den er für ſeinen Meiſter anerkannte, war ſeine Sprache beredt, aber leidenſchaftlich. Er hatte in Paris Sätze gegen Gerſon ſelbſt vertheidigt. Die Herrſchaft, welche Johannes Huß auf ſeine Landsleute ausübte, war ſo groß, daß Hieronymus ſich ihr wie die Andern unterwarf. Ein bemerkenswerther Umſtand offenbarte den Charakter dieſer beiden Männer. Johann XXIII. hatte eben gegen Ladislaus von Ungarn, der Anſprüche auf den Thron von Neapel machte, eine Bulle geſchleudert und einen Kreuzzug gegen denſelben gepredigt. Hieronymus konnte ſeinen Unwillen nicht zurückhalten und machte ſich durch die Heftigkeit ſeiner Schmähungen gegen Rom viele Feinde. Huß fand, daß es der Sache, welcher er diente, würdiger ſei, die Lehre des Papſtes**) mit der Schrift und den Vätern zu widerlegen.

Man ſollte glauben, daß das Wort des Reformators für die Gegenwart geſchrieben worden ſei***). Haben wir nicht auch geſehen, daß der römiſche Biſchof für weltliche und zeit-

*) Mit dieſem Titel beginnt Hieronymus einen ſeiner Briefe.

**) Es wäre genauer zu ſagen: die Lehre der Päpſte. Man kann, um nur Ein Beiſpiel anzuführen, die Bulle Johann XXIII. mit der Inocenz des VIII. für die Ausrottung der Waldenſer vergleichen. Der Papſt ertheilt dem A. de Capitaneis volle Gewalt über alle Erzbiſchöfe ꝛc., „damit ſie,“ ſagt er, „alle zuſammen mit dir und dem obengenannten Inquiſitor die Waffen gegen die obengenannten Waldenſer und andre Ketzer ergreifen ſollen, um ſie wie giftige Nattern zu zertreten, und ſich eine ſo heilige und ſo nothwendige Ausrottung auf das Höchſte angelegen ſein zu laſſen.“ (Léger, Histoire des Églises vaudoises, livre II, c. II.) — Dieſe gräßliche Lehre iſt übrigens auch die der von allen Katholiken für allgemein und unfehlbar gehaltenen Kirchenverſammlungen. (Man ſehe die Acten des 4. Lateraniſchen Conciliums in Mansi, Sacror. Concilior. Coll. und Labbe XI, p. 1.)

***) S. Hist. et mon. Huss, I, 215—234.

liche Güter einen Kreuzzug gegen die Römer gepredigt, und dem Schwerte der Fremden die überliefert hat, welche er heuchlerisch seine Kinder nennt?

„Ich werde Nichts behaupten," sagt Johannes Huß; „was nicht mit der heiligen Schrift übereinstimmt, und ich will mich in keiner Weise der Gewalt entgegensetzen, welche Gott dem römischen Bischof verliehen hat. Ich werde mich nur dem Mißbrauch dieser Gewalt widersetzen. Nun ist es aber weder den Päpsten, noch den Bischöfen, noch den Priestern gestattet, Krieg zu führen, namentlich nicht für weltliche Zwecke. Wenn es den Jüngern Jesu Christi nicht erlaubt war, das Schwert zu ziehen, um den, welcher das Haupt der Kirche war, gegen diejenigen zu vertheidigen, welche sich seiner bemächtigen wollten, wenn selbst der heilige Petrus deshalb streng getadelt wurde, um wie weniger wird es einem Bischof gestattet sein, für eine zeitliche Herrschaft und für weltliche Reichthümer Krieg zu führen."

Huß beruft sich sodann auf Hieronymus, Augustin, Ambrosius, Bernhard, Gregor den Großen. „Ich fürchte Gott," sagte dieser letzte, „deshalb scheue ich mich, an dem Tod irgend eines Menschen Theil zu nehmen*). Die Worte, welche der heilige Bernhard an den Papst Eugenius III. richtete, sollten wohl dessen Nachfolger Pius IX. zum Nachdenken bewegen. „Du sollst die Wölfe bezwingen, aber Du sollst nicht die Schafe unterjochen; sie sind dir gegeben worden, um sie zu weiden, aber nicht um sie zu unterdrücken. Wenn dein Herz in heiliger Aufregung ist, so bediene dich deiner Zunge und gürte dich mit dem Schwerte, mit dem Schwerte des Geistes nämlich, welches das Wort Gottes ist."

Huß kommt freudig auf die oberste Autorität, die des Evangeliums, zurück. „Wenn der Papst und seine Cardinäle zu Christus gesagt hätten: Herr, wenn du es willst, so wollen

*) Gregorius M., Epist. ed Vales. imper.

wir die ganze Welt zur Vernichtung des Ladislaus, des Gregor*) und ihrer Mitſchuldigen ermahnen; ſo hätte ihnen der Heiland ohne Zweifel geantwortet wie ſeinen Apoſteln, als dieſe ihn um Rath frugen, um ſich an den Samaritanern zu rächen. „Ich bin nicht gekommen zu verderben, ſondern zu erhalten“ **). Jeſus hat ſeinen Feind, den Diener des Hoheprieſters, der gegen ihn zog, nicht geſchlagen, ſondern er hat ihn geheilt. — Möge dann ſagen, wer da will, daß er der Bulle bis zur Ausrottung des Ladislaus und der Seinigen gehorchen müſſe***); was mich betrifft, ſo möchte ich nicht ohne eine Offenbarung, ohne einen beſtimmten Befehl Gottes die Hand gegen Ladislaus und ſeine Anhänger erheben; ſondern ich würde ein demüthiges Gebet zu Gott richten, daß er die Irrenden auf den Weg der Wahrheit zurückführe; denn Er, der das Haupt der ganzen Kirche iſt, hat für ſeine Verfolger gebetet und geſagt: Vater, verzeihe ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun! †), und ich glaube, daß Chriſtus, ſeine Mutter und ſeine Jünger größer waren, als der Papſt und die Kardinäle.“

Mit derſelben Kraft und mit derſelben Kenntniß der Bibel bekämpft er die Abläſſe, von denen man damals einen ſo ärgerlichen Gebrauch machte.

„Kein Heiliger in der Schrift,“ ſagt er, „hat Ablaß der Strafe und der Schuld auf eine beſtimmte Zahl Jahre und Tage gegeben; unſere Gelehrten haben es nicht gewagt, irgend einen Kirchenvater zu nennen, der Abläße angeordnet und

*) Angelio Corrario als Papſt, Gregor XII., der Nebenpapſt Johannes XXIII., gegen welchen er ebenfalls eine Bulle geſchleudert hatte.

**) Lucas 9, 56.

***) Hier iſt keine Uebertreibung, denn in ſeiner Bulle beſchwört der Papſt bei der Vergießung des Blutes Jeſu Chriſti alle Glieder der Kirche, den Ladislaus und ſeine Vertheidiger bis zum Aeußerſten zu verfolgen und ſie auszurotten.

†) *Πάτερ, ἄφες αὐτοις. οὐ γὰρ οἴδασί τι ποιοῦσιν* (Luc. 23, 34).

veröffentlicht hätte, weil ſie deren Urſprung nicht kennen, und wenn dieſe Abläße, welche man als ſo heilſam für die Menſchen darſtellt, während tauſend Jahren und länger wie eingeſchlafen waren, ſo liegt der Grund vielleicht darin, daß die Habſucht damals noch nicht, wie jetzt, den höchſten Grad erreicht hatte."

Er hebt ſodann mit einem ſeltenen geſunden Menſchenverſtand die unſinnigen Folgen der römiſchen Lehre heraus.

„Von zwei Menſchen iſt der Eine während ſeines ganzen Lebens ein Böſewicht geweſen; aber wenn er nur Geld gibt, erhält er vermittelſt einer ſehr leichten Buße Nachlaß an der Strafe und der Sünde. Der Andre iſt ein redlicher Mann, der ſtets nur verzeihliche Sünden begangen hat; aber wenn er Nichts gibt, erhält er keine Verzeihung. Nun wird, der Bulle gemäß, wenn dieſe zwei Menſchen ſterben, der erſte, der Verbrecher, in den Himmel kommen und den Strafen des Fegfeuers entgehen, aber der zweite, der Gerechte, wird ſie erleiden. Wenn dergleichen Abläße im Himmel gültig wären, ſo müßte man Gott bitten, daß man ſtets den Papſt betriege, damit er alle Schätze der Kirche eröffne."

Dieſe Antwort Hußens auf die Bulle Johannes XXIII. machte einen tiefen Eindruck. Luther hat Nichts Treffenderes gegen den Ablaß geſchrieben. Von dem Beifall des Volks unterſtützt, predigte Huß gegen die Verehrung der Bilder, gegen die Ohrenbeichte, gegen das Faſten. Ueber ſeine Erfolge erzürnt, regte Johann XXIII. die Fürſten und die Univerſitäten gegen ihn auf. Gerſon beantwortete den Aufruf des Papſtes im Namen der Pariſer Univerſität. Sein an den Erzbiſchof Konrad gerichteter Brief iſt eines der traurigſten Denkmäler jener traurigen Zeiten und des katholiſchen Fanatismus. Er gibt einen richtigen Maßſtab von der Gewaltthätigkeit, welche die Leidenſchaften der Theologen einflößen können. Nachdem er geſagt hat, daß die Ketzereien durch die Wunder und die Wiſſenſchaft der Gelehrten widerlegt worden ſeien, fügt er hinzu:

„Da dieſe Krankheit endlich den höchſten Grad erreicht hatte, mußte man ſich an das Beil des weltlichen Arms wenden, um die Ketzereien ſammt ihren Urhebern zu durchſchneiden, und ſie in das Feuer werfen. Durch dieſe barmherzige Grauſamkeit*) verhinderte man, daß die Reden ſolcher Leute ſich zu ihrem eigenen Verderben und dem der andern verbreiteten.“ — Wenn man Gerſon Glauben ſchenkt, ſo ſind die falſchen Lehrer, welche ihre Irrthümer in Böhmen verbreiten, nicht zu entſchuldigen. „Sie haben nicht allein Moſes und die Propheten, ſondern auch die Apoſtel und alle Kirchenlehrer nebſt den heiligen Kirchenverſammlungen. Sie haben auch die neuen Lehrer an den Univerſitäten, beſonders an der Pariſer, dieſer Mutter der Studien, welche bis jetzt von den Ungeheuern der Ketzerei frei geweſen iſt und es mit der Hülfe Gottes immer ſein wird. Sie haben alles dieß: ſo mögen ſie daran glauben, ſonſt würden ſie ſelbſt dann nicht glauben, wenn die Todten wieder erſtünden. Wenn die gegenwärtigen Heilmittel nutzlos ſind, ſo bleibt Nichts übrig, als das Beil des weltlichen Arms an die Wurzel dieſes unfruchtbaren und verfluchten Baumes zu legen. An dir iſt es, dieſen Arm durch alle möglichen Mittel anzurufen, und du biſt zum Heil der dir anvertrauten Seelen**) dazu verpflichtet***).“

Die Anſichten des „chriſtlichen Lehrers“ fanden Gehör und das Konſtanzer Concilium nahm ſie zur Richtſchnur ſeines Benehmens. Aber es wird ein ewiger Makel für die Pariſer

*) Dieſes gotteslästerliche Wort enthält alle Galle der römiſchen Heuchelei.

**) Es war eben ſo zum Heil der Seelen, daß die Phariſäer das Evangelium verfolgten. O ihr Henker, wann werdet ihr mit Offenheit handeln und die Sophismen aufgeben, um ohne Weiteres das Beil zu zu ergreifen? Dann werdet ihr weit weniger haſſenswürdig ſein.

***) Cochlæus, Histor. Hussit. p. 22.

Universität und für ihr Organ sein, daß sie zuerst das Blut des Gerechten verlangt haben. Uebrigens hat man sich durch einige freisinnige Grundsätze der französischen Kirche täuschen lassen. Diese Kirche dürstet nach Blut, wie die italienische. Paris hat ebensoviele Scheiterhaufen gesehen, als Rom. Bossuet und selbst Fenelon haben keinen Widerwillen gegen „den weltlichen Arm," das heißt gegen die Unterstützung des Scharfrichters. Der Katholicismus wird sich immer genöthigt glauben für das Heil der ihm anvertrauten Seelen zu den blutigen Waffen der Proconsuln eines Nero seine Zuflucht zu nehmen. Die Logik ist stärker als die besten Absichten der Einzelnen*).

Huß erschrack nicht über diesen furchtbaren Widerstand. In der Einsamkeit seines Dorfs, in das er sich neuerdings zurückgezogen hatte, arbeitete er an Werken, welche einen großen Einfluß erhielten. Solcher Art waren seine Abhandlungen über die Kirche, die sechs Irrthümer, die Gräuel der Mönche und die Glieder des Antichrist.

In diesem letzteren Werke spricht er von der Verehrung der Heiligen und ihren Anbetern mit einer beredten Heftigkeit.

„Diese maßlose Verehrung der Heiligen," sagt er, „ist eine wahre Erfindung der Heuchelei, eine unerschöpfliche Quelle des Aberglaubens zum Nachtheil der wahren Heiligkeit. Man preist die Tugenden der Todten, deren Beispiel entfernt ist; man flößt Verachtung gegen die Heiligkeit der Lebenden ein, deren Beispiel wirksamer sein würde. Der Hochmuth, die Grausamkeit, die Habsucht, die Schlaffheit haben diese Verehrung erfunden; der Eitelkeit wird geschmeichelt, wenn man die Tugenden der Todten rühmt; dies kostet der Eigenliebe Nichts,

*) Wenn man daran zweifelt, so lese man das Buch eines halbliberalen, aber aufrichtigen Katholiken: „Saint Pie V." von dem Vicomte A. de Falloux. Die Inquisition wird darin von dem ehemaligen Minister des Prinzen L. N. Bonaparte, Präsidenten der französischen Republik in honigsüßer Weise vertheidigt.

aber der durch die Tugend der Lebenden verletzte Neid bietet Alles auf, um deren Glanz zu trüben. Die Menſchen ſind großmüthig gegen die Heiligen im Himmel, weil dieſe über den Schlägen ihrer Grauſamkeit erhoben und bei Gott zu fürchten ſind; ſie zeigen ſich aber grauſam gegen die Heiligen, welche auf der Erde leben, weil es ihr Vortheil iſt, die Tugend zu unterdrücken; ſie ſind habſüchtig gegen dieſelben und berauben ſie, aber ſie ſind verſchwenderiſch gegen die verherrlichten Heiligen, die Nichts bedürfen, bekleiden ihre Gebeine mit Seide, Gold und Silber, und weiſen ihnen prachtvolle Wohnungen an; aber den armen Gliedern Jeſu Chriſti, die bei uns ſind, und auf deren Koſten ſie ſich mäſten und betrinken, verweigern ſie Kleidung und Gaſtfreundſchaft."

Nachdem er den Prälaten ihre Weichlichkeit vorgeworfen hat, fährt er fort:

„Sie wollen lieber Jeſu Chriſto auf den Berg Thabor folgen als zum Kreuz. Ihre Eitelkeit zu befriedigen, ſind ſo viele Ceremonien*), ſo viele Feſte und körperliche Uebungen eingeſetzt, welche man tagtäglich vermehrt, um das Volk zu blenden und mit der eitlen Hoffnung hinzuhalten, daß es das ewige Leben verdient, wenn es die Ueberlieferungen beobachtet. Es wäre beſſer, die Wohlthätigkeit, die barmherzigen Werke und die andern chriſtlichen Tugenden zu vermehren, die Sakramente nach dem Evangelium zu reichen und eine ſtrenge Zucht auszuüben. Aber um ſolche Dinge bekümmern ſich die Schriftgelehrten und die Phariſäer der jetzigen Zeit wenig, weil ſie weder weltliche Ehre noch zeitlichen Vortheil daraus ziehen könnten**)."

Fühlt man nicht ſchon den mächtigen Hauch des 16. Jahr-

*) Man ſehe in Lamennais, Affaires de Rome merkwürdige Berichte über die lächerliche Eitelkeit des Kardinals von Rohan, und vergleiche damit Bungener, Rome à Paris, Lettre à Mgr. l'archevêque de Paris.

**) Histor. et monum. s. Huss. — De myster. iniq. antichristi.

hunderts? Diese Worte, welche wie die Posaune Jerichos wiederhallten, erschütterten die verurtheilte Stadt. Wenn eine Anstalt so eindringlich geprüft wird; wenn die Laster derjenigen, welche sie vertheidigen, auf solche Weise der öffentlichen Verachtung Preis gegeben werden; wenn der Zorn alle Herzen beseelt, so ist eine Revolution unvermeidlich. Sie kann mit Hülfe der Kunstgriffe einer geschickten Politik verzögert werden; aber da sie jeden Tag nothwendiger gemacht wird, wird sie dann eben wegen der ihr entgegenstellten Hindernisse um so heftiger werden.

Die Berufung des Konstanzer Conciliums hatte zum Zweck, die allgemeine Meinung zufrieden zu stellen. Sigismund, der den kaiserlichen Thron bestiegen hatte, war fest entschlossen, der Kirchenspaltung ein Ende zu machen. Er glaubte, daß die Vereinigung einer allgemeinen Kirchenversammlung das beste Mittel sei, um dieses zu erzielen. Viele aufrichtige Christen glaubten, daß die Kirche durch die Autorität dieser großen Versammlungen reformirt werden könnte, welche gleichsam die Generalstaaten der kirchlichen Gesellschaft waren. Das Konstanzer Concilium mußte diese wohlmeinenden Täuschungen in ihrer Nichtigkeit erscheinen lassen. Johann XXIII. *) schändete das Papstthum durch seine schmachvollen Intriguen; die Kardinäle und die Bischöfe zeigten sich in ihrer vollsten Selbstsucht; aber so empfänglich für die Berechnungen der weltlichen Politik, als gleichgültig gegen die Forderungen der Kirche Jesu Christi, versetzten die Theologen durch ihre endlosen Berathungen und ihre erbitterten Streitigkeiten der katholischen Wissenschaft einen tödtlichen Streich und bewiesen, daß dieselbe weder die Einigkeit noch die Liebe kenne. Die weltliche Gesellschaft und die Fürsten spielten keine bessere Rolle.

Um nur von dem Kaiser zu reden, der sich Anfangs durch einen aufrichtigen Eifer ausgezeichnet hatte, so bedeckte sich der-

*) Es ist der Johann XXII. in J. v. Müllers Geschichten der Eidgenossenschaft.

ſelbe mit ewiger Schande, als er das ſichere Geleit verletzen ließ, welches er dem Johannes Huß bewilligt hatte. Trotz den Gewiſſensbiſſen und dem Widerſtande Sigismund, mußte ſich die kaiſerliche Majeſtät vor der Wuth der blutgierigen Prieſter beugen. Welch ſeltſames Schauſpiel für die Völker! Die Gewalten, die ſie ſeit ſo vielen Jahrhunderten verehrt hatten, ſchienen es ſich zur Aufgabe gemacht zu haben, ſich vor ihren Augen herabzuwürdigen. Ihre Herabwürdigung bildet einen glänzenden Gegenſatz zu der ruhigen Würde der evangeliſchen Sanftmuth derjenigen, welche man als Aufrührer und Ketzer behandelte. Die Wuth und der Blutdurſt der Richter ließ die himmliſche Geduld der Angeklagten um ſo glänzender hervortreten. Wenn die Verhältniſſe ſich auf dieſe Weiſe entwickeln, wenn die öffentliche Meinung durch die Gewalt der Umſtände genöthigt iſt, für die Geächteten Partei zu ergreifen und ſie wie Märtyrer und Heilige zu betrachten, ſo dienen die Strafen nur dazu, ihre Urheber verhaßt zu machen, und die gränzenloſeſten Verwünſchungen auf ihr Haupt zu laden; die Aſche der Opfer erzeugt um ſo furchtbarere Rächer, als es das beleidigte Bewußtſein der Menſchheit iſt, von dem ſie ihre Sendung erhalten.

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!

Leſevre, Zwingli, Calvin, Luther, Knox waren die Werkzeuge, deren ſich der Himmel bediente, um die Urtheile eines Gerichts umzuſtoßen, das der Gewiſſenloſigkeit und Treuloſigkeit überwieſen war. Der Schatten der erhabenen Konſtanzer Märtyrer hat ſie in der Vollbringung ihrer Aufgabe beſchützt. Ohne den Tod des Huß und des Hieronymus von Prag hätte Luther vielleicht nicht ungeſtraft vor dem Wormſer Reichstag erſcheinen können. Der Abſcheu, den die Henker der böhmiſchen Prediger endlich eingeflößt hatten, ſchützte ihn gegen die Wuth der Feinde der Reformation. War es übrigens nicht natürlich, daß das Chriſtenthum, welches in dem Blut der Heiligen groß geworden war, durch edle Hingebung eben ſo edler als reiner Opfer

wiedergeboren wurde? Iſt es nicht etwas Rührendes, die Freiheit der Nationen auf dieſe Weiſe durch das Opfer fleckenloſer Geſchöpfe beginnen zu ſehen? Die Freiheit entſteht bei dem Leichnam Lucrezias*) und ſie wird in dem Blute Virginias wiedergeboren. Die Unabhängigkeit Frankreichs erhebt ſich ſiegreich aus dem Scheiterhaufen der Jungfrau von Orleans**). So verewigt die Vorſehung die Kraft des Opfers. Selbſt auf dem Weg, der zum höchſten Ziele führt, zeigt ſie uns die blutige, mit einer göttlichen Glorie umgebene Schädelſtätte. Iſt Etwas geeigneter, den Menſchen die Größen des Pflichtgeſetzes zum Verſtändniß zu bringen, und ihre Seele von den flüchtigen Genüſſen des Lebens abzuwenden, um ſie zu dem Ewigen zu leiten?

Als der Kaiſer beſchloſſen hatte, eine Kirchenverſammlung zu berufen, koſtete es ihn viel Mühe, den Papſt Johann XXIII. zur Einwilligung zu bewegen. Dieſer erkannte die Gefahren, welchen ihn ſeine Nichtswürdigkeit ausſetzte. Er wußte, daß wenn er ſich zu dieſer allgemeinen Verſammlung des chriſtlichen Volkes begebe, er den Thron verlieren könne, den er ſo lange beſudelt hatte. Unheilvolles Vorgefühl erfüllte ſeine Seele. Sein Wagen wurde auf einem tyroler Berge, von dem man Konſtanz und den See erblickte, umgeworfen. Dieſer Fall erſchien ihm als ein unglückliches Anzeichen. „Beim Satan," ſagte er, „da liege ich! Warum bin ich nicht lieber in Bologna geblieben?" Und indem er hierauf einen trauervollen Blick auf die Stadt und das Thal warf, fügte er hinzu: „Ich ſehe es wohl, das iſt die Grube, in der man die Füchſe fängt."

Huß gab ſich ſeinerſeits keinen Täuſchungen hin. Im Oktober des Jahres 1414 ſagte er der Bethlehemskapelle, ſeinen Freunden und ſeinen Schülern, die er nicht wiederſehen ſollte,

*) Nach der gewöhnlichen Ueberlieferung (vergl. Niebuhrs Römiſche Geſchichte.)

**) S. Michelet, Jeanne d'Arc.

das rührendste Lebewohl. Die Worte, welche Hieronymus an ihn richtete, waren edel und muthig. „Mein theurer Lehrer," sagte er, „sei fest. Vertheidige unerschrocken, was du geschrieben und gepredigt hast, indem du dich gegen den Hochmuth, die Habsucht und die andern Laster der Geistlichen auf die heilige Schrift stützest. Wenn dir diese Aufgabe zu schwer wird, wenn ich vernehme, daß dir irgend eine Gefahr droht, so komme ich und eile sogleich zu deiner Hülfe herbei*)!

Johann Huß war mit sicherem Geleit versehen. Da man über den Sinn dieser wichtigen Urkunde häufig gestritten hat, so wollen wir sie dem Urtheil aller Leser unterwerfen, bei denen der freilich so mächtige Sektengeist nicht alles Licht des gesunden Menschenverstandes ausgelöscht hat**).

„Sigismund, durch die Gnade Gottes, römischer König u. s. w. allen geistlichen und weltlichen Fürsten u. s. w. und Unsern andern Unterthanen Unsern Gruß zuvor. Wir empfehlen mit voller Liebe euch Allen insgemein und Jedem von euch insbesondere den ehrenwerthen Meister Johann Huß, Baccalaureus der Theologie und Magister der Wissenschaften, den Träger gegenwärtigen Briefes, der von Böhmen zur Konstanzer Kirchenversammlung geht, dem wir Unsern und des Reiches Schutz und Geleit gewährt haben; und wir wünschen, daß ihr ihn gut aufnehmet und freundlich behandelt, indem ihr ihm Alles leistet, was ihm nöthig sein mag, um seine Reise sowohl zu Wasser als zu Land zu beschleunigen, und zu sichern, ohne irgend Etwas weder von ihm noch von den Seinigen zu nehmen, weder bei seinem Eingang noch bei seinem Ausgang, wofür es auch sein möge; und wir laden euch ein, ihn frei gehen, bleiben, sich aufhalten und zurückkehren zu lassen, ihn auch, wenn es nöthig ist, mit guten Pässen zu versehen zur Ehre und Achtung der kaiserlichen Majestät, — Gegeben zu Speier, am

*) Theobaldus, Bellum Hussit.

**) Der Text steht bei Von der Hardt, IV., 12.

18. October des Jahres 1414, im dritten Unſerer Regierung als König von Hungern und im fünften als Römiſcher König."

Man kann jetzt die Aufrichtigkeit der Vertheidiger der Römiſchen Kirche beurtheilen, welche mit Lhomond*) und dem Biſchof Frayſſinous**) zu ſagen wagen, daß das freie Geleit dem Huß nur gegeben worden war, um ihn auf ſeiner Reiſe zu beſchützen, und keineswegs um ihn vor dem Scheiterhaufen ſicher zu ſtellen***). Aber man mußte das unfehlbare Konſtanzer Concilium um jeden Preis gegen den ſo ſehr verdienten Vorwurf der Unredlichkeit und Treuloſigkeit vertheidigen! Unglücklicher Weiſe iſt es nun zu offenbar, daß dieſe große Verſammlung die göttlichen und menſchlichen Geſetze mit Füßen trat, denn Sigismund war in dieſer traurigen Angelegenheit am wenigſten ſchuldig. Er zeigte mehr Schwäche als Schlechtigkeit. Er gab nur wider Willen den Reformator der Wuth ſeiner Henker Preis. Die wahren Verbrecher waren die blutdürſtigen Prieſter, welche Huſſens Tod mit einer empörenden Wuth verlangten. „Reichenthal ſagt, daß Sigismund ihn gern hätte in Freiheit ſetzen laſſen, ſowohl zu ſeiner eigenen Ehre, weil er ihm freies Geleite gegeben hatte, als aus Furcht, ſeinen Bruder Wenceslaus und die Böhmen aufzubringen, aber daß er, nachdem ihm die Theologen bewieſen hatten, daß es nicht erlaubt ſei, einem Ketzer freies Geleite zu geben, er ſich dieſer Entſcheidung unterwarf†).

Um ſich über das traurige Schauſpiel zu tröſten, welches

*) Lhomond, Histoire de l'Église.

**) D. Frayssinous, évêque d'Hermopolis, Défense du christianisme. — Eine Betrachtung, in welcher die Religion gegen den Vorwurf des Fanatismus vertheidigt wird.

***) Emile de Bonnechose, Les reformateurs avant la réforme 1, Note F. antwortete mit Kraft auf die römiſchen Verfälſchungen.

†) Lenfant, Histoire du concile de Constance, liv. I.

die Schwäche und die Feigheit der Fürsten dieser Welt darbietet, muß man seine Blicke auf den Muth der Schlachtopfer wenden, **firmare animum constantibus exemplis***).

Als Huß im Begriff war, nach jener Stadt abzureisen, deren Namen schon seine unbezwingliche Festigkeit verkündete, gab er sich über die Gefahren, die ihn in Constanz erwarteten, keinen Täuschungen hin. Er sprach von den Verfolgungen, die ihm drohten, wie der heilige Paulus.

„Ich, Johannes Huß, ein Priester und Diener Jesu Christi, allen unsern geliebten und treuen Brüdern und Schwestern, welche das göttliche Wort aus meinem Munde gehört und die Barmherzigkeit und den Frieden Gottes und des heiligen Geistes empfangen haben, wünsche, daß sie fortfahren mögen, durch Jesum ohne Makel in der Wahrheit einherzugehen. — Glaubet nicht, denket nicht, daß ich wegen einer falschen Lehre schmachvollen Behandlungen trotze — ich reise ab und gehe mit einem freien Geleite des Kaisers meinen zahlreichen Feinden entgegen. Meine Feinde in der Kirchenversammlung, zahlreicher als die Feinde Christi, sind unter den Bischöfen und Theologen, so wie auch unter den Fürsten dieser Welt und den Pharisäern: Aber ich vertraue ganz auf den allmächtigen Gott und auf meinen Heiland; ich hoffe daher, daß er meine glühenden Gebete erhören, daß er Klugheit und Weisheit in meinen Mund legen wird, damit ich ihnen widerstehe, und daß er mir seinen heiligen Geist geben wird, um mich in seiner Wahrheit zu kräftigen, so daß die Thore der Hölle mich nicht von derselben abwenden können und ich mit unerschrockenem Herzen der Versuchung, dem Gefängniß und den Leiden eines grausamen Todes Trotz bieten möge. Christus hat für seine Geliebten gelitten; muß es uns daher wundern, daß er uns sein Beispiel hinterlassen hat, damit auch wir alles Mögliche für unser eigenes Heil geduldig erdulden möchten? Er ist Gott, und wir sind seine Diener;

*) Tacitus, Annales, XVI.

Er ist der Herr der Welt und wir sind armselige Sterbliche; Er bedarf Nichts und wir sind von Allem entblößt; Er hat gelitten, warum sollten wir nicht auch leiden, besonders wenn das Leiden für uns eine Reinigung ist? Wahrhaftig, es kann der nicht umkommen, der auf Christum vertraut und in seiner Wahrheit ausharrt. So betet denn inbrünstig zu ihm, meine Geliebtesten, daß Er mir seinen Geist gebe, damit ich in seiner Wahrheit bleibe und er mich von allem Uebel erlöse; und wenn mein Tod zu seiner Verherrlichung beitragen soll, so betet, daß er bald komme, und daß Er mir gewähre, alle meine Leiden mit Beharrlichkeit zu ertragen. Aber ist es zu meinem Heil besser, daß ich in euere Mitte zurückkehre, so laßt uns Gott bitten, daß ich ohne Makel aus dieser Kirchenversammlung zurückkehre, d. h. daß ich von der Wahrheit des Evangeliums Nichts aufgebe, damit wir sein Licht in noch größerer Reinheit erkennen und unsern Brüdern ein nachahmungswürdiges Beispiel hinterlassen. Vielleicht werdet ihr mein Angesicht in Prag nicht wieder sehen: aber wenn der Wille des allmächtigen Gottes mich euch zurückgibt, so laßt uns von ganzem Herzen in der Erkenntniß und in der Liebe seines Gesetzes fortschreiten. Der Herr ist gerecht und barmherzig und er gibt den Seinigen den Frieden in dieser Welt und nach dem Tode*)."

V.

Ἐν τῷ κόσμῳ θλῖψιν ἕξετε. (Joh.)

Huß kam in dieser bewundernswürdigen Stimmung in Constanz an**). Er nahm seine Wohnung bei einer armen

*) Briefe des Joh. Huß. 2. Reihe, 2. Brief. An die Böhmen bei seiner Abreise zur Kirchenversammlung.

**) Man s. seinen Brief an Meister Martin 2. Reihe, 1. Brief. Er kommt darin auch auf die Ursache seiner Leiden zurück. „Wisse,

Wittwe, welche er gern mit der zu Sarepta verglich*). Es vergingen mehrere Tage, ehe man ihn beunruhigte. Der Papst sagte zu seinen Freunden: „Wenn Huß selbst meinen eigenen Bruder getödtet hätte, so würde ich von ganzem Herzen verhindern, daß man ihm irgend ein Unrecht thue.“ Der Papst sollte meineidig werden, wie der Kaiser. Wie hätte man übrigens auf die Redlichkeit Johannes XXIII. zählen sollen, wenn selbst Sigismund, dieser edle und kräftige Charakter, es nicht wagte, der Wuth der Priester die Stirne zu bieten, und er ihnen seine Ehre und die seiner Krone zum Opfer brachte?

Bald begannen die Berathungen des Conciliums. Ausser den Kardinälen und den Prälaten hatte sich eine Menge Aebte und Theologen so wie achtzehnhundert Priester eingefunden. Viele Fürsten kamen mit einer Menge Herren und Edelleuten hin. „Aus Italien,“ sagt der große Geschichtschreiber der Eidgenossenschaft, „aus Frankreich, von Deutschland, von England, Schweden, Dänemark, Polen, Ungarn, Böhmen und bis von Constantinopel sammelten sich in die verordnete Stadt Gesandte von Kaisern, Königen, Fürsten, Städten, Kirchen und hohen Schulen; die Großen wetteifernd, auf Kosten der von ihren Voreltern lange gesammelten Schätze vor dieser Versammlung von ganz Europa durch günstige Rüstungen, Kleider, Pferde und ein zahlreiches Gefolge zu glänzen. Die gelehrten Cardinäle und Prälaten rüsteten sich, durch philosophischen Scharfsinn, große Gelehrtheit und nachdrucksvolle Beredtsamkeit vor der ganzen christlichen Kirche allgemeinen Ruhm zu erlangen. Viele zogen als zu einem Schauspiel, das weder sie, noch ihre Väter, noch ihre Ahnen jemals erlebten. Europa war

daß ich nur deßwegen, weil ich die Habsucht und das Leben der Priester für verwerflich erklärt habe, eine Verfolgung erdulde, die bald mit mir aufhören wird.“

*) Er gibt in seinen Briefen interessante Mittheilungen über seine Reise.

in Erwartung; die Wohldenkenden unter allen Völkern thaten Gelübde. Sie bereiteten sich zu einer ernsten Verbesserung der Kirche; andere zu listigen Anstalten, um ihr auszuweichen; die meisten zum Genuß mancherlei Vergnügens*)."

Mitten unter dieser glänzenden, imponirenden Menge zog das Oberhaupt des heiligen Reichs die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Ein muthiger Krieger, ein gründlicher und fester Staatsmann, mehrere Sprachen sprechend, mit einer großen natürlichen Würde begabt, schien er dazu geboren, diese Versammlung der europäischen Aristokratie zu leiten Er hatte sich zu einer Zeit, wo das Schwert das oberste Gesetz war, zum Beschützer der Wissenschaften erklärt. „Ich kann in einem Tage tausend Edelleute machen," sagte er, „aber in tausend Jahren keinen Gelehrten."

Sigismund war glücklich, in Konstanz so viele ausgezeichnete Schriftsteller zu finden, wie Poggio aus Florenz, Dietrich von Niem, Aeneas Sylvus Piccolomini, der später unter dem Namen Pius II. den päpstlichen Stuhl bestieg, den gelehrten griechischen Gesandten Manuel Chrysoloras. In den ersten Reihen glänzten Gerson und Petrus von Alliaco, Kardinal von Cambrai, den man den „Adler Frankreichs" genannt hatte. Gerson, der Gesandte Karls VI., der durch seinen Charakter und seine Talente berühmt war, wurde die Seele des Conciliums. Eine Menge Menschen von allen Berufsarten begab sich ebenfalls nach Konstanz; man sagt, daß mehr als hunderttausend Fremde dort waren.

So sollte Johannes Huß vor dem großen Geschwornengericht der christlichen Welt erscheinen. Die wohlwollenden Gesinnungen, die man ihm zuerst gezeigt hatte, erhielten sich nicht lange. Am 26. Tage nach seiner Ankunft wurde er vor den Papst und die Kardinäle geladen. „Meister Huß," sagten sie ihm, „wir haben über dich viele Dinge gehört, die nicht ge-

*) J. v. Müller, Geschichten der Schweizer. Eidgenossenschaft. 3, 26.

duldet werden können, wenn sie wahr sind. Man sagt, daß du die schwersten, der Lehre der wahren Kirche entgegengesetzesten Irrthümer lehrst, und daß du sie schon in ganz Böhmen verbreitet hast. Wir haben Dich vor uns gefordert, um die Wahrheit zu erfahren."

„Ehrwürdige Väter, wisset, daß ich lieber sterben wollte, als mich eines einzigen Irrthums schuldig zu wissen, um wie viel mehr einer großen Anzahl so schwerer, wie ihr sagt. Ich bin aus freiem Willen zu dieser Kirchenversammlung gekommen, um die Strafe zu empfangen, welche mir wegen jedes bewiesenen Irrthums über mich verhängt werden mag."

„Das ist gut gesprochen," sagten die Cardinäle, welche sich zur Berathung zurückzogen, indem sie Huß unter der Bewachung bewaffneter Soldaten zurückließen. Während sie bei dem Papste versammelt waren, kamen die glühendsten Feinde des Reformators, Palatz, Causis und mehrere andere herbei und sagten zu ihm: „Jetzt haben wir dich, und du sollst nicht entweichen, bis du auf den letzten Heller bezahlt hast."

Der geistliche Haß brach in aller Schamlosigkeit aus. Am Abend kündigte der Oberrichter des geistlichen Gerichts dem Huß an, daß er gefangen sei. Sein Freund Johann von Chlum, ein böhmischer Edelmann, beklagte sich mit Heftigkeit bei dem Papst, daß er den geschwornen Eid also breche. Johann XXIII. antwortete, indem er auf die Bischöfe und die Cardinäle zeigte: „Was beschuldigt ihr mich? ihr wißt, daß ich selbst hier in ihrer Gewalt bin." Der feige und treulose Johann gestand später selbst, daß er es für nöthig gehalten habe, seine eigenen Feinde zu beschwichtigen, indem er ihnen Huß aufopferte*). Als Johann von Chlum vergeblich versucht hatte, den Papst wegen seiner Unredlichkeit schamroth zu machen, wendete er

*) S. Von der Hardt, T. IV, P. I p. 26.

sich an den Kaiser, der noch nicht angekommen war. Als Sigismund diese Nachricht hörte, zeigte er einen edlen Unwillen; er schrieb unmittelbar an seine Gesandten in Konstanz: „Befreiet Johann Huß sogleich, und wenn man Widerstand leistet, so sprengt die Thüren.“ Die Feinde des Reformators mußten sehr mächtig sein, denn der gute Wille des Kaisers blieb ohne Wirkung. Der unerschrockene Johann von Chlum zeigte sich bis zum Ende als der Vertheidiger der Gerechtigkeit und Unschuld. Er heftete an alle Kirchenthüren eine Protestation gegen die Verletzung des kaiserlichen Geleitsbriefes. Ein wahrer Jünger des Evangeliums, wagte er allein, in Konstanz der geistlichen Wuth zu trotzen.

Unterdessen wurde Huß, der zuerst bei dem Domkanzler bewacht worden war, in das Gefängniß des Dominikanerklosters am Ufer des Rheins gebracht. Da sein Kerker in der Nähe einer Abtrittgrube lag, so wurde er bald krank und sein Leben gerieth in Gefahr. Gott wollte nicht, daß er durch einen dunkeln Tod dem Ruhm des Märtyrertodes entgehe. Ganz Prag gerieth in Aufregung, als man die gegen den Verkündiger des Evangeliums ausgeübten Gewaltthätigkeiten erfuhr. Mehrere bedeutende Personen richteten energische Vorstellungen an den Kaiser. „Johann Huß,“ sagten die böhmischen Barone, „ist voll Vertrauen auf den Geleitsbrief Eurer Majestät abgereist; wir haben nichts desto weniger erfahren, daß er trotz desselben ergriffen, nicht nur ergriffen, sondern auch in das Gefängniß geworfen worden ist, ohne verhört, ohne überwiesen worden zu sein. — Und darüber wundert sich hier Jeder, die Fürsten, die Barone, die Armen und die Reichen. — Man fragt sich, wie der heilige Vater die Heiligkeit der Gesetze, die Wahrheit, den Geleitsbrief Eurer Majestät auf so schmachvolle Weise hat verletzen, wie er einen unschuldigen und gerechten Mann ohne Ursache hat in das Gefängniß werfen können. — Der allmächtige Gott, der unsere Herzen kennt, weiß, wie groß unser Schmerz sein würde, wenn wir jemals — was Gott verhüte!

— Etwas hören ſollten, das dem Anſehn oder der Würde Eurer Majeſtät Eintrag thun könnte *)."

Dieſe Sprache war von der Art, daß ſie auf den Geiſt des Kaiſers Eindruck machen mußte. Die Feinde des Reformators nahmen zu jener trügeriſchen Dialektik des katholiſchen Phariſäismus ihre Zuflucht, welche ſich die Jeſuiten ſo trefflich zu zu nutzen gemacht haben. Sie überredeten den Kaiſer, daß er gegen einen Ketzer keine Verpflichtungen hätte eingehen können, und daß ihn überdieß die Kirchenverſammlung von jeglicher Art Verbindlichkeit entbinden könne **). Die unfehlbare Allgewalt der Kirche iſt ein bequemes Syſtem, wenn man nöthig hat, ſich über die Gerechtigkeit und ſelbſt über den geſunden Menſchenverſtand zu ſetzen. „Rom hat geſprochen" ſagt man mit einem lächerlichen Ernſt, „die Sache iſt abgethan ***)."

Aber es gelang den Sophismen der Theologen der Kirchenverſammlung nicht, in der von Natur geraden Seele Sigismunds die Gewiſſensbiſſe zu erſticken. Zwei Jahre nach dem Prozeß, der ihn mit einer ewigen Schande bedeckt, ſchrieb er über Huß: „Warum iſt er nicht mit mir nach Konſtanz gegangen! Gott weiß es, und ich kann es nicht ausdrücken, wie ſehr mich dein Unglück bekümmert hat. Man hat geſehen, wie viel Mühe ich mir für ihn gegeben habe; habe ich ja ſogar mehrere Male die Kirchenverſammlung in Wuth verlaſſen †), ich hatte ſelbſt die Stadt verlaſſen, als die Väter des Concils mir ſagen ließen, daß wenn ich den Lauf ihrer Gerechtigkeit

*) J. Huss, Histor. et monum. I. 96.

**) Herman von der Hardt IV, 397.

***) Roma locuta est, causa finita est. — Das iſt eine von jenen traurigen Formeln, die in den Schriften Auguſtins, des Vaters ſo vieler Irrthümer, ſo häufig ſind.

†) Hiebei kann man an das Wort Tertullians erinnern: „Testimonium animæ naturaliter christianæ."

aufhielte, sie Nichts mehr in Konstanz zu thun hätten; ich entschloß mich daher, mich nicht in die Angelegenheit zu mischen; denn wenn ich größeren Antheil an Johann Huß genommen hätte, wäre die Kirchenversammlung aufgelöst worden*).“

Der Kaiser versucht, sich durch eine offenbare Sophistik zu beruhigen. Hatte er das Wort des heiligen Paulus vergessen: „Man soll das Böse nicht thun, auf daß Gutes daraus komme**). Diese einfache Bemerkung verurtheilt alles Klügeln, wodurch der Staatsmann den Christen zu täuschen sucht.

Von jeder Verbindung nach Aussen beraubt, erhielt Johannes Huß den Besuch der Kommissarien der Kirchenversammlung. Sie fanden ihn in einem starken Fieber. Aber mitten unter den ärgsten Leiden mußte er die Zeugnisse seiner Ankläger verlesen hören. Er verlangte einen Vertheidiger, man trieb die Verachtung der gewöhnlichen Gesetze der Billigkeit so weit, daß man ihm einen solchen verweigerte!

Tantæne animæ cœlestibus iræ***)? Das Volk ist oft gerechter und mitleidiger als rachsüchtige Priester. Während die Geistlichkeit nach dem Blute eines Mannes dürstete, der ihre Heuchelei gebrandmarkt hatte, befrugen seine Wächter, welche seine Sanftmuth, seine Ergebung und seine Frömmigkeit erfüllte, ihren Gefangenen über die Pflichten des christlichen Lebens, statt die hochmüthigen Prälaten des Concils um Rath zu fragen. Und der Mann, der sein Leben gegen die Priesterwuth zu vertheidigen hatte, vergaß seine graufame Lage, und fand Freude daran, für seine Gefängnißwärter religiöse Abhandlungen zu verfassen, welche an seine Wächter Robert, Gregor, Stephan und Jakob gerichtet sind†). Wenn er sich diesen frommen,

---

*) Cochlæus, Historia Hussit. lib. IV.

) Ἵνα ἔλθῃ τὰ ἀγαθά. **Ad Romanos. 3, 8.

***) Tant de fiel entre-t-il dans l'âme des dévots?

†) Die hauptsächlichsten sind: „die zehn Gebote,“ — „das Vater Unser,“ — „die Ehe,“ — „die drei Feinde des Menschen.“

eines Märtyrers der ersten Kirche würdigen Beschäftigungen hingab, täuschte er sich nicht über die Absichten seiner unversöhnlichen Feinde.

„Meine Geliebten," schrieb er an die Prager Getreuen, „ich beschwöre euch von meinem Gefängnisse aus, Gott für mich zu bitten, der ich nicht erröthe, für ihn zu dulden; bittet ihn, daß er mir beistehe, denn in ihm und in euern Gebeten liegt meine ganze Hoffnung. So flehet ihn denn an, daß er mir den Beistand seines Geistes gewähre, auch daß ich seinen Namen bis zum Tode bekennen möge. Ich halte mich an seine Wahrheit und seine Barmhetzigkeit, und wenn er mich zu dieser Zeit zu sich nehmen will, so geschehe sein heiliger Wille. Aber wenn er will, daß ich lebe und daß ich euch zurückgegeben werde, so sei sein heiliger Wille nochmals gesegnet. Ich werde seiner göttlichen Hülfe bedürfen, ob ich gleich gewiß bin, daß er nicht erlauben wird, daß die mir auferlegte Prüfung über meine Kräfte steige, und daß ich einer Gefahr ausgesetzt werde, die nicht mein Heil und das Euere bezwecke. Denn das Eigenthümliche der Versuchung, wenn wir in der Wahrheit standhaft bleiben, ist, daß sie unser Heil bewirkt. Wisset, meine Geliebtesten, daß die Briefe, die ich euch gelassen habe, von meinen Gegnern übersetzt worden sind, und daß sie viele Lügen hinzugefügt haben. Sie schreiben gegen mich so viele Artikel und so viele Falschheiten, daß ich genug zu thun habe, ihnen aus meinem Gefängniß zu antworten. Ihre Bosheit gleicht ihrer Wuth*)."

In der That erfand man täglich irgend ein neues Mittel, den edlen Märtyrer zu quälen. Der Bischof von Konstanz, dem man ihn übergeben hatte, ließ ihn in das Schloß Gottlieben am Ufer des Rheines bringen. Man sperrte ihn dort

*) Hussens Briefe, 2. Reihe, 11. Brief: An die Prager Getreuen.

in einen Thurm, an den Füßen gefeſſelt, und während der Nacht band man ihn an eine an die Mauer befeſtigte Kette. Aber man hatte es eben ſo ſehr auf ſeine Theologie als auf ſeine Perſon abgeſehen. Selbſt ehe man ſeinen Prozeß begann, verurtheilte man die Lehren Wikleſs, welchen man als die Quelle ſeiner Meinungen anſah. Unter den durch das unfehlbare Konſtanzer Concilium mit dem Bannfluch belegten Behauptungen iſt eine, welche von Niemandem mehr beſtritten wird: es iſt die, welche die Dekretalien für unächt erklärt.

Dieſe einzige Entſcheidung ſollte genügen, um jedem unparteiiſchen Geiſte zu zeigen, was man von der Unfehlbarkeit der Römiſchen Kirche halten muß. Aber haben ihre Anhänger die geringſte Kenntniß von der Geſchichte einer Anſtalt, für welche ſie eine abergläubiſche Verehrung an den Tag legen? Die Kirchenverſammlung verordnete hierauf, daß die Gebeine Wikleſs ausgegraben und verbrannt werden ſollten. Die Prieſter, welche die Abſicht hatten, die Reformatoren der Kirche zu werden und den evangeliſchen Geiſt wiede zu wecken, fingen mit der Entweihung eines Grabes an, und wie die wilden Hyänen, welche in der Nacht die Aſche der Todten beſudeln, ſo verfolgten auch ſie einen Leichnam mit thieriſcher Wuth.

Indeſſen fuhr man fort, ſich in Prag mit der Gefangenſchaft des geliebten Predigers zu beſchäftigen. Einer frommen Begeiſterung folgend, kam ſein Schüler Hieronymus nach Konſtanz, ohne freies Geleit zu haben. Aber ſobald er die unglückverkündenden Gerüchte vernahm, welche unter dem Volke im Umlauf waren, ergriff er eilig die Flucht. Er blieb in Ueberlingen, von wo er an den Kaiſer und an die Kirchenverſammlung ſchrieb, um einen Geleitsbrief zu erlangen.

Der Kaiſer verweigerte ihn, aber die Kirchenverſammlung gab ihm einen, der nicht geeignet war, ihn zu beruhigen. „Wir geben dir,“ ſagten die Väter, „ein volles ſicheres Geleite, unter Vorbehalt der Gerechtigkeit, und ſo viel an uns liegt,

und der orthodoxe Glaube es verlangt*)." Uebrigens erhielt Hieronymus dieses Aktenstück nicht. Er wurde in einer Stadt des Schwarzwaldes arretirt und mit „langen und klingenden Ketten" **) gefesselt auf einem Karren nach Konstanz geführt. Er bestand ein Verhör, in welchem Gerson einen Groll gegen ihn zeigte, der ihm wenig Ehre macht. Einer der bedeutendsten Anklagepunkte des berühmten Kanzlers der Pariser Universität war, daß Hieronymus die Ruhe dieser Universität gestört habe, indem er mehrere falsche Behauptungen „über die Ideen und die allgemeinen Eigenschaften" ausgesprochen habe. Im 15. Jahrhundert war ein Theologe der Gefahr ausgesetzt, für solche Fragen verbrannt zu werden! Hieronymus vertheidigte sich, aber seine Antworten mißfielen und mehrere Stimmen riefen: „In's Feuer mit ihm!" Das ist das Geschrei der heidnischen Henker: „**Christianos ad leonem!**" — „Wenn mein Tod euch Freude macht," antwortete Hieronymus, „so geschehe der Wille Gottes." Das Wuthgeschrei wurde immer lauter und man führte ihn in's Gefängniß zurück***).

Am Abend kam sein Freund Peter Maldoniewitz, der unter dem Namen Peter Notarius bekannt ist, vor das Fenster seines Gefängnisses und rief ihm. „Sei willkommen, mein Bruder," sagte Hieronymus. Peter versetzte: „Stärke deine Seele; gedenke jener Wahrheit, über die du so gut gesprochen hast, als du frei und deine Hände ohne Fesseln waren. Mein Freund, mein Lehrer, fürchte nicht, für sie dem Tod entgegenzugehen!"

---

*) Der Jesuit Rosweid hat behauptet, daß diese Worte in Hussens Geleitsbrief stillschweigend inbegriffen waren. Man vertraue nun den von den Jesuiten gegebenen Bürgschaften, welche solchen Vorbehalt stillschweigend inbegreifen, durch welche sie vernichtet werden!

**) Catenis longis ac sonantibus constrictus. (Von der Hardt, IV., 216.)

***) Von der Hardt IV., 216.

— „Ja," antwortete Hieronymus, „ich habe Vieles über die Wahrheit gesprochen, und ich werde es bekräftigen." Sollte man nicht glauben, die Geschichten der Märtyrer in der Urkirche zu lesen?

Die Priester Rom's bemühten sich, wie die des Heidenthums, neue Martern zu erfinden. Der Erzbischof von Riga, Johann von Wallenbrod, war mit der Bewachung des Hieronymus beauftragt worden. Er befahl, seine Ketten an einen hohen Pfosten anzunieten, so daß es ihm unmöglich war, sich zu setzen, und seine an Ketten befestigten Hände auf seinem Halse auflagen und seinen Kopf herabdrückten*). Er verfiel in eine schwere Krankheit; und man behandelte ihn weniger hart; man wollte ihn wohl foltern, aber es hätte den Priestern leid gethan, wenn er den schrecklichen Martern, die sie ihm bestimmten, durch den Tod entgangen wäre. Sie wollten von den Leiden ihres Opfers Nichts verlieren.

Die Gerechtigkeit Gottes traf bald darauf den treulosen Johann **XXIII.** Die Kirchenversammlung versetzte ihn in Anklagezustand. Das Verzeichniß der Anklagepunkte, welche untersucht wurden, enthielt siebenzig Thatsachen, von denen nur fünfzig in der Versammlung verlesen werden durften. Man kann von der Größe der Verbrechen, welche man verborgen hielt**), nach denen urtheilen, welche man vorzubringen wagte. Das unfehlbare Haupt der Römischen Kirche war des Pfründenwuchers, skandalöser Ränke und einer abscheulichen Tyrannei überführt. Man erklärte, daß er die Armen unterdrücke, die Gerechtigkeit verfolge, die Pfründenkäufer unterstütze, das Fleisch anbete, der Feind jeglicher Tugend, der Spiegel der Ehrlosigkeit und ein verhärteter und unverbesserlicher Sünder sei. Drei von den Vätern in das Schloß Retol-

*) Von der Hardt, IV., 218.

**) Man findet das Verzeichniß derselben in Von der Hardt, IV., 196, 228, 248.

ful abgesandte Bischöfe kündigten ihm Gefangenschaft an. Er wurde hierauf in einer feierlichen Sitzung den 29. Mai 1415 abgesetzt*). Durch eine geheimnißvolle Anordnung der Vorsehung wurde der treulose Papst, der den Huß seinen Henkern überliefert hatte, ebenfalls im Schloß Gottlieben eingesperrt, wo er von den Seinigen getrennt und seiner Diener beraubt war. Von dem Gipfel der Größe herabgestürzt, bewies der Statthalter Gottes**) die höchste Feigheit.

Welcher Gegensatz zwischen den beiden Gefangenen des Schlosses Gottlieben! Von der ganzen Welt verlassen, zwang Huß seine glühendsten Feinde, seine unüberwindliche Festigkeit zu bewundern. Der gestürzte Papst, der sich mit Ränken beschäftigte und der bittersten Reue hingegeben war, mußte mehr als einmal seine Heiterkeit bewundern. Aber was war denn diese Kirche, welche die Thore des Himmels öffnen zu können behauptet? Sie war gezwungen, sogar die höchsten Kirchenfürsten wie diejenigen, welche sie für Bösewichte hielt, in Fesseln zu schlagen. War die Strenge, welche sie gegen diese zeigte, nicht die beste Entschuldigung jener Reformatoren, die man zum Scheiterhaufen verurtheilte? Johannes Huß verstand alle Folgen der Absetzung des Papstes sehr wohl und er erklärte sie seinen Freunden mit einer großen Kraft:

„Denkt daran, daß sie den Papst, ihr Oberhaupt, wegen entsetzlicher Verbrechen des Todes schuldig erachtet haben. Fasset Muth und antwortet jenen Predigern, welche euch verkünden, daß der Papst Gott auf Erden ist, daß er, wie die Lehrer des Kirchenrechts behaupten, die Sakramente verkaufen kann, daß er das Oberhaupt der Kirche ist, indem er sie mit heiligem

*) Man sehe das Dekret in Von der Hardt, IV., 280 f.

**) „Alle Fürsten küssen ihm die Füße — er ist der einzige Name der Welt — wenn er in kanonischer Weise eingesetzt ist, wird er eben dadurch heilig." (Sancti Gregorii Papæ VII. Dictatus papæ in Labbé, Concil. X, 110.)

Geiſte verwaltet, daß er das Herz der Kirche iſt, indem er ſie geiſtig belebt, daß er die Quelle iſt, aus der jegliche Tugend und alles Gute quillt, daß er die Sonne der heiligen Kirche, daß er die ſichere Stätte iſt, wohin alle Chriſten ihre Zuflucht nehmen müſſen. Wenn ſie ſolches ſagen, ſo antwortet ihnen: Seht, es iſt dieſes Haupt gleichſam durch das Schwert abgetrennt; ſchon liegt dieſer irdiſche Gott in Ketten, ſchon ſind ſeine Sünden enthüllt, dieſe ſprudelnde Quelle iſt verſiegt, dieſe göttliche Sonne iſt verdunkelt; dieſes Herz iſt ausgeriſſen und gebrandmarkt worden, damit Niemand bei ihm Zuflucht ſuche. Die Kirchenverſammlung hat ihren Fürſten, ihr eigenes Haupt verurtheilt, weil er Ablaß, Bisthümer und Alles verkauft hat."

Huß zeigt hierauf, daß die Mitglieder der Kirchenverſammlung durch die Abſetzung des Papſtes ihr eigenes Verdammnißurtheil ausgeſprochen haben.

„Aber unter denen, welche ihn verurtheilt haben, fand ſich eine große Zahl Käufer, welche ſelbſt dieſen ſchändlichen Handel getrieben haben. Da war der Biſchof Johann Litomyſſel, der das Bisthum Prag zweimal kaufen wollte, aber andre haben ihn überboten. O ihr verdorbenen Menſchen! warum haben ſie nicht zuerſt den Balken aus ihrem eigenen Auge geriſſen? — Sie haben den Fluch auf den Verkäufer geſchleudert und haben ihn verurtheilt, und ſie ſelbſt ſind die Käufer, ſie haben die Hände zu dieſem Handel gereicht, und ſie bleiben ungeſtraft! Was ſage ich? Sie handeln mit dieſer Waare ſogar in ihrer eigenen Wohnung. Es iſt in Konſtanz mancher Biſchof, der gekauft, mancher, der verkauft hat, und der Papſt hat von den beiden Theilen Geld bekommen, weil er den Handel gebilligt hat. — Wenn Gott den Mitgliedern dieſes Concils geſagt hätte: Wer unter euch ohne Sünde iſt, ſpreche das Urtheil über den Papſt Johann! ſo würde ohne Zweifel Einer nach dem Andern fortgegangen ſein. Warum beugten ſie vorher die Knie vor ihm? Warum küßten ſie ſeine Füße? Warum nann-

ten ſie ihn „Allerheiligſter“ *), wenn ſie in ihm einen Ketzer, einen Mörder, einen verhärteten Sünder ſahen? denn auf dieſe Weiſe ſprachen ſie vorher ſchon öffentlich von ihm. Warum haben ihn die Kardinäle zum Papſt gewählt, da ſie doch wußten, daß er den heiligen Vater (ſeinen Vorfahrer) umgebracht habe **), und warum haben ſie, ſeit er Papſt iſt, geduldet, daß er mit den heiligen Dingen Handel treibe? Bilden ſie nicht ſeinen Rath, um ihn an das zu erinnern, was gerecht iſt, und tragen ſie an dieſem Verbrechen nicht eben ſo viele Schuld als er, weil ſie in ihm Laſter geduldet haben, die ihnen allen bekannt waren? Warum hat ihm Niemand vor ſeiner Flucht aus Konſtanz ***) zu widerſtehn gewagt? Sie fürchteten ihn damals alle als ihren heiligſten Vater; aber als ſich mit der Erlaubniß Gottes der weltliche Arm ſeiner bemächtigt hatte, haben ſie Verſchwörungen angezettelt, ſie haben beſchloſſen, daß er dem Tode nicht entgehen ſolle.

Ach, wie ſehr wünſchte ich, alle die Schändlichkeiten die ich kenne, enthüllen zu können, damit ſich die getreuen Diener Gottes ſich vor ihnen bewähren konnten! Aber ich hoffe, daß Gott nach mir kräftigere Kämpfer ausſenden wird †) — und

*) Beatissime pater iſt, wie man weiß, der dem Papſte gegebene Titel.

**) S. Émile de Bonnechose, Les réformateurs avant la réforme T. I. liv. I.

***) Nachdem er am 2. März 1415 der päpſtlichen Krone entſagt hatte, entfloh er am 20. März heimlich nach Schaffhauſen, wo er ſeine Abdankung widerrief. Doch wurde er bald darauf zu Freiburg wieder feſtgenommen und zuerſt im Schloß Gottlieben, dann zu Mannheim und ſpäter zu Heidelberg feſtgehalten, bis er ſich 1419 loskaufte, und vom Papſte Martin V. zum Dekan des Kardinal-Kollegiums ernannt wurde, als welcher er im Nov. 1419 zu Florenz ſtarb. (Anmerkung des Ueberſetzers.)

†) Sie waren nicht kräftiger, aber durch den Geiſt ihrer Zeit mehr begünſtigt.

es ſind jetzt ſchon ſolche vorhanden — welche alle Bosheit des Antichriſt beſſer enthüllen, und welche ihre Seelen für die Wahrheit unſers Herrn Jeſu Chriſti dem Tod ausſetzen werden. Ich ſchreibe dieſen Brief am Tage St. Johannis des Täufers im Gefängniß und in Ketten, und ich denke daran, daß St. Johannes um Gottes und ſeines Wortes willen im Gefängniß enthauptet wurde*)."

„Ihr wißt," ſagt er an einem andern Orte, „daß ſich dieſe geiſtlichen Fürſten die wahren Statthalter Chriſti und ſeine Apoſtel nennen, daß ſie ſich als die heilige Kirche und als die allerheiligſte Kirchenverſammlung ausrufen, welche unfehlbar ſei und doch gefehlt hat, als ſie Johann XXIII. anbetete**). — Nun haben ſie das Haupt der Kirche abgeſchnitten, ſie haben das Herz der Kirche ausgeriſſen, ſie haben die unverſiegbare Quelle ausgetrocknet, ſie haben dieſe unvergängliche Stätte, in welcher jeder Chriſt eine Zuflucht finden ſollte, geſchändet, vernichtet. — Und jetzt iſt die Chriſtenheit ohne Papſt, ſie hat Jeſum Chriſtum zum Haupt, der ſie leitet, ſie hat ihn zum Herzen, das ſie durch die Gnade beſeelt, ſie hat ihn zur Quelle, die ſie mit den ſieben Gaben des heiligen Geiſtes bewäſſert, ſie hat ihn zur immer genügenden und unvergänglichen Stätte, zu welcher ich meine Zuflucht nehme in meinem Unglück und in der feſten Hoffnung, daß ich dort immer Leitung, Beiſtand und hinreichende Belebung finden, und daß Gott mich mit unendlicher Freude überhäufen werde,

---

*) Briefe von Huß 2. Reihe 47. Brief: An ſeine Prager Freunde.

**) Es iſt bekannt, daß man die feierlichen Huldigungen, die man dem Papſte erweist, „Anbetung" nennt, und daß man von der „Anbetung des Papſtes" ſpricht. — Zwiſchen Rom und Lhaſſe, zwiſchen Italien und Tibet, zwiſchen dem Papſt, der im Vatikan thront, und dem, welcher von den Lamas verehrt wird, iſt der Unterſchied ſehr gering.

wenn er mich von meinen Sünden und von diesem elenden Leben erlässt."

Das Ende dieses Briefs beweist, mit welcher Vermessenheit sich Rom von den Ueberlieferungen der orientalischen Kirche entfernt, indem es in der Abendmahlfeier aristokratische Vorrechte einführt:

„O welcher Wahnsinn, das Evangelium Christi und die Epistel Pauli, der da bekennt, die Wahrheit nicht von Menschen sondern von Gott empfangen zu haben, als irrig zu verdammen, und das Beispiel Jesu Christi selbst, seiner Apostel und der andern Heiligen zu verwerfen, indem man die für die erwachsenen Gläubigen eingesetzte Mittheilung des Kelchs unseres Herrn verdammt. Sagen sie nicht, daß die den weltlichen Gläubigen gegebene Erlaubniß, mit den Lippen am Kelche Christi Theil zu nehmen, ein Irrthum ist? Und wenn ein Priester ihnen diesen Kelch darreicht, um daraus zu trinken, so hält man dafür, daß er gefehlt hat, und wenn er darauf beharrt, so wird er als Ketzer verdammt. — Heiliger Paulus, du hast zu allen Gläubigen gesagt: So oft ihr von diesem Brod essen und aus diesem Kelch trinken werdet, sollt ihr den Tod des Herrn verkündigen, bis daß er kommt, d. h. bis zum Tage des Gerichts, da er kommen wird. Und schon widersetzt sich die Gewohnheit der christlichen Kirche der Erfüllung dieses Worts *)."

Man konnte auf diese unumstößlichen Gründe Nichts antworten. Doch verdammte die Kirchenversammlung nach der Absetzung Johannes **XXIII.** den Gebrauch der Kelche. Dadurch verdammte sie die Bibel selbst. Aber was liegt der unfehlbaren Kirche an dem Worte Gottes?

---

*) Briefe des Johannes Huß, 2. Reihe, 18. Brief: Johannes Huß an seine Wohlthäter.

Einer der Freunde des Reformators, Jakobus, widerlegte mit großer Kraft die Lehre der römiſchen Theologen*).

„Wenn," ſagte der getreue Jünger der orientaliſchen Kirche, „wenn gegen alle Möglichkeit Chriſtus mit den Gliedern der erſten Kirche mitten in der Konſtanzer Kirchenverſammlung erſchiene, wenn er an dieſem Ort das Sakrament vollziehen wollte, wie er es eingeſetzt hat, glaubt ihr, daß die Beiſitzer des Concils es ihm erlauben würden? — Sie würden ihn der Ketzerei anklagen, ſie würden ihn verurtheilen und ſagen: Was du thuſt, iſt nicht die Gewohnheit**).

Sie ſind aber gewöhnt, auf folgende Weiſe zu handeln: Zuerſt verläumden ſie, dann laden ſie vor, hierauf exkommuniciren ſie, und endlich ſetzen ſie ab; ſie überliefern die Seele den Teufeln, ſo weit es an ihnen liegt, und den Leib der weltlichen Gewalt***); uud ſo wie die Prieſter der Juden einſt ſagten: Läſſeſt du dieſen los, ſo biſt du des Kaiſers Freund nicht, ſo ſagen ſie heute eben ſo zur weltlichen Obrigkeit: Dieſer Mann gehört vor Euren Richterſtuhl, er muß vom weltlichen Arm beſtraft werden. O der verdammenswerthen und gefährlichen Heuchelei! Die betrügen ſich zu ihrem eigenen Schaden, hat der heilige Auguſtinus geſagt, welche ſich einbilden, daß die allein Mörder ſind, welche mit ihren eigenen Händen tödten †),

---

**) Jacobus de Misa, Apologia pro communione plebis sub utraque specie in Von der Hardt, T. III, p. 591.

**) Die Gewohnheit iſt das letzte Wort der römiſchen Kirche wie es der oberſte Grund der Phariſäer war.

***) Man ſollte meinen, daß dieſes Gemälde in unſern Tagen geſchrieben ſei. Unglücklicherweiſe hat der Ultramontanismus noch nicht überall die Unterſtützung des weltlichen Arms. Aber wenn Gott dem Kaiſer Franz Joſeph und ſeinen Nachahmern ein langes Leben gewährt, ſo wird ſich dieſer Fortſchritt verwirklichen können.

†) Die Vertheidiger Roms wenden noch immer die Sophiſterei an. „Wir haben die Albigenſer, die Mauren in Spanien, die Wal-

die Juden haben auch den Herrn nicht ſelbſt getödtet. Es iſt uns verboten, ſagten ſie, irgend Jemand umzubringen, und doch wird ihnen der Tod des Herrn mit Recht angerechnet, denn ſie haben ihn mit der Zunge getödtet, als ſie riefen: Kreuzige ihn! — Der Herr hat geſagt: Hütet euch vor den Menſchen u. ſ. w. O König der Könige, Herr der Herren, ewiger Vater, überall erblicke ich Gefahren. Wenn ich auf deinen geliebten Sohn höre, wenn ich an ſein Evangelium glaube, wenn ich mich nach der Uebung der erſten Chriſten richte, ſo werde ich von jener Römiſchen Kirche, welche nicht einmal mehr die Sitten und Gebräuche der erſten Kirche kennt, exkommunicirt, als Ketzer erklärt, verurtheilt, verbrannt oder auch auf jede andere Weiſe umgebracht werden. Wenn ich gegen das Evangelium ungehorſam bin, ſo habe ich den ewigen Tod zu fürchten*).“

Gerſon hat eine Vertheidigung des abendländiſchen Gebrauchs bekannt gemacht. Seine Beweisgründe ſind dieſes ausgezeichneten Geiſtes unwürdig, und ſie geben einen Begriff von der wunderlichen Art, das Abendmahl aufzufaſſen, die von den Theologen des Mittelalters angenommen worden iſt und von den Anſichten des heiligen Juſtinus, dieſes Philoſophen und Märtyrers der orientaliſchen Kirche, wie er ſie in ſeiner berühmten „Vertheidigung“ entwickelt, vollſtändig abweicht.

Gerſon zählt die Gefahren des Gebrauchs des Kelchs auf, „man läuft Gefahr, daß der Wein verſchüttet werde, wenn man ihn von Ort zu Ort bringt; man läuft Gefahr, daß er gefriere oder fehle; Gefahr, daß er ſauer werde, in welchem Fall das Blut Jeſu Chriſti nicht mehr darin ſein würde (et ita desineret ibi esse sangus Christi); Gefahr, daß er

---

denſer, die Proteſtanten nicht getödtet; der weltliche Arm hat Alles dies gethan.“ — Aber wer bewaffnet den weltlichen Arm? Ein Innocenz III., ein heiliger Pius V., ein Gregor XIII. u. a. m.

*) Jacobus de Misa.

verderbe und daß die Hitze darin Fliegen erzeuge; Gefahr, daß davon an den langen Bärten der Weltlichen hängen bleibe.“ Aber was vorzüglich den Pariser Theologen in Anspruch nimmt, das ist die Furcht, daß die Gläubigen glauben möchten, sie seien beim Abendmahle den Priestern gleich. Der ganze Geist der römischen Kirche ist in diesem Grunde, an welchen ein orientalischer Theologe niemals gedacht hat.

Nachdem die Kirchenversammlung die den Ketzern bestimmte Strafe gegen die Communion unter beiden Gestalten ausgesprochen und die Abdankung Gregors XII.*) erhalten hatte, richtete einer der drei Päpste, welche die christliche Welt unter sich getheilt hatten, alle seine Anstrengungen gegen Johannes Huß. Er schickte Abgeordnete nach Gottlieben, um ihn zu verhören. Man hoffte, auf diese Weise ein öffentliches Verhör unnöthig zu machen, dessen Wirkung man fürchtete. Huß gibt uns selbst in einem seiner Briefe interessante Mittheilungen über diese inquisitorischen Vorgänge.

„Ich bin an dem Tage, an welchem ich Johann Barbat gesehen habe, über die 47 Artikel verhört worden; ich habe wie bei meiner vorigen Protestation geantwortet. Man hat mich gefragt, indem man jeden Artikel einzeln durchging, ob ich ihn vertheidigen wolle; ich habe geantwortet, daß ich es der Entscheidung der Kirchenversammlung anheimstelle, so wie ich es zuerst gethan hatte, und ich habe über jeden Artikel wie früherhin gesagt: Es ist wahr, aber in dem und dem Sinn. — Willst du ihn vertheidigen? haben sie mich gefragt. Ich habe geantwortet: Nein, ich überlasse es der Entscheidung des Concils. — Ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich in diesem Augenblick nichts Besseres zu antworten wußte, da ich vorher mit eigener Hand geschrieben hatte, daß ich Nichts mit Hart-

*) Man sehe die interessante Erzählung dieser Abdankung in Émile de Bonnechose, le réformateurs avant la réforme, liv. III. chap. 12.

nädigkeit vertheidigen wolle, ſondern bereit ſei, mich belehren zu laſſen. Man hat dieſe Fragen an mich gerichtet, weil man ihnen geſagt hat, daß ich den Kaiſer hätte wiſſen laſſen, ich wolle drei oder vier Artikel vertheidigen. Hierauf haben ſie mich gefragt, was ich dem Kaiſer erklärt habe, ich habe geantwortet, daß ich ihm Nichts dergleichen geſagt hätte. Michael Cauſis war dabei, mit einem Papier in der Hand, den Patriarchen anreizend, mich zur Antwort auf ſeine Fragen zu zwingen; und während dieſer Zeit kamen noch einige Biſchöfe. Michael hat etwas Neues erfunden. Gott hat zugegeben, daß er und Paletz wegen meiner Sünden gegen mich aufſtanden: der Erſte unterſucht meine Briefe und Schriften, und Paletz berichtet über alle Unterhaltungen, die wir vor vielen Jahren mit einander gehabt haben. — Der Patriarch hat offen behauptet, daß ich ſehr reich ſei; ein Erzbiſchof hat mir geſagt: Du haſt 70,000 Gulden. Michael hat mich vor Allem gefragt: Nun, was iſt aus jenem Rock voll Gulden geworden? Wie viel Geld bewahren die Böhmiſchen Barone für dich auf? — O wahrlich, ich habe heute viel gelitten. — Ein Biſchof hat mir geſagt: Du haſt ein neues Geſetz eingeführt; ein Anderer: Du haſt über alle dieſe Artikel gepredigt, und ich habe ziemlich lebhaft mit der Hülfe Gottes geantwortet und geſagt: Warum überhäuft ihr mich mit Schmähungen*)?"

Die heftigſten Gegner Huſſens waren die franzöſiſchen Theologen. Von der Kirchenverſammlung über neunzehn, dem Huß zugeſchriebene Artikel befragt, waren ihre Anträge, welche Gerſon unterzeichnete, unbarmherzig. Dieſe einzige Thatſache zeigt, was man von der vorgeblichen Duldſamkeit der franzöſiſchen Kirche zu denken habe. Die Anträge der Pariſer Theologen verurſachten dem Huß einen großen Kummer**). Uebrigens mußte er ſich bald mit ſeiner Vertheidigung beſchäftigen,

*) Briefe von Huß, 2. Reihe, 27. Brief.

**) Man ſehe den 24. Brief der 2. Reihe.

nicht vor einigen Theologen, ſondern vor der Kirchenverſammlung ſelbſt, welche ſich entſchloß, ihn in öffentlicher Sitzung anzuhören. Er wurde deshalb in das Franciskanerkloſter gebracht.

Als er vor der Verſammlung erſchien, legte man ihm ſeine Bücher vor, und frug ihn, ob er die Verantwortlichkeit für dieſelben übernehme. Auf ſeine bejahende Antwort las man einen Artikel der Anklageakte. Als Huß verſucht hatte, ſich zu vertheidigen, erhob ſich in der Verſammlung ein ſo wüthendes Geſchrei, daß es unmöglich war, ihn zu verſtehen. Nachdem ſich der Lärm ein wenig gelegt hatte, berief er ſich auf das Wort Gottes, was einen allgemeinen Widerſpruch hervorbrachte. Die Einen beſchimpften ihn, die Andern ſpotteten darüber. Der Reformator, deſſen Haltung feſt, aber traurig war, ließ ſeine Blicke mit einer ſchmerzlichen Verwunderung über dieſe lärmende Verſammlung herumſchweifen, welche das Organ des heiligen Geiſtes zu ſein behauptete.

„Wenn ihr in Konſtanz geweſen wäret," ſchrieb Huß an ſeine Freunde, als er ihnen über dieſe Sitzung Bericht abſtattete, „ſo hättet ihr die abſcheuliche Schändlichkeit dieſer Kirchenverſammlung geſehen, welche ſich allerheiligſt und unfehlbar nennt. — Als ich zuerſt vor derſelben erſchien, um meinen Gegnern zu antworten, als ich ſah, daß Alles ohne Ordnung geſchehe, und ich ein allgemeines Geſchrei hörte, ſagte ich mit lauter Stimme:

Ich glaubte, daß in dieſer Kirchenverſammlung mehr Ehrbarkeit, Liebe und Zucht zu finden ſei.

Da antwortete mir einer der erſten Kardinäle: Sprichſt du alſo? — Deine Sprache war im Gefängniß beſcheidener.

Ja, antwortete ich, denn im Gefängniße tobte Niemand gegen mich, und jetzt tobt ihr Alle" *).

Am 7. Juni wurde eine neue Sitzung abgehalten. Huß

*) Huſſens Briefe, 2. Reihe, 4. Brief: An ſeine Freunde.

wurde von Soldaten in den Saal des Franciskanerkloſters geführt, wo ſich das Concilium verſammelt hatte. Der Kaiſer wohnte dieſer Sitzung bei. Die Rolle, die er ſpielte, ſetzte ihn in große Verlegenheit, da er das ſichere Geleit unterzeichnet hatte. Uebrigens kam er mit der Abſicht, den zu retten, den er ſo feig ſeinen Feinden hingegeben hatte.

Michael Cauſis las die Anklageakte vor, welche alſo begann: „Johannes Huß hat in der Bethlehemskapelle und an andern Orten der Stadt Prag dem Volke viele Irrthümer gepredigt, welche theils aus den Büchern Wikleſs gezogen, theils von ſeiner eigenen Erfindung ſind; er hat ſie mit der größten Hartnäckigkeit vertheidigt. Der erſte iſt, daß nach der Einſegnung der Hoſtie im Sakramente des Altars das materielle Brod doch bleibe."

Huß betheuerte, daß er dieſes nie gelehrt habe. In der That hatte Böhmen von ſeinen griechiſchen Apoſteln das Dogma von der wirklichen Gegenwart ſo erhalten, wie es damals in der orientaliſchen Kirche gelehrt wurde, da ſich dieſelbe, eben ſo ſehr als die römiſche Kirche von der urſprünglichen und tief ſymboliſchen Erklärung entfernt hatte, welche die älteſten orientaliſchen Kirchenväter von dem Abendmahle gegeben haben.

Der Kardinal von Cambrai, Petrus von Alliaco, mit dem Beinamen „der franzöſiſche Adler und der Hammer der Ketzer" *) ergriff alsdann das Wort. Die Fragen, welche er an Huß richtete, können einen Begriff von den ungeheuern Umgeſtaltungen geben, welche Rom dem Evangelium aufgedrängt hatte, ſo wie von den unverſtändlichen Spitzfindigkeiten, welche an die Stelle der faßlichen Lehren des Heilands der Menſchen getreten waren.

„Johannes Huß," ſagte der berühmte franzöſiſche Theologe, „glaubſt du, daß die allgemeinen Eigenſchaften **a parte rei** zu dem Dinge ſelbſt gehören, deſſen Merkmale ſie ſind?"

*) Aquila Franciæ et malleus a veritate aberrantium indefessus (Launoy, Hist. du collège de Navarre, 416).

„Ich glaube es," antwortete Huß, „weil der heilige Anſelmus und andere große Theologen es geglaubt haben."

„Wenn es alſo iſt," verſetzte der Kardinal, „ſo muß man daraus ſchließen, daß nach der Einſegnung das Brod bleibe, und ich beweiſe es."

Wir wollen dem „Franzöſiſchen Adler" nicht in das Labyrinth ſeiner ſcholaſtiſchen Beweisführung folgen. Solche Spitzfindigkeiten würden kindiſch ſcheinen, wenn man nicht daran dächte, daß der Henker hinter dem Dialektiker der römiſchen Kirche ſtand. Nach einer wenig intereſſanten Verhandlung über die wirkliche Gegenwart und über die dem Papſte Gregor I., welchem die Römer den Beinamen des Großen gegeben haben, ſchuldige Ehrfurcht, warf man Huß vor, die Meinungen Wiklefs gelehrt, und ſich vornehmlich ihrer Verdammung widerſetzt zu haben.

„Ich habe mich geweigert," ſagte er, „alle aus den Werken Wiklefs gezogenen Sätze für lügneriſch und ärgerlich zu halten, weil ich mehrere für Wahrheiten halte, unter andern den, welcher beſagt, daß der Papſt Sylveſter und der Kaiſer Konſtantin geirrt haben, als ſie die Kirche ſo reichlich ausgeſtattet haben, und ferner den, welcher behauptet, daß die Zehnten nicht nach göttlichem Recht verlangt werden können, ſondern daß ſie reine Almoſen ſind."

Er fügte hinzu, daß er die Verurtheilung Wiklefs getadelt habe, weil ſie nicht auf Gründe geſtützt ſei, die aus der heiligen Schrift gezogen ſeien. „Und als man ihm vorwarf, an der Verdammung des berühmten engliſchen Reformators gezweifelt zu haben," antwortete er: „Dieß ſind meine Worte; ich habe geſagt, ich kann nicht behaupten, ob Wiklef ſelig oder verdammt ſein wird; doch möchte ich, daß meine Seele jetzt ſchon da wäre, wo er iſt*)."

Ein höhniſches Lachen folgte auf dieſe muthige Antwort.

---

*) Hist. et monum. J. Huss. I, 87. — Von der Hardt, IV, 311.

Man warf ihm ferner vor, daß er von dem Spruche Alexanders V. und Johannes XXIII. an Jesum Christum appellirt habe.

„Ich schwöre," antwortete er mit dem Ton einer tiefen Ueberzeugung, „daß es keine gerechtere und heiligere Berufung gibt. Besteht die Appellation nicht darin, daß man sich von einem untergeordneten Richter auf einen höheren und erleuchteteren Richter beruft? Gibt es einen höhern Richter als Christus? Ist bei irgend einem mehr Gerechtigkeit zu finden als bei demjenigen, der ohne Falschheit und Irrthum ist? Gibt es irgendwo eine sicherere Zuflucht für die Unglücklichen und die Unterdrückten?"

Diese wahrhaft evangelische Antwort rief neuen Spott hervor.

Nach einigen Fragen von untergeordneter Wichtigkeit wurde Huß der Bewachung des Erzbischofs von Riga anvertraut, welcher schon der Kerkermeister seines Freundes Hieronymus von Prag war. Als die Soldaten ihn wegführten, rief ihn der Kardinal von Cambrai vor den Kaiser.

„Johannes Huß," sagte Petrus von Alliaco, „ich habe dich behaupten hören, daß wenn du nicht freiwillig nach Konstanz gekommen wärest, weder der Kaiser, noch der König von Böhmen dich dazu hätten zwingen können."

„Ehrwürdiger Vater," erwiderte Huß, „ich habe gesagt, daß in Böhmen viele Herren sind, welche mir wohl wollen, und daß sie mich so hätten bewachen und sicher stellen können, daß Niemand mich hätte zwingen können, nach Konstanz zu kommen, nicht einmal der König von Böhmen, nicht einmal der Kaiser."

„Hört ihr die Frechheit dieses Menschen?" rief der Kardinal aus.

Johann von Chlum fürchtete nicht, sich dem Zorn des Kaisers auszusetzen, indem er seinen Freund vertheidigte.

„Johannes Huß hat wohl gesprochen," sagte er; „ich bin wenig in Böhmen neben so vielen Andern, und doch, wenn

ich es unternommen hätte, ſo hätte ich mich anheiſchig gemacht, ihn ein Jahr lang gegen dieſe großen Fürſten zu vertheidigen! Was würden erſt die thun, welche mächtiger ſind als ich, und die uneinnehmbare Feſtungen beſitzen?"

„Es iſt genug," ſagte der Kardinal zu Huß, „ich fordere dich auf, dich dem Spruch der Kirchenverſammlung zu unterwerfen, wie du es verſprochen haſt; ſo thue es denn, deine Perſon und deine Ehre werden ſich wohl dabei befinden."

Der Kaiſer glaubte jetzt, ſich in die Sache miſchen zu müſſen. Er hatte den Zweck, Huß zu erſchüttern, und ſich vor ſeinen Augen wegen der empörenden Verletzung des geſchworenen Eides zu rechtfertigen.

„Viele behaupten," ſagte er mit einem offenbar traurigen Ton, „daß du ſeit 14 Tagen im Gefängniß warſt, als du von mir ein ſicheres Geleit erhalten haſt. Doch iſt es gewiß, ich geſtehe es, und Viele wiſſen es, daß dieſes ſichere Geleit dir vor deiner Abreiſe von Prag ertheilt worden iſt. Es gewährte dir die Freiheit, deine Lehre und deinen Glauben freimüthig vor der Kirchenverſammlung darzulegen, wie du es gethan haſt. Wir verdanken den Kardinälen und den Biſchöfen die Nachſicht, mit welcher ſie dich angehört haben*); aber da man verſichert**), daß es Uns nicht erlaubt iſt, einen der Ketzerei verdächtigen Menſchen zu vertheidigen, ſo geben wir dir den nämlichen Rath, wie der Kardinal von Cambrai. So unterwerfe dich denn, und wir werden Sorge tragen, daß du dich in Frieden zurückziehen könneſt, nachdem du eine mäßige Strafe ausgehalten haſt. Wenn du dich weigerſt, ſo wirſt du der Kirchenverſammlung Waffen gegen dich

*) Wie doch der mächtige und kräftige Kaiſer vor der geiſtlichen Macht zittert!

**) Sigismund iſt nicht überzeugt, und ſeine natürliche Rechtlichkeit erlaubt ihm nicht, die Verantwortlichkeit der groben Sophiſterei der Geiſtlichen zu übernehmen.

in die Hand geben, und was mich betrifft, so sei überzeugt, daß ich dich lieber mit meinen eigenen Händen verbrennen würde, als diese Hartnäckigkeit noch länger zu dulden, die du nur zu sehr bewiesen hast*). Es ist somit unsere Meinung, daß du dich ohne Vorbehalt der Kirchenversammlung unterwerfest."

„Großmüthiger Kaiser," antwortete Huß, „ich danke zuvörderst Eurer Majestät, für das sichere Geleit, welches sie mir gegeben hat."

Johann von Chlum bemerkte, daß sein Freund sich dem Zorne Sigismunds aussetze; er unterbrach ihn.

„Beschränke dich darauf, dich wegen der Hartnäckigkeit zu entschuldigen, deren dich der Kaiser anklagt."

„Ich bin nicht in der Absicht hieher gekommen, durchlauchtigster Fürst," sagte Huß, „irgend etwas mit Hartnäckigkeit zu behaupten. Gott ist mein Zeuge. Man zeige mir etwas Besseres, etwas Heiligeres, als was ich gelehrt habe, und ich bin bereit zu widerrufen."

Bei diesen Worten trennte sich die Versammlung. In der dritten Sitzung wurde Huß über eine Reihe Sätze aus seiner Abhandlung „über die Kirche" verhört. Diese Sätze bezogen sich auf die Prädestination, auf die Gewalt des Papstes und der Priester. Wir wollen einige Behauptungen anführen, welche man ihm als Verbrechen vorwarf. Sie werden einen richtigen Begriff von den Lehren der römischen Kirche im 14. Jahrhundert geben, und werden dazu dienen, ihre Ansprüche auf Unfehlbarkeit ins richtige Licht zu setzen. „Kein Ketzer darf nach der Kirchenstrafe dem weltlichen Arm überliefert werden**); — Die Großen müssen die Priester zwingen, das Gesetz Jesu

*) Für die Staatsmänner ist es eine unverzeihliche Hartnäckigkeit, an seiner Ueberzeugung festzuhalten und ihr sein Leben aufzuopfern.

**) Gerson und die Pariser Theologen hatten diesen Satz als „ärgerlich und verwegen" verdammt. So war die französische Duldsamkeit beschaffen: „Der Sanfteste hat doch immer Krallen an der Pfote."

Christi zu beobachten; — man darf das Volk nicht mit dem Interdikt belegen, weil Jesus Christus, der der oberste Bischof ist, die Juden wegen der Verfolgungen, die er selbst erlitten, nicht mit dem Interdikt belegt hat."

Während sich der Angeklagte vertheidigte, warf ihm einer der Richter vor, daß er diejenigen, welche einen „nicht überwiesenen" Ketzer dem weltlichen Arm überliefern, mit den Pharisäern und den Priestern verglichen habe, die Christum überliefert hätten. Dieser Vorwurf verursachte eine große Aufregung unter den Prälaten, welche die ganze Richtigkeit dieser Vergleichung leicht begriffen.

„Mit wem vergleichst du die Pharisäer?" riefen sie aus.

„Mit denen," antwortete Huß fest, „welche einen Unschuldigen dem weltlichen Schwert überliefern, wie die Schriftgelehrten und Pharisäer Jesum Christum dem Pilatus überliefert haben."

„Wahrhaftig," sagte der Kardinal von Cambrai voll Zorn, „diejenigen, welche diese Sätze ausgezogen haben, sind sehr schonend gewesen; es stehen in den Schriften dieses Menschen viel schrecklichere und abscheulichere Dinge."

Man kam endlich auf das, was das Papstthum betraf. Es wurden einige Sätze aus einer von Huß an Znoima gerichteten Abhandlung vorgelesen. Diese Sätze sind der Ausdruck des Glaubens der orientalischen Kirche, der einzigen in der Welt, welche zu allen Zeiten den Despotismus Roms zurückgewiesen hat.

„1) Es ist durchaus nicht nothwendig, daß die streitende Kirche ein einziges sichtbares Oberhaupt habe, welches sie im Geistlichen regiere. — 2) Die Apostel und die getreuen Diener Jesu Christi haben die Kirche in Allem, was zum Theil nothwendig ist, gut regiert, ehe das päpstliche Amt eingeführt wurde, und sie könnten es bis zum Tage des Gerichts thun, wenn es keinen Papst gäbe. — 3) Jesus Christus ist das einzige Oberhaupt der ganzen Kirche; er wird sie ohne

Unterbrechung regieren, indem er sie bis zum Tage des Gerichts mit seinem Geiste beseelt. Die Kirche hat zur Zeit der Agnes*) zwei Jahre und fünf Monate ohne Oberhaupt bestanden und in der Gnade Jesu Christi gelebt; könnte sie nicht auch länger also sein? Jesus Christus würde sie durch seine wahren Jünger, welche in der Welt verbreitet sind, besser regieren, als durch jene widernatürlichen Führer."

„Ja," erwiderte Huß mit Heftigkeit, indem er diese Worte wiederholte, während die Prälaten höhnisch die Achsel zuckten, „ja, ich behaupte, daß die Kirche zur Zeit der Apostel weit besser regiert worden ist, als heut zu Tage. Und wer würde denn Jesum Christum verhindern, sie noch jetzt durch seine wahren Jünger ohne diese widernatürlichen Oberhäupter zu regieren? Aber was sage ich? Die Kirche ist jetzt ohne sichtbares Oberhaupt und doch unterläßt er nicht, sie zu regieren."

Nach der Verlesung der angeschuldigten Sätze sagte der Kardinal von Cambrai zu Huß:

„Du hast gehört, wie vieler gräßlichen Verbrechen man dich anklagt. Ueberlege jetzt und wähle: Wenn du dich demüthig dem Spruch der Kirchenversammlung unterwirfst, so werden wir menschlich mit dir verfahren**), vornämlich aus Rücksicht gegen den allergnädigsten Kaiser, der hier gegenwärtig ist und gegen den König von Böhmen, seinen Bruder; aber wenn du trotz der Ansicht so vieler erleuchteten und weisen Männer einige von den eben verlesenen Sätzen vertheidigen willst, so wirst du es auf deine eigene große Gefahr thun."

Huß wiederholte, daß es sein größter Wunsch sei, die Wahrheit zu erkennen; der Kardinal versetzte:

---

*) Der vorgeblichen Päpstin Johanna, einem Märchen jener Zeit, an welches Niemand mehr glaubt. (S. Bouillet, Dictionnaire universel, den Artikel Jeanne, papesse).

**) Also unmenschlich im entgegengesetzten Falle. Man konnte die wahre grausame Gesinnung nicht schärfer ausdrücken. (A. d. U.)

„Die Kirchenversammlung verlangt drei Dinge: du mußt zuerst bekennen, daß du in allen Sätzen, die hier vorgelegt worden sind, geirrt hast; du mußt hierauf schwören, daß du sie nicht mehr lehren willst, und du mußt sie endlich alle öffentlich abschwören."

Mehrere Mitglieder der Kirchenversammlung sprachen in demselben Sinne zu Huß; seine Antwort war voll Festigkeit und richtigen Urtheils.

„Ich erkläre, daß ich bereit bin, die Belehrungen der Kirchenversammlung demüthig anzunehmen. Aber im Namen Dessen, der unser Aller Gott ist, bitte und beschwöre ich euch, mich nicht zu nöthigen, das zu thun, was mein Gewissen mir verbietet, was ich nur auf Gefahr meines ewigen Lebens thun könnte, mich nicht zu zwingen, alle diese gegen mich vorgebrachten Sätze abzuschwören. Ich habe in der katholischen Lehre gelesen, daß Abschwören so viel heißt, als behaupteten Irrthümern entsagen. Da ich mehrere von diesen Sätzen niemals weder angenommen noch gelehrt habe, wie könnte ich sie abschwören? Was die betrifft, welche ich anerkannt und zugestanden habe, so will ich herzlich gern thun, was ihr von mir verlangt, wenn Jemand mich eines Bessern belehren kann."

Der Kaiser, der diese Fragen nur von einem durchaus römischen Gesichtspunkte ansah, begriff Hussens Bedenklichkeit nicht. Auch zeigte er ihm eine ungeduldige Verwunderung.

„Was hast du zu fürchten, wenn du alle diese Sätze abschwörst?" sagte er. „Was mich betrifft, so trage ich kein Bedenken, alle möglichen Irrthümer für falsch zu erklären; folgt daraus, daß ich sie behauptet habe?"

„Durchlauchtigster Fürst," antwortete Huß, „für falsch erklären ist nicht abschwören."

„Man wird dir," sagte der Kardinal von Florenz, „eine Abschwörungsformel vorlegen, die du leicht annehmen kannst. Willst du gehorchen?"

Huß wiederholte seine Antwort; der Kaiser drang weiter in ihn:

„Du bist in greisen Jahren," sagte er, „und du mußt mich verstehen. Wenn du klug bist, so wirst du dich Allem unterwerfen, was man von dir verlangt; wenn nicht, wird man dich nach dem Gesetz der Kirchenversammlung richten*)."

Da Huß auf seiner Weigerung abzuschwören beharrte, führte man ihn in das Gefängniß zurück. Sein Widerstand hatte den stolzen Kaiser so erzürnt, daß er alle Erinnerung an das geschworne Wort verlor und sich also vernehmen ließ:

„Ihr habt die Irrthümer gehört, welche dieser Mann gelehrt hat, Irrthümer, von denen mehrere todeswürdige Verbrechen sind. Ich bin daher der Meinung, daß, wenn er sie nicht alle abschwört, er verbrannt werden soll. Wenn sich Einige seiner Anhänger in Konstanz befinden, so müssen auch die bestraft werden und vornämlich Hieronymus."

Und die Versammlung trennte sich.

Als Huß in sein Gefängniß zurückgekehrt war, eilte sein muthiger Freund Johann von Chlum herbei, um ihn zu ermuthigen. „Ach, wie angenehm ist es mir gewesen," sagte der Reformator voll Innigkeit, „die Hand des Herrn Johann zu berühren, welcher sich nicht geschämt hat, sie mir Unglücklichem zu reichen, mir Ketzer, der verachtet, gefesselt und von Allen öffentlich verdammt war**)."

Am folgenden Tag schickte der Kardinal von Viviers auf Befehl der Kirchenversammlung Hussen eine Formel des Widerrufs***). Aber seine Charaktergröße wuchs mitten unter den Verfolgungen; seine Sprache entsprach der Bedeutsamkeit seiner Lage. „Ich kann diese Formel nicht unterzeichnen," sagte er,

*) Theobaldus, Bellum Huss. cap. XVIII; Von der Hardt, IV., 236—237.

**) Hussens Briefe. 2. Reihe, 33 Brief: An seine Freunde.

***) Von der Hardt, T. IV. pag. 326, wo sie mitgetheilt ist.

erstlich, weil ich verschiedene Behauptungen, die ich für wahr halte, verdammen müßte, und dann, weil ich dadurch dem Volke Gottes, dem ich diese Wahrheiten verkündigt habe, ein Aergerniß geben würde."

Er schrieb an den Kardinal Johann, der ihn zur Abschwörung drängte:

„Ehrwürdiger Vater, ich bin Euch für Euere wohlwollende und väterliche Theilnahme dankbar. Ich wage es nicht, mich der Kirchenversammlung in den Grenzen zu unterwerfen, die Ihr mir vorzeichnet. — Es ist vortheilhafter für mich, zu sterben, als in die Hände Gottes zu fallen, indem ich ein vorübergehendes Leiden fliehe, um dann vielleicht des Feuers und der ewigen Schmach theilhaftig zu werden. Weil ich mich denn auf Jesum Christum berufen habe, den allerhöchsten, mächtigen und gerechten Richter, und weil ich ihm meine Sache anvertraut habe, so halte ich mich an seine Entscheidung und an seinen heiligen Spruch, indem ich wohl weiß, daß er die Menschen nicht nach falschen Zeugnissen oder nach den Irrthümern der Kirchenversammlung, sondern nach der Wahrheit und nach ihrem Verdienst richten wird *)."

Indeß fürchteten die Kardinäle und Bischöfe mit Recht die Wirkung, welche der Tod des Reformators hervorbringen würde, dessen Leben mit dem ihrigen in so großem Widerspruch stand. Sie wendeten alle Spitzfindigkeiten der römischen Theologie an, um ihn zu überzeugen. „Die Kirchenversammlung," sagten mehrere, „ist in Gewissensfragen der oberste Richter, und wenn die Urkunde, welche sie verlangt, meineidig ist, so ist sie allein dafür vor Gott verantwortlich." Huß erzählt selbst eine That-

*) Hussens Briefe 2. Reihe, 41. Brief: An den Kardinal Johann. — Man findet hierauf eine Antwort des Kardinals auf diesen schönen Brief. Luther macht über dieselbe eine richtige Bemerkung: „Wer du auch seist, der diesen Brief lieset, siehe, wie dieser falsche Titel, den die Kirche verleiht, zur Täuschung veranlaßt."

ſache, welche beweist, wie man damals den Grundſatz von der Unfehlbarkeit der Kirche verſtand. „Ein Doctor hat mir geſagt: Ich würde mich in allen Dingen der Kirchenverſammlung unterwerfen; es würde dann für mich Alles gut und geſetzlich ſein. Derſelbe fügte hinzu: Wenn die Kirchenverſammlung ſagte, daß du nur Ein Auge habeſt, obgleich du zwei haſt, ſo müßteſt du doch ſagen, daß die Kirchenverſammlung nicht Unrecht hat. — Wenn die ganze Welt, antwortete ich, Solches behauptete, ſo würde ich es doch, ohne mein Gewiſſen zu verletzen, nicht zugeben, ſo lange ich den Gebrauch meiner Vernunft hätte.“

Durch dieſe erbärmlichen Spitzfindigkeiten ermüdet, brachte der Märtyrer in ſeinem Innern ſein Leben zum Opfer. Den Tag des Todes erwartend, ſtrömte er ſeine Seele in die Seele ſeiner Freunde.

„Ich, Johann Huß, in der Hoffnung ein Diener Gottes, wünſche, daß alle getreuen Böhmen, welche den Herrn lieben, in der Gnade leben und ſterben und am Ende das ewige Leben erhalten. — Ich beſchwöre Euch, Gott zu gehorchen, ſein Wort zu verbreiten und euch ſelbſt zu erheben, indem Ihr es anhört; ich beſchwöre Euch, dieſem göttlichen Wort getreu zu bleiben, das ich nach dem Geſetz und nach dem Zeugniß der Heiligen gepredigt habe — ich beſchwöre Euch alle, den edlen Herrn Wenceslaus Duba, Johannes Chlum, Heinrich Plumlovic, Wylem Zagec, Nikolaus und anderen Böhmiſchen, Mähriſchen und Polniſchen Herren zu danken, welche ſich als eifrige Vertheidiger der Wahrheit Gottes aus allen Kräften dieſer Kirchenverſammlung widerſetzt haben, indem ſie für meine Befreiung kämpften, vornämlich aber den Herrn Wenceslaus Duba und Johannes Chlum. Glaubet Alles, was ſie Euch berichten, denn ſie waren in der Kirchenverſammlung an den Tagen, da ich geantwortet habe; — ſie wiſſen, wie die ganze Verſammlung gegen mich tobte, während ich auf die mir vorgelegten Fragen antwortete. Ich beſchwöre Euch, für den Römiſchen

König*) zu bitten. — Ich ſchreibe Euch dieſen Brief in meinem Gefängniſſe und mit gefeſſelter Hand, indem ich auf übermorgen mein Todesurtheil erwarte und auf Gott vertraue, daß er mich nicht verlaſſen, daß er nicht zugeben wird, daß ich ſein Wort verläugne oder daß ich Irrthümer abſchwöre, die mir durch falſche Zeugen böslich beigelegt worden ſind. Wenn wir uns einſt in der Ewigkeit wiederfinden, ſo werdet ihr erfahren, mit welcher Güte der Herr mir in meinen grauſamen Prüfungen beiſteht. Ich weiß Nichts von Hieronymus, meinem getreuen Freund, Nichts, als daß er in einer harten Gefangenſchaft ſchmachtet, den Tod erwartend, wie ich, um dieſes Glaubens willen, den er in Böhmen ſo muthig bekannte. Aber die Böhmen, unſere grauſamſten Gegner, haben uns der Gewalt anderer Feinde und ihren Ketten überliefert. Bittet Gott für ſie. Ich beſchwöre Euch vor Allem, Bewohner Prags, meine Kapelle zu lieben und dahin zu wirken, daß, wenn Gott es erlaubt, ſein Wort in derſelben gepredigt werde. — Liebet euch unter einander**)!"

Huß verband, man ſieht es vorzüglich in ſeinen letzten Briefen, alle Zärtlichkeit eines liebenden Herzens mit einer heldenmüthigen Feſtigkeit, welche fähig war, den Drohungen einer Kirchenverſammlung zu widerſtehen, deren Macht den Kaiſer ſelbſt, den muthigen und ſtolzen Sigismund, zittern machte. Daher ſchien ihm unter allen Leiden, denen er ausgeſetzt war, keines ſchrecklicher, als die Erinnerung an die betrogene Freundſchaft. Es war ihm Bedürfniß, um dieſe ſchmerzliche Prüfung zu beſtehen, ſich an die Verkündigungen des Erlöſers der Menſchen zu erinnern.

„Euere Eltern, euere Brüder, euere Nächſten, euere Freunde

---

*) Sigismund führte noch dieſen Titel, da er nicht gekrönt war. Er hatte Huß überliefert und ſeinen Tod verlangt.

**) Huſſens Briefe, 2. Reihe, 36. Brief: An die Böhmiſchen Gläubigen.

werden euch verrathen und sie werden euch dem Tod überliefern u. s. w. Das Böse, welches fremde Menschen uns zufügen, ist weniger grausam; unsere Leiden sind um so bitterer, als wir von denen mehr hofften, die sie uns zufügen: denn wir leiden nicht bloß in unserm Körper, sondern auch in unserer Seele über die vernichtete Liebe. So spricht Hieronymus; und was mich betrifft, so ist vorzüglich Paletz die Ursache meiner Schmerzen*)."

Aber er sollte über den Schmerz des Herzens eben so siegen, wie er die Leiden des Körpers und die Bangigkeit des Geistes überwunden hatte. Ein getreuer Nachfolger desjenigen, der für seine Henker gebetet hatte, fand er in seiner Liebe eine erhabene Begeisterung. Wir wollen den hohen Märtyrer selbst reden lassen.

„Paletz ist auf meine Bitte gekommen, denn ich wollte bei ihm beichten; ich habe die Kommissarien und die, welche mich ermahnten, gebeten, mir ihn oder irgend einen Andern zum Beichtvater zu geben. Und ich habe gesagt: Paletz ist mein hauptsächlichster Gegner, ich will ihm beichten**), oder gebt mir statt seiner einen Mann, der im Stande sei, mich zu hören: ich beschwöre Euch im Namen des Herrn. — Dieser letzte Wunsch ward erhört; ich habe einem Mönch gebeichtet, der mich mit frommem Sinn und vollständig angehört hat, er hat mir die Absolution gegeben und hat mir gerathen, aber nicht befohlen, der Meinung der Anderen zu folgen. — Paletz ist gekommen, er hat mit mir geweint, als ich ihn um Verzeihung bat, daß mir vor ihm einige beleidigende Worte entschlüpft seien und vornämlich, daß ich ihn „Verfälscher" ge-

*) Hussens Briefe, 2. Reihe, 22. Brief: Hussens Antwort an Johannes Maldoniewitz.

**) Die Ohrenbeichte und die wirkliche Gegenwart waren seit langer Zeit in das Glaubensbekenntniß der orientalischen Kirche aufgenommen, so wie es Cyrillus und Methodius in Böhmen gelehrt hatten.

nannt habe. Und als ich ihn daran erinnerte, daß er in der öffentlichen Sitzung, als er mich die von den Zeugen vorgebrachten Sätze für untergeschoben erklären sah, aufgestanden und gesagt habe: Dieser Mann glaubt nicht an Gott!, läugnete er es; aber er hat es wahrhaftig gesagt, und vielleicht habt Ihr es gehört. Ich erinnerte ihn daran, wie er mir in meinem Gefängniß in Gegenwart der Kommissarien gesagt hat: Seit Christi Geburt hat kein Ketzer Gefährlicheres geschrieben, als Wiklef und Du. Er hat auch behauptet, daß alle diejenigen, welche unsere Predigten angehört haben, von dem Irrthum in Bezug auf das Abendmal angesteckt sind. Er hat es geläugnet, indem er hinzufügte: Ich habe nicht gesagt: Alle, sondern eine große Zahl. — Und doch hat er also gesprochen. Und als ich ihm gesagt habe: O Meister Paletz, wie Unrecht thust du mir, wenn du meine Zuhörer der Ketzerei anklagst! hat er Nichts geantwortet *)."

„Sei mir in Jesu Christo gegrüßt! Vernimm, mein theuerster Freund, daß als Paletz mich zu überreden versuchte, er mir gesagt hat, daß ich nicht an die Schande einer Abschwörung, sondern nur an die guten Folgen denken solle. Ich habe geantwortet: Die Schmach verurtheilt und verbrannt zu werden, ist größer, als Die, aufrichtig abzuschwören. Welche Schande hätte ich denn zu fürchten, wenn ich abschwöre? Aber sage mir, Paletz, was würdest Du thun, wenn Du überzeugt wärest, daß Dir Irrthümer fälschlich zugeschrieben würden? — Das ist in der That hart, sagte er, und weinte **)."

Welch schönes Schauspiel! Wie erscheint hier doch das Ideal christlicher Barmherzigkeit in seiner ganzen Majestät! So zeigt die Geschichte der Menschheit neben den Urbildern der Gewaltthätigkeit und der Treulosigkeit, neben einem Johann XXIII.

*) Hussens Briefe, 2. Reihe, 40. Brief: An einige Freunde.
**) Hussens Briefe, 2. Reihe, 44. Brief: An einen Freund.

und Alexander VI.*) Geſtalten voll Gottloſigkeit und Reinheit mit dem Heiligenſchein der Märtyrer. So war Stephanus, als er von den Steinen der Synagoge zerſchmettert wurde, ſo Perpetua und Felicitas vor ihren heidniſchen Henkern, die Sklavin Blandina im Lyoner Aphitheater, Huß vor der Konſtanzer Kirchenverſammlung, Bailly**) und die Frau Roland auf dem Revolutionsplatz***). Was ſind im Vergleich mit dieſen erhabenen Seelen die Fürſten dieſer Welt mit ihren ſelbſtſüchtigen Berechnungen, was die gefürchteten Häupter der triumphirenden Ariſtokratie?

Dieſe Bemerkung drängt ſich unwillkürlich auf, wenn man Huſſens Gefängniß verläßt, um ſeine Blicke auf den kaiſerlichen Thron zu richten. Sigismund erhielt dazumal die Huldigungen des geſammten Europas, welches in ihm das Oberhaupt der Feudalhierarchie erblickte. Aber wenn Huß in ſeinem engen Gefängniß keine Gemüthsbewegung und keine Gewiſſensbiſſe kennt, ſo verhielt es ſich mit dem römiſchen König nicht eben ſo. Als ſich ſein Zorn gelegt hatte, erwachten wieder einige Funken von Redlichkeit in ſeiner Seele. Er konnte nicht vergeſſen, daß Huß ſich unter der Bürgſchaft ſeines kaiſerlichen Worts zur Kirchenverſammlung begeben habe. Zudem ließ ihn ein ſehr geübter politiſcher Takt den gerechten Zorn der Böhmen fürchten, welche über die Verfolgungen entrüſtet waren, mit welchen man ihren Apoſtel erdrückte. Auf der andern Seite fürchtete er, wenn er Huſſen ſeinen Schutz gewähre, ſich der Rache der Prieſterſchaft auszuſetzen, unter welcher ſein Vorgänger Heinrich IV., Heinrich VI., Friedrich Barbaroſſa und Friedrich II. ſo viel gelitten hatten. Hat nicht das Blut des im ſechszehnten Jahre ermordeten Konradin fließen müſſen, um die Wuth des

*) Man vergl. deſſen Leben von Burchard (lateiniſch) und von A. Gordon. (engliſch).

**) S. E. de Bonnechose, La mort de Bailly, poëme.

***) Michelet, Les femmes de la révolution.

Papſtthums gegen das ungelehrige Blut der Hohenſtaufen zu beſänftigen? Es wurde dem Kaiſer ſchwer, den Reformator den blutdürſtigen Leidenſchaften der Prieſter zu überliefern. Huſſens Abſchwörung könnte ihn allein aus dieſer Verlegenheit reißen. Um ſie zu erlangen, ſparte er weder Bitten, noch Verführung, noch Drohungen. Huß antwortete auf alle dieſe Verſuche mit einem Mitleiden, das an die Verachtung gränzte.

„Ich habe," ſchrieb er an ſeine Schüler, „immer dieſes Wort vor Augen gehabt: Traut den Fürſten nicht! und an jenes andre: Verflucht ſei der, der dem Menſchen vertraut und der ſich auf einen menſchlichen Arm ſtützt*)."

Der Kaiſer bat Huſſens Freunde, Johannes von Chlum und Wenzeslaus Duba vier Biſchöfe zu begleiten, welche er beauftragt hatte, ihn für einen Widerruf zu ſtimmen. Aber Huſſens Freunde waren ihm ähnlich. Aufrichtige und feſte Chriſten, unerſchrockene Jünger des gekreuzigten Jeſus, waren ſie unfähig, denjenigen, den ſie als Meiſter anſahen, zum Verrath an der Wahrheit aufzufordern. Als die Biſchöfe und die böhmiſchen Herrn in den Speiſeſaal der Franziskaner gekommen waren, wohin Johannes Huß gebracht wurde, ſagte ihm Johannes von Chlum: „Mein theurer Lehrer, ich bin kein gelehrter Mann, ich kann dir nicht mit meinem Rath zur Seite ſtehen; ſo iſt es deine Sache, zu wiſſen, was du zu thun haſt, und ob du jener Verbrechen ſchuldig biſt oder nicht, deren dich die Kirchenverſammlung anklagt. Wenn du des Irrthums überwieſen biſt, ſo zögere nicht, ſo ſchäme dich nicht nachzugeben, aber wenn du dich in deinem Gewiſſen für unſchuldig erkennſt, ſo hüte dich, dich ſelbſt zu verläumden, vor Gott falſch zu ſchwören und aus Todesfurcht den Pfad der Wahrheit zu verlaſſen."

Johannes Huß war dieſes männlichen Raths und dieſer wahrhaft chriſtlichen Liebe würdig.

„Edle Herren, mein trefflicher Freund," ſagte er, indem

*) Huſſens Briefe, 2. Reihe, 33. Brief: An ſeine Freunde.

er einen Strom von Thränen vergoß, „ich nehme den allmächtigen Gott zum Zeugen, daß wenn ich wüßte, daß ich Etwas gelehrt oder geschrieben hätte, das dem Gesetz oder der rechtgläubigen Lehre der Kirche zuwider wäre, ich herzlich gern widerrufen würde; selbst jetzt wünsche ich lebhaft, in der heiligen Schrift besser unterrichtet zu werden. Wenn mir irgend Jemand eine bessere Meinung lehrt, als die ich selbst gelehrt habe, so möge er es thun, ich bin bereit; ich werde die meinige aufgeben und mich mit allem Eifer zu der andern bekennen."

Die Bischöfe zeigten sich über das sehr entrüstet, was sie die Hartnäckigkeit Hussens nannten, und man schickte ihn ins Gefängniß zurück. Aber Johannes von Chlum blieb dem Reformator getreu, der ihm vorher geschrieben hatte:

„Herr Johannes, mein edler und treuer Freund, Gott sei Euer Lohn! Ich beschwöre Euch mich nicht zu verlassen, bis Alles vollbracht ist*). Ach, warum werde ich nicht lieber zum Scheiterhaufen geführt, als daß man mich auf so treulose Weise erstickt**)."

Der Tag des Urtheils rückte herbei. Huß bestärkte sich in seinen muthigen Entschlüssen durch heilige Gedanken. Je mehr er darüber nachdachte, desto unmöglicher schien es ihm, die Irrthümer abzuschwören, deren man ihn zieh.

„Ich würde dem Volke Gottes ein großes Aergerniß geben, und es wäre besser, daß ein Mühlstein an meinen Hals gebunden und ich in den Meeresgrund geworfen würde; mit einem Worte, wenn ich also handelte, um einer augenblicklichen Verwirrung und einem kurzen Leiden zu entfliehen, so würde ich der ärgsten Schmach und einem viel schrecklicheren Leiden anheimfallen, wenn ich nicht vor meinem Tode dafür büßen könnte.

*) Theobaldus, Bellum Huss. cap. XVIII.

**) Hussens Briefe, 2. Reihe, 25. Brief: An Johannes von Chlum.

Deshalb habe ich, um mich zu ſtärken, an die ſieben Machabäer gedacht, welche ſich lieber haben in Stücke zerſchneiden laſſen, als das von Gott verbotene Fleiſch zu eſſen; ich habe an den heiligen Eliazar gedacht, der, wie es geſchrieben ſteht, nicht einmal hat geſtehen wollen, daß er verbotenes Fleiſch gegeſſen habe, aus Furcht, der Nachkommenſchaft ein böſes Beiſpiel zu hinterlaſſen; ſondern er hat den Märtyrertod vorgezogen. Da ich alſo viele Heilige des neuen Geſetzes vor Augen habe, die lieber den Tod erlitten haben, als in die Sünde einzuwilligen, wie ſollte ich, der ich in meinen Predigten die Andern zur Geduld und zur Feſtigkeit ermahnt habe, in Meineid und in ſo viele erbärmliche Lügen verfallen, und durch mein Beiſpiel vielen Kindern des Herrn Aergerniß geben? Weg von mir! Weg von mir! Unſer Herr Jeſus Chriſtus wird mich in Fülle belohnen und mir in meiner Prüfung die Hülfe der Geduld verleihen*)."

Doch iſt es nicht die Sorge um ſeine Seele allein, die ihn beſchäftigt. Er will von denen Abſchied nehmen, die ihn geliebt haben, von den niedrigſten, wie von den mächtigſten.

„Gott ſei mit Euch," ſagte er zu ſeinen Beſchützern. „Duldet nicht, daß der Herr Johannes**), dieſer biedere und getreue Ritter, mein beſter Freund, mein andres Ich, ſich um meinetwillen der Gefahr ausſetze. Endlich beſchwöre ich Euch, nach dem Worte Gottes zu leben und, ſeinen Geboten zu gehorchen, wie ich es Euch gelehrt habe. Danket ſeiner königlichen Majeſtät***) für alle Wohlthaten, die ich von ihr empfangen habe†)."

Er ſchrieb auch an den Prieſter Martin: „Grüße alle meine

*) Huſſens Briefe, 46. Brief: An ſeine Freunde.

**) Johannes von Chlum.

***) Der König von Böhmen.

†) Huſſens Briefe, 51. Brief: An ſeine Freunde.

geliebten Brüder in Christo, die Gelehrten, die Schreiber, die Schuhmacher, die Schneider, und empfiehl ihnen, für das Gesetz Christi eifrig zu sein, mit Demuth an Weisheit zuzunehmen*)."

Huß hatte seinen heftigsten Feinden verziehen. Er wollte für Michael Causis beten, der so viel zu seinem Unglück beigetragen hatte!

„Michael von Causis, dieser unglückliche Mensch, ist mehrmals mit den Abgeordneten der Kirchenversammlung in mein Gefängniß gekommen, und während ich mit ihnen war, sagte er den Wächtern: Mit der Gnade Gottes werden wir diesen Ketzer, für den ich viel Geld ausgegeben habe, bald verbrennen. — Wisse jedoch, mein Freund, daß ich in diesem Brief keinen Wunsch der Rache ausdrücke; ich überlasse sie Gott und bitte ihn aus dem Grund meines Herzens für diesen Menschen**)."

Wie groß Hussens Barmherzigkeit gegen seine Henker, und wie aufrichtig auch seine Ergebung war, fühlte er doch den mächtigen Trieb, der uns an das Leben knüpft, sich in ihm regen, und er hatte nöthig, sich an den Kampf des Herrn auf Gethsemane und an seine Unterwerfung unter den Willen seines Vaters zu erinnern.

„Wahrlich, es ist nicht leicht, — alle Prüfungen als Anlässe zur Freude zu betrachten; es ist leicht, zu sagen, aber schwer, zu thun. Obgleich der, welcher der geduldigste und unerschrockenste war, wohl wußte, daß er am dritten Tage wieder auferstehen, daß er durch seinen Tod seine Feinde besiegen, und seine Auserwählten von der Verdammniß erkaufen würde, so war sein Geist nach dem Abendmahl doch betrübt, und er hat

*) Hussens Briefe, 38. Brief: An Meister Martin, seinen Schüler.

**) Hussens Briefe, 44. Brief: An einen Freund.

gesagt: Meine Seele ist betrübt bis in den Tod*)! Das Evangelium berichtet uns, daß er zitterte, daß er seufzte, daß ihn ein Engel in seinem Todeskampf stärkte, und daß ein blutiger Schweiß von seinem Körper troff. — Es war nöthig, daß er leide, wie er selbst sagte, und wir, die wir seine Glieder sind, müssen mit dem leiden, der unser Haupt ist; denn er hat gesagt: Wenn mir einer nachfolgen will, so muß er sich selbst entsagen, er nehme sein Kreuz und folge mir! — O göttlicher Jesus, ziehe uns Schwache nach dir, denn wenn du uns nicht nachziehst, so können wir dir nicht folgen. Kräftige meinen Geist, auf daß er stark und entschlossen sei. Das Fleisch ist schwach; aber deine Gnade komme zu uns, sie stärke und rette uns! denn ohne dich vermögen wir Nichts, und namentlich sind wir unfähig, deinetwegen einem grausamen Tod entgegenzugehen. Verleihe uns einen entschlossenen Geist, und ein unerschrockenes Herz, einen reinen Glauben, eine lebendige Hoffnung, eine vollkommene Liebe, auf daß wir geduldig und freudig unser Leben für dich opfern! Amen. Geschrieben im Gefängniße, in Ketten am Vorabend St. Johannis des Täufers, der enthauptet wurde, weil er sich gegen die Verdorbenheit der Bösen erhoben hatte. Möge er für uns Jesum unsern Herrn bitten!"

Nach seinem Verhör vor der Kirchenversammlung blieb Johannes Huß dreißig Tage im Gefängniß. Er erschien in der 15ten allgemeinen Sitzung, um sein Urtheil anzuhören. Der Kardinal von Viviers präsidirte, der Kaiser und alle Fürsten des römischen Reichs wohnten der Sitzung bei. Eine ungeheure Menge Menschen war herbeigeströmt, um das Schauspiel zu genießen, das ihnen die Priester bereitet hatten. Man hatte mitten im Konstanzer Dom einen sehr hohen Tisch aufgestellt, auf welchem die für die Ceremonien der Entsetzung nöthigen

*) *Περίλοπός ἐστω ἡ ψυχή μου ἕως θανάτου* (Marc.) 14, 34.

priesterlichen Kleider lagen. Vor diesem Tisch war ein hoher Schemel, der für den Ketzer bestimmt war. — Es war unerläßlich, daß der verirrten Menge keine von seinen Demüthigungen entgehe. Die Römische Kirche hat sich immer vortrefflich auf theatralischen Effekt verstanden. Man hoffte, daß Huß, wenn er also den gierigen Blicken einer unverschämten Menge ausgesetzt wäre, einige Zeichen von Verlegenheit und Verwirrung geben würde. Diese Erwartung wurde getäuscht. Die Haltung des Märtyrers war eben so fest als bescheiden. Sobald er angekommen war, verrichtete er mit leiser Stimme ein langes Gebet, um den Segen Dessen, der ebenso dem „Rathe der Bösen" überliefert wurde, auf sein Haupt herabzuflehen. Zu gleicher Zeit bestieg der Bischof von Lodi die Kanzel. Wie alle römischen Theologen daran gewöhnt, die heiligen Texte auf die auffallendste Weise zu mißbrauchen, gab er eine gräßliche Erklärung über die Stelle Pauli: Der Leib der Sünde werde vernichtet. — Indem er seine abscheuliche Anklage schloß, wendete er sich an Sigismund:

„Vernichtet die Ketzereien und die Irrthümer, und vor Allem diesen hartnäckigen Ketzer. Es ist ein heiliges Werk*), glorreicher Fürst, dessen Erfüllung Euch obliegt, da Euch die Gewalt der Gerechtigkeit anvertraut ist. So strafet denn so große Feinde des Glaubens, damit Euer Lob im Munde der Kinder**) ertöne, und möge Euer Ruhm ewig dauern. Jesus

*) Man weiß, daß die Römische Kirche den menschlichen Opfern, die sie mit einer unauslöschlichen Schmach bedecken, immer fromme Namen gegeben hat. In Spanien hat man sie Glaubensakte (auto da fé) genannt. „Als er dem heiligen Spanien seinen milden König, seine Mönche, sein Elend und seine Auto-da-fé wiedergab," sagt ein Dichter unserer Zeit, Méry, indem er von dem Herzog von Angoulême spricht.

**) Aehnlicher Mißbrauch der Bibel.

Chriſtus, der auf immer geſegnet ſei, möge Euch dieſe Gnade erweiſen *)."

Nach der Predigt verlas der Biſchof eine Verordnung, welche „Jeglichem, welche Würde er auch habe, ein kaiſerliches, königliches oder biſchöfliches" Stillſchweigen auferlegte. Fürchtete man, daß das Gewiſſen des Kaiſers einen verſpäteten Widerſpruch erheben möchte? — der Syndikus der Kirchenverſammlung verlangte hierauf die Verurtheilung Huſſens und ſeiner Schriften. Man verlas ſodann ſechszig aus den Büchern Wikleſs gezogene Sätze, welche von Neuem verflucht wurden; hierauf las man dreißig aus Huſſens Werken gezogene Behauptungen, die noch nicht verleſen worden waren. Huß wollte ſich vertheidigen, aber der Kardinal von Cambrai widerſetzte ſich, und der Kardinal von Florenz ſagte ihm: „Du machſt uns ja den Kopf voll." Der Reformator rief mit lauter Stimme und die Augen gen Himmel gerichtet aus: „Im Namen des allmächtigen Gottes, ich beſchwöre Euch, mir ein billiges Ohr zu leihen, damit ich mich vor allen denen, die mich umgeben, von dem Vorwurf dieſer Irrthümer reinigen könne. Bewilligt mir dieſe Gnade und dann thut mit mir nach Euerm Willen!" Aber da man ſich weigerte, ihn anzuhören, fiel er auf die Kniee, um zu beten.

Man ging nach dieſer rührenden Scene zu den Ausſagen der Zeugen über. Einer dieſer Zeugen, ein Theologe, klagte ihn an, ſich für die vierte Perſon der Dreieinigkeit ausgegeben zu haben. Man wollte ihn offenbar bei der unwiſſenden und fanatiſchen Menge verhaßt machen. So iſt die empörende Politik der römiſchen Geiſtlichkeit ſtets geweſen. Man kann ſie nicht angreifen, ohne des Atheismus oder des Skeptizismus angeklagt zu werden! Huß antwortete, indem er das Glaubensbekenntniß des Athanaſius laut herſagte. Da man ihm ferner

*) Jo. Huss, histor. et monum. I., 84.

seine Berufung auf Jesum Christum vorwarf, rief er mit gefesselten Händen mit einer bewundernswürdigen Energie aus:

„Sieh, o mein süßer Jesus, wie deine Kirchenversammlung das verdammt, was du vorgeschrieben und ausgeübt hast, als du, von deinen Feinden unterdrückt, deine Sache in die Hände Gottes deines Vaters gelegt hast, uns dieses Beispiel hinterlassend, auf daß wir selbst zum Gericht Gottes, des gerechtesten Richters gegen die Unterdrückung, unsere Zuflucht nehmen. Ja (fuhr er fort, indem er sich an die Versammlung wendete), ich habe behauptet und behaupte noch, daß man sich nicht sicherer berufen könne, als auf Jesum Christum, weil er weder durch Geschenke bestochen, noch durch falsche Zeugen betrogen, oder durch einen Kunstgriff hintergangen werden kann." Und da man ihn anklagte, die Exkommunikation des Papstes verachtet zu haben, sagte er: „Ich hielt sie nicht für gesetzlich; ich habe daher mein priesterliches Amt ferner ausgeübt. Ich schickte meine Sachwalter nach Rom, wo sie in's Gefängniß geworfen, fortgejagt und mißhandelt wurden. Dieß hat mich bewogen, zu dieser Kirchenversammlung freiwillig und mit dem sicheren Geleit des hier gegenwärtigen Kaisers zu kommen."

Indem er diese Worte mit Festigkeit aussprach, ließ der Märtyrer seine Augen auf dem Fürsten ruhen; Sigismund erröthete vor Scham und diese Röthe wurde in Deutschland zum Sprichwort. Als man in Worms Karl V. aufforderte, das dem Luther bewilligte freie Geleit zu verletzen, sagte er: „Nein, ich will nicht roth werden wie Sigismund!"

Man verlas hierauf Hussens Weigerung zu widerrufen und zwei Urtheile, von denen das Eine seine Schriften zum Feuer verdammte, das andere seine Entsetzung vom Priesteramt befahl. Huß fiel auf die Kniee und rief wie der erste Märtyrer Stephanus: „Herr Jesus, vergib meinen Feinden! Du weißt, daß sie mich fälschlich angeklagt, daß sie gegen mich falsche Zeugnisse und Verläumdungen gebraucht haben; vergib ihnen durch deine unendliche Barmherzigkeit!"

Dieſes herrliche Gebet wurde von den Prälaten mit Hohn aufgenommen. Auch die Juden ſchüttelten den Kopf unter beleidigenden Spöttereien am Fuße des Kreuzes. So mußten ſich die Phariſäer des 15. Jahrhunderts gegen einen wahren Jünger des Erlöſers benehmen.

Huß ſah wohl ein, daß man ihm alle vom Sohne des Menſchen erlittene Schmach zufügen wollte. Als man ihn zum Behuf der Ceremonie der Entſetzung mit dem Chorhemd bekleidete, rief er aus: „Man bekleidete unſern Herrn mit einem weißen Kleid, um ihn zu beſchimpfen, als ihn Herodes zu Pilatus führen ließ.“ Man zog ihm alsdann prieſterliche Kleider an, gab ihm den Kelch in die Hand und forderte ihn nochmals auf, zu widerrufen. Aber er erklärte mit demſelben Muth, daß er dem chriſtlichen Volke kein ſolches Aergerniß geben würde.

„Wie könnte ich,“ ſagte er, „wenn ich es gethan hätte, das Haupt gen Himmel heben? Wie könnte ich die Blicke jener Menge Menſchen ertragen, die ich unterrichtet habe, wenn es durch meine Schuld geſchähe, daß dieſe Dinge, welche heut für ſie gewiß ſind, ungewiß würden; wenn ich durch mein Beiſpiel die Verwirrung in ſo viele Seelen, in ſo viele Gewiſſen brächte, welche ich mit der reinen Lehre des Evangeliums Chriſti erfüllt und die ich gegen die Fallſtricke des Teufels geſtärkt habe? Nein! nein! Es ſoll nicht geſagt werden, daß ich die Rettung dieſes elenden, dem Tode beſtimmten Leibes ihrem ewigen Heil vorgezogen habe*)!“

Die Biſchöfe ließen ihn von ſeinem Sitze herabſteigen und riefen, indem ſie ihm den Kelch aus den Händen riſſen: „O verfluchter Judas, der du den Rath des Friedens verlaſſen haſt**) und in den der Juden eingegangen biſt, wir nehmen dir dieſen mit dem Blute Chriſti angefüllten Kelch.“

---

*) Histor. et monum. I., 36.

**) Der Rath des Friedens! Eine von einem Johann XXIII. regierte Kirche, welche ſeine blutdürſtigen Bullen gegen ſeine Feinde an-

„Ich hoffe von der Barmherzigkeit Gottes," antwortete Huß, „daß ich heute noch in seinem Reiche aus seinem Kelch trinken werde, und in hundert Jahren werdet ihr vor Gott und vor mir Rede stehen*)."

Nach hundert Jahren stürzte der Sohn eines Toggenburger Hirten, ein Priester des Konstanzer Sprengels**), in der Schweiz die Herrschaft des römischen Klerus***). Hussens Asche war auf dem Boden der Freiheit nicht unfruchtbar geblieben. **Sanguis martyrum semen Christianorum**†)!

Es wurden ihm nun seine Kleider eines nach dem andern abgerissen, während die Bischöfe über jedes die gräßlichsten Verwünschungen aussprachen. Diese gotteslästerlichen Schauspiele hatten zum Zweck, auf die leichtgläubigen Gemüther der Massen Eindruck zu machen; es ist dies eines der großen Talente der Römischen Kirche. Als man die Spuren seiner Tonsur entfernen wollte, konnten die bischöflichen Henker lang nicht einig werden. Die Einen wollten Scheeren, die andern Rasirmesser gebrauchen. Die Förmlichkeit der Pharisäer zeigt sich selbst in diesen finstern Scenen. „Sehet," sagte Huß, indem er sich gegen Sigismund wandte, „sie sind alle gleich grausam, und sie können sich über die Art, ihre Grausamkeit auszuüben, nicht verstehen."

Man setzte hierauf eine pyramidenförmige Krone auf sein Haupt, auf welcher man Teufel nebst der Inschrift: „Ketzermeister" gemalt hatte, und die Bischöfe sprachen feierlich fol-

genommen hatte! O ihr Pharisäer! Wohl seid ihr die Erben jener, die sich die Bewahrer des Glaubens nennen und weder über Treulosigkeit, noch über Gewaltthätigkeit, noch über Mord errötheten.

*) Diese Prophezeihung wurde durch eine berühmte Medaille verewigt, welche bald nach Hussens Tode im Jahr 1415 in Böhmen geschlagen wurde. (S. Bizot, Histoire métallique de la Hollande.)

**) Zwingli gehörte zu diesem Sprengel.

***) Zwingli predigte die Reformation schon im J. 1516 in Einsiedeln.

†) Tertullianus.

gende evangeliſche Worte: »**Animam tuam diabolis commendamus**« d. h. Wir übergeben deine Seele den Teufeln. Aber Huß, welcher wohl wußte, daß der Himmel auf die Verfluchung der Prieſter wenig Rückſicht nimmt, empfahl Gott ſeinen Geiſt und ſagte: „Ich trage dieſe Schandkrone freudig aus Liebe zu dem, der eine Dornenkrone getragen.“

Nachdem er auf dieſe Weiſe wieder zum Laien gemacht worden war, wurde er dem weltlichen Arm überliefert. Der Kaiſer übergab ihn dem Churfürſten von der Pfalz, als dem Vicar des heiligen Römiſchen Reichs, und dieſer dem Magiſtrat von Konſtanz, der ihn wiederum den Scharfrichtern überließ. Man führte ihn in einem imponirenden Aufzuge zum Tode. Vier Stadtknechte waren zu ſeinen Seiten, und es folgten ihm die Fürſten, achthundert Bewaffnete und eine unermeßliche Volksmenge. Als man vor dem biſchöflichen Palaſt vorüberzog, ſah Huß ein großes Feuer, in welchem man ſeine Bücher verbrannte, und er lächelte. Die Bücher vergehen, aber die Gedanken ſind ewig!

Man zog durch das Gottliebner Thor aus Konſtanz. Der Scheiterhaufen war auf einer Wieſe nahe bei den Gärten der Vorſtadt errichtet. Als man hinkam, gab Huß kein Zeichen von Schwäche, aber da er wußte, daß ſelbſt die Heiligen vor dem Angeſicht des Allerheiligſten nicht rein ſind, ſprach er einige Bußpſalme. Das Volk hatte nicht das verhärtete Herz der Prälaten. Viele von denen, die ihn hörten und ſich nicht auf die Prieſterrache verſtanden, riefen laut aus: „Wir kennen das Verbrechen dieſes Mannes nicht, aber er richtet treffliche Gebete zu Gott.“ — So weinten arme Weiber von Jeruſalem über den Herrn, als er zur Schädelſtätte zog.

Als er vor dem Scheiterhaufen ſtand, forderte man ihn auf, zu beichten. Dieß war ein neuer Fallſtrick. Der Prieſter, den man ihm brachte, und der durch ſein Wiſſen berühmt war, befahl ihm zuerſt, ſeine Irrthümer abzuſchwören. „Denn,“ ſagte er, „ein Ketzer kann die Sacramente weder geben, noch

empfangen." — „Ich fühle mich," sagte Huß, „keiner Todsünde schuldig, und bereit, vor Gott zu erscheinen, will ich die Absolution nicht durch einen Meineid erkaufen."

Er wollte hierauf zum Volke sprechen. Der Churfürst von der Pfalz widersetzte sich. „Jesus, mein Herr," rief Huß aus, „ich will diesen gräßlichen Tod um deines heiligen Evangeliums willen mit Demuth erdulden; vergib allen meinen Feinden!"

Jedoch erlaubte man ihm, mit seinen Wächtern zu sprechen, welche ihn mit Sanftmuth behandelt hatten. „Meine Brüder," sagte er, „wisset, daß ich fest an meinen Heiland glaube, ich leide um seines Namens willen, und heute werde ich mit ihm regieren." — Ein Märtyrer kann sich ohne Vermessenheit also ausdrücken.

Man band ihn hierauf an einen Pfahl, den man in den Boden schlug. Aber da sein Kopf gegen Osten gerichtet war, von wo Cyrillus und Methodius, die Apostel Böhmens, gekommen waren, nahmen Einige Aergerniß daran und wendeten ihn nach Westen, indem sie sein Haupt mit einer von Ruß besudelten Kette an den Pfahl banden. Diese raffinirte Priesterrache gab ihm fromme Gedanken über die Schmach ein, welche Christus aus Liebe zu uns erduldet hatte.

Man legte hierauf Reiswellen zu seinen Füßen und umgab ihn mit Holz und Stroh. Der Churfürst von der Pfalz näherte sich ihm in Begleitung des Reichsmarschalls und forderte ihn zum letzten Mal auf, seinen Irrthümern zu entsagen. Huß hob die Augen gen Himmel und antwortete mit kräftiger Stimme:

„Ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich niemals gelehrt noch geschrieben, dessen mich falsche Zeugen beschuldigen; meine Reden, meine Bücher, meine Schriften, Alles habe ich in dem einzigen Gedanken, zu dem einzigen Zweck gethan, die Seelen der Tyrannei der Sünde zu entreißen. Daher will ich heute die Wahrheit, die ich geschrieben, die ich bekannt gemacht habe, und die durch das göttliche Gesetz und die heiligen Väter bestätigt ist, freudig mit meinem Blute besiegeln."

Man zündete den Scheiterhaufen an. „Jesus, Sohn des lebendigen Gottes," rief Huß aus, „erbarme dich meiner! „Er betete hierauf und sang selbst einen Lobgesang mitten unter den Qualen des gräßlichen Todes; aber bald erhob sich ein Wind, und seine Stimme wurde von den Flammen erstickt. Man sah ihn nach einer Zeit lang den Kopf und die Lippen bewegen, wie in einem letzten Gebet vertieft, dann gab er den Geist auf. Man riß die Ueberbleibsel seines Körpers in Stücke, welche die Henker in den Scheiterhaufen warfen, dann wurde seine Asche in den Rhein geworfen. Diese kannibalischen Scenen waren der Kirche würdig, welche das Blut der Albigenser strommeise vergossen hatte.

So starb im fünf und vierzigsten Jahre seines Alters einer der Männer, welche dem Evangelium und der Menschheit zur größten Ehre gereichen, als Opfer der Wuth einer Versammlung von Priestern. Die Geistlichkeit triumphirte, aber solche Siege sind verderblicher als gewisse Niederlagen, denn sie rufen früh oder spät den Widerspruch des Gewissens der Menschen hervor. Diejenigen, welche die Bartholomäusnacht gebilligt, den Widerruf des Edikts von Nantes und die Dragonaden hervorgerufen haben, sind die Opfer der Septembermetzeleien geworden. „Wer das Schwert zieht, wird durch das Schwert umkommen!"

Bei der allgemeinen Theilnahme, welche Hussens Märtyrertod erregt, wagen es die Vertheidiger des Katholizismus kaum, sein Andenken zu beschimpfen.

„Es ist tief zu beklagen," sagen sie mit heuchlerischem Ton, „daß ein solcher Mann ein so trauriges Loos (**tristissimam sortem**) und einen so bittern Tod (**necemque acerbissimam**) erlitten hat, er, der von einer so großen Liebe zu Christus und zu seiner Lehre entflammt war, er, der durch die Unschuld seines Lebens glänzte, durch die Aufrichtigkeit des Herzens (**vitæ integritate, voluntate sincera**), durch glühende Geisteswärme, durch Beredtsamkeit und andere treffliche Gaben in einem solchen Grade hervorleuchtete (**mire excelluit**), daß er

ein großer Reformator geworden wäre, wenn er nach dem Beispiele einiger hervorragenden Männer, wie des Kanzlers Gerson, des Kardinals Petrus von Alliaco oder des Nikolaus Clemengis, seine Talente zum Werke der Reform in der Kirche selbst und nicht außer derselben mit aller Kraft angewendet hätte*)."

Die ganze Geschichte des 15. Jahrhunderts ist die beste Widerlegung dieses Vorwurfs.

Ist es dem Gerson**) oder Petrus von Alliaco gelungen, das Verderbniß der Kirche aufzuhalten? Haben die Kirchenversammlungen von Konstanz und Basel das geringste Ergebniß gehabt? War im Jahr 1515 die Verdorbenheit der Geistlichkeit und die Verwilderung der Massen weniger groß als im Jahr 1415 an dem Tage, wo die Flamme von Hussens Scheiterhaufen an den Ufern des Bodensees leuchtete? Die Reform der katholischen Kirche durch sie selbst ist der hohlste von allen Träumen; denn die Mißbräuche werden niemals von denjenigen vernichtet, welche durch sie reich und groß werden. Edle Regungen bewirken keine Revolution. — Es fanden sich wohl einige französische Edelleute, welche ihre Adelsbriefe vor der konstituirenden Versammlung verbrannten und das Gesetz der Gleichheit verkündigten; aber die Masse des französischen Adels stellte sich an der Gränze unter die Fahnen der Fremden, um zugleich mit ihren gehässigen Vorrechten alle Mißbräuche der Tyrannei zu vertheidigen.

Joseph II. hat wohl versucht, seine Völker von der Priesterherrschaft zu befreien, aber Franz Joseph versteht den Vortheil

---

*) Utrum Hussi doctrina fuerit heretica? Dissertatio hist. dogmat., auctore Cappenberg.

**) Gerson, den man so ungeschickt anführt, hatte viel Mühe, in Konstanz der Verurtheilung als Ketzer zu entgehen (S. E. de Bonnechose, Les réformateurs avant la réforme livre III, chap. VIII. — Gerson accusé d'hérésie.) — Petrus von Alliaco war als Kardinal unangreifbar.

der absoluten Gewalt besser. Als Bischof von Imola billigte Pius IX. die liberalen Ideen; jetzt, da er auf dem Throne Gregors XVI. sitzt, macht er sich noch verhaßter als sein Vorgänger. Unter der Herrschaft des päpstlichen oder weltlichen Despotismus vom Fortschritte träumen, das heißt das Unmögliche suchen. Huß hatte es wohl begriffen, und die Flamme seines Scheiterhaufens ist zum Licht geworden, welches dem Abendlande den Weg zeigt, den es durchlaufen soll.

Die Konstanzer Kirchenversammlung erkannte bald die Ohnmacht der abscheulichen Mittel, die sie ergriffen hatte. Kaum hatte man in Prag die Nachricht von Hussens Tod erhalten, als die erzürnte Menge zur Bethlehemskapelle eilte. Man erwies dem Opfer die nämlichen Ehrenbezeugungen wie den Heiligen und Märtyrern. Doch nicht allein das Volk zeigte seinen Unwillen, die Böhmischen Edlen schwuren bei ihrem Schwerte, den Apostel ihres Vaterlandes zu rächen. Die Prager Universität appellirte gegen das selbstsüchtige Urtheil*) der Kirchenversammlung an das Urtheil des christlichen Europa.

„Mitten unter den unzähligen und heftigen Ursachen unsers Schmerzes ist es für uns ein gebieterisches Bedürfniß, den geschändeten Ruf unserer Universität zu vertheidigen. — Zu allen Gründen, die uns dazu bewegen, kommt noch das Andenken an die Redlichkeit, an die Tugend dieses Mannes, der uns gestorben ist. — Wir wollen es thun, damit der große Ruf eines unserer Kinder, des Johannes von Hussinetz, genannt Huß, nicht abnehme, und er in den Augen Aller glänze. —

*) Gerson, einer von Hussens Henkern, sagte nach dessen Tod, als er sah, welche Wendung die Dinge in Konstanz nahmen: „Ich möchte in Glaubenssachen lieber Juden und Heiden zu Richtern haben, als die Mitglieder der Kirchenversammlung." (E. de Bonnechose, Les réformateurs, avant la reform, livre III, chap. VIII.)

Wir wünſchen um ſo inniger, daß unſere Worte von allen Gläubigen gehört werden möchten, als die Gegenwart eines ſo großen Mannes in unſerer Mitte ſo viel Gutes vor Gott und den Menſchen hervorgebracht hat — denn ſein Leben iſt ſeit ſeiner früheſten Jugend unter unſern Augen verfloſſen, und es iſt daſſelbe ſo heilig und ſo rein geweſen, daß Keiner ihn eines einzigen Fehlers zeihen kann. — O du wahrhaft heiliger, wahrhaft demüthiger Mann, der du im Glanze einer ſo großen Frömmigkeit leuchteteſt, der du den Reichthum verachteteſt und die Armen mehr liebteſt als dich ſelbſt, der du knieend vor dem Lager der Unglücklichen wachteſt, der du durch deine Thränen die verhärteten Herzen zur Buße rieſeſt, der du durch die unverſiegbare Sanftmuth deines Worts die widerſpenſtigen Gemüther beſänftigteſt; du, der in allen Herzen und vornämlich in der Seele einer reichen, habgierigen und übermüthigen Geiſtlichkeit die Laſter ausriſſeſt, indem du bei ihr das alterthümliche Mittel der Schrift anwendeteſt, welches in deinem Munde neu ſchien; du endlich der, den Spuren der Apoſtel folgend, die Sitten der erſten Kirche in der Geiſtlichkeit und im Volke wiederherſtellteſt, — ach! wahrhaftig die Natur hatte dieſen Mann mit allen ihren Gaben überhäuft, und die göttliche Gnade war in ihm in ſo reichlichem Maße ausgegoſſen, daß er nicht bloß tugendhaft war, ſondern daß er ſogar, man darf es wohl ſagen, die Tugend ſelbſt war (**ut nedum virtuosus, sed dici potest ipse virtus**). Doch wozu dieſe Worte, wenn die Thatſachen ſprechen? Der fürchterliche Tod, den ſeine Feinde über ihn verhängten, und den er geduldig erlitt, bezeugt, daß er ſich auf eine göttliche Grundlage geſtützt hat. — Es iſt in der That etwas Göttliches, es iſt einem von Gott allein eingegebenen Muth eigen, ſo viele Schmähungen, ſo viele Qualen und die Schande um der göttlichen Wahrheit willen zu dulden, alle dieſe Leiden mit ruhigem und heiterem Antlitz aufzunehmen, durch eine ſo große Frömmigkeit im Angeſicht der Tyrannen zu glänzen, und auf ſolche

Weiſe ein vorwurfsloſes Leben mit dem bitterſten Tod zu beſchließen *)."

Dieſe Haupturkunde iſt ein ſchönes Zeugniß, das dem großen Mann von denen ausgeſtellt iſt, welche Zeugen ſeiner Jugend, ſeiner Arbeiten, ſeiner Kämpfe, ſeiner unveränderlichen Hingebung an die Intereſſen der Wahrheit geweſen waren. Die böhmiſchen Barone hielten ihm keine weniger glänzende Lobrede, aber in einem noch kräftigeren Tone.

„Da nach dem Naturrecht Niemand dem Andern thun ſoll, was er nicht will, daß ihm gethan werde, und da geſchrieben ſteht: Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt; ſo wollen wir dieſes göttliche Gebot auf unſern theuerſten und ehrwürdigſten Meiſter Johannes Huß, Baccalaureus der Theologie, Prediger des heiligen Evangeliums anwenden, welchen Ihr vor Kurzem in der Kirchenverſammlung zu Konſtanz (wir wiſſen nicht, von welchem Geiſte beſeelt), zur Schande unſeres chriſtlichen Königreichs Böhmen und der erlauchten Markgrafſchaft Mähren, als einen hartnäckigen Ketzer zu einem grauſamen und ſchmählichen Tode verurtheilt habt, ohne ihn irgend eines Irrthums überwieſen zu haben, einzig und allein auf die falſche Anklage ſeiner Feinde und einiger Verräther."

Die Proteſtation ſchloß mit folgenden Worten:

„Wir erklären überdies, daß wir trotz aller menſchlichen Verordnungen, die demüthigen, ergebenen und getreuen Prediger unterſtützen werden, welche das Wort unſeres Herrn Jeſu Chriſti verkündigen; wir werden ſie ohne Furcht und bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen und beſchützen **)."

Dieſer Brief verurſachte in der Kirchenverſammlung die

---

*) Testimonium Universitatis Pragensis, in J. Huss, monum. Tom. I. p. 104.

**) Datum in pleno concilio magnatum, baronum, procerum et nobilium regni Bohemiæ et marchionatus Moraviæ. (S. J. Huss, hist. et monum. I. 99.)

lebhafteſte Bewegung. Die Väter wußten nicht, wie ſie ſich in Beziehung auf Hieronymus von Prag benehmen ſollten. Wenn ſie nur ihren Haß gehört hätten, würden ſie ihn ohne Zögern dem Henker überliefert haben; aber ſie fürchteten die Folgen dieſes neuen Mordes für die Herrſchaft der Kirche in Böhmen. Man beſchloß daher, Alles aufzubieten, um ihn zur Abſchwörung zu vermögen.

VI.

Καὶ αὐτὴ ἐστω ἡ νίκη ἡ νικήσασα τὸν κόσμον, ἡ πίστη ἡμῶν (Joh.)

Seit ſechs Monaten war Hieronymus in einem verpeſteten Gefängniße Leiden jeglicher Art Preis gegeben. Eine unheilbare Wunde verzehrte ſchon ſeine Füße. Man glaubte von einem Mann Alles erhalten zu können, der durch der Folter und ſo mannigfache und langwierige Todesangſt niedergebeugt war. Er wurde demnach unter der Strafe des Feuers aufgefordert, abzuſchwören, und die Verurtheilung Huſſens für gerecht zu erklären. Hieronymus vermochte nicht zu widerſtehen. Aber ſein Widerruf ſchien ſehr unvollſtändig; man verlangte einen neuen, welchen er in der neunzehnten allgemeinen Sitzung verlas. Der Haß ſeiner Feinde mußte befriedigt ſein; aber der Grimm der Prieſter iſt blutgierig. Umſonſt forderten die Kardinäle von Cambrai, von Aquileja und von Florenz die Kirchenverſammlung zur Mäßigung auf. Da man es nicht mehr für möglich hielt, einen Aufſtand in Böhmen zu verhindern, ſchonte man Nichts mehr, und der Doctor Naſon fürchtete ſich nicht, den Kardinälen zu ſagen: „Wir müſſen uns billig darüber wundern, meine ehrwürdigen Väter, daß Ihr Euch für dieſen verpeſteten Ketzer verwendet, von dem wir in Böh-

men so viel Böses erfahren haben. — Solltet Ihr durch Geschenke des Königs von Böhmen oder der Ketzer gewonnen worden sein? Sollten sie die Freiheit dieses Menschen von Euch erkauft haben?"

Neue Kommissarien wurden mit der Angelegenheit des Hieronymus beauftragt. Die Entrüstung, welche ihm die Unredlichkeit der Kirchenversammlung einflößte, belebte seinen Muth wieder. Er bat um ein öffentliches Verhör, welches man ihm bewilligte. Nachdem er die Anklageakte ruhig angehört hatte, verlangte er, sich frei aussprechen zu dürfen.

„Beschränket euch darauf zu antworten," rief man ihm zu, „und antwortet auf der Stelle!"

„Gütiger Gott," sagte Hieronymus, „welche Ungerechtigkeit, welche Grausamkeit! Ihr habt mich dreihundert und vierzig Tage in einem gräßlichen Gefängniß, im Schmutz, im Gestank, in dem äußersten Mangel an allen Dingen eingesperrt gehalten; ihr leiht Euer Ohr meinen Todfeinden und Ihr weigert Euch, mich anzuhören. Kann man sich wundern, daß sie Euch überredet haben, ich sei der hartnäckigste Ketzer, der jemals auf der Welt gewesen, ich sei der Feind des Glaubens, der Verfolger der Priester? Ich habe mit den demüthigsten Bitten keinen einzigen Augenblick erhalten können, um mich zu rechtfertigen, und bevor Ihr noch untersucht habt, wer ich bin, habt Ihr mich als einen Gottlosen behandelt. Und doch seid Ihr Menschen und keine Götter, Ihr könnt Euch betrügen und betrogen werden. Wenn Ihr in der That weise Menschen und das Licht der Welt seid, so hütet Euch, gegen die Gerechtigkeit zu sündigen. Was mich betrifft, so bin ich nur ein schwacher Sterblicher; mein Leben ist von wenig Bedeutung, und wenn ich Euch ermahne, kein ungerechtes Urtheil zu fällen, so spreche ich weniger für mich als für Euch."

Diese Rede brachte eine große Bewegung hervor. Doch bewilligte man dem Hieronymus, sich über jeden Artikel zu erklären, und die Sitzungen des 23. und 26. Mai wurden

dieſer Unterſuchung gewidmet. Hieronymus erregte in dieſer ſchwierigen Beſprechung die allgemeine Bewunderung durch die Kraft ſeines Geiſtes und ſeiner unerſchütterlichen Ruhe. „Es iſt unglaublich," ſagt der berühmte Poggio von Florenz, welcher Augenzeuge der Verhandlung war, „wie viel Gründe und Zeugniſſe er zur Unterſtützung ſeiner Meinungen vorbrachte." Ungeachtet der Leiden, die ihn erdrückten, beſchämte er bald ſeine Richter durch die Kraft ſeiner Worte, und bald entlockte er ihnen ein Lächeln.

In der Sitzung vom 26. Mai, in der man ſich mit der Angelegenheit in ihrer Geſammtheit beſchäftigte, führte er kühn „alle vortrefflichen Männer an, welche von falſchen Zeugen unterdrückt und von laſterhaften Richtern verurtheilt worden waren," Sokrates, Plato, Anaxagoras, Zeno, die Heiligen des Alten Teſtaments und den Erlöſer ſelbſt. „Es iſt abſcheulich," ſagte er, „wenn ein Prieſter von einem Prieſter verurtheilt wird; aber die höchſte Ungerechtigkeit iſt es, wenn es durch ein Gericht von Prieſtern geſchieht; und doch iſt dieſes geſehen worden, und doch iſt es geſchehen." Er ſprach hierauf von dem geringen Werth der gegen ihn dargebrachten Zeugniſſe; er zeigte ſo klar, daß ſie vom Haß eingegeben worden ſeien, daß er die Verſammlung beinahe überzeugt hätte. Er ſetzte die Freiheit der erſten Zeiten des Chriſtenthums der Sklaverei, welche damals auf den Geiſtern laſtete, ſiegreich entgegen. „In der alten Kirche," ſagte er, „waren die gelehrteſten und die heiligſten Doctoren in ihrer Meinung über das Dogma getheilt, und dieſer Zwieſpalt hatte nicht den Verfall des Glaubens zur Folge, ſondern ſeine Fortſchritte."

Man glaubte, daß er um Gnade bitten oder widerrufen, und Huſſens Lehre aufgeben würde. Es geſchah weder das Eine noch das Andere. Er ſprach von ſeinem frommen Lehrer mit einer heiligen Begeiſterung. „Ich habe ihn ſeit ſeiner Kindheit gekannt," ſagte er, „und ich habe nie etwas Böſes an ihm geſehen. Es war ein vortrefflicher Menſch, ein Ge-

rechter, ein Heiliger; er wurde trotz seiner Unschuld verurtheilt, er stieg aus der Flamme zum Himmel empor wie Elias, und von dort wird er seine Richter vor das schreckliche Gericht Christi rufen. Auch ich bin bereit zu sterben; ich werde nicht vor dem Tode zurückweichen, den mir meine Feinde und betrügerische Zeugen bereiten, welche einst von ihren Betrügereien vor dem großen Gott werden Rechenschaft geben müssen, den Nichts betrügen kann." Die Rührung war allgemein. Viele Mitglieder der Kirchenversammlung konnten sich nicht entschließen, einen so großen Mann dem Scheiterhaufen zu überliefern; er aber schien müde, den Sieg der Feigheit und der Heuchelei zu betrachten, und er verbarg vor seinen Richtern keine von den Wahrheiten, die am geeignetsten waren, seine Verurtheilung herbeizuführen.

„Von allen Sünden, die ich seit meiner Jugend begangen habe," sagte er, „drückt mich keine mehr und verursacht mir mehr brennende Gewissensbisse, als die ich an diesem unseligen Ort begangen habe, als ich das ungerechte gegen Wiklef und den heiligen Märtyrer Huß, meinen Meister und Freund, gefällte Urtheil gebilligt habe. Ja, ich bekenne mit Herz und Mund, ich sage es mit Abscheu, ich habe aus Furcht vor dem Tod schmählich gesündigt, indem ich ihre Lehre verdammte*). Ich flehe deshalb den allmächtigen Gott an, ich beschwöre ihn, daß er mir meine Sünden vergebe, und diese, die schwerste von allen; jenem Versprechen gemäß, das er uns gegeben hat: Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern ich will, daß er sich bekehre und lebe. — Ihr habt Wiklef und Huß verurtheilt, nicht weil sie die Lehre der Kirche erschüttert haben, sondern allein weil sie die durch die Geistlichkeit gegebenen Aergernisse gebrandmarkt haben, die Pracht, den Hochmuth und alle

*) Indem Hieronymus die Lehre Wiklefs billigte, machte er einen Vorbehalt in Bezug auf das Abendmahl. Er glaubte an die wirkliche Gegenwart.

die Laſter der Prälaten und der Prieſter. Die Dinge, die ſie geſagt haben, und die nicht haben widerlegt werden können, ich denke ſie und ſage ſie, wie jene."

Voll Unwillen rief die Verſammlung, daß Hieronymus ſich ſelbſt verurtheile. Dieſer Zorn ſchien ihn weder zu überraſchen, noch zu beunruhigen.

„Ach was!" ſagte er, „glaubt Ihr denn, daß ich den Tod fürchte? Ihr habt mich ein ganzes Jahr in Ketten, in einem gräßlichen Gefängniße gehalten, welches ſchrecklicher iſt als der Tod ſelbſt. Ihr habt mich ſtrenger behandelt als einen Türken, einen Juden oder Heiden, und mein eigenes Fleiſch iſt an meinen Knochen verfault. Und doch beklage ich mich nicht, denn die Klage ſteht einem muthigen Manne übel an; aber ich wundere mich über eine ſo große Barbarei gegen einen Chriſten."

Drohendes Geſchrei erhob ſich auf allen Seiten in der Verſammlung. Hieronymus wartete, bis die Ruhe wieder hergeſtellt war, und er fuhr mit einer ſo ſtolzen Feſtigkeit fort, daß man hätte glauben können, es handle ſich nicht um ihn. Poggio berichtet, daß ſeine Stimme rührend, klar, tönend, ſeine Bewegungen voll Beredtſamkeit und Würde waren. Von erbitterten Gegnern umgeben, antwortete er allen mit einem ſeltenen Glück, und obgleich bleich und von den Leiden und der Anſtrengung erſchöpft, beherrſchte er beſtändig das wüthende Geſchrei jener Verſammlung von rachſüchtigen Prieſtern.

Als er endlich aufgehört hatte zu ſprechen, brachte man ihn wieder in ſein Gefängniß *).

Er blieb nicht allein. Die Biſchöfe und die Kardinäle eilten in Menge in ſein Gefängniß. Er hatte ihnen durch ſeine Beredtſamkeit ſo viel Bewunderung und durch ſeine Feſtigkeit ſo viel Ehrfurcht eingeflößt, daß ihn alle beſchworen, ſich durch

*) Von der Hardt, I, 183.

die Abſchwörung ſeiner Lehre einem ſchrecklichen Tode zu entziehen.

„Ich will ſie abſchwören," ſagte er, „wenn Ihr mir aus der heiligen Schrift beweiſt, daß ſie falſch iſt."

„Seid Ihr denn in ſo hohem Grad Euer eigener Feind?" ſagten die Prälaten.

„Und wie!" antwortete er, „glaubt Ihr, daß ich das Leben ſo ſehr liebe, um mich zu fürchten, es für die Wahrheit oder für den zu geben, der das ſeinige für mich gegeben hat? Seid Ihr nicht Kardinäle? Seid Ihr nicht Biſchöfe? Wißt Ihr denn nicht, daß Chriſtus geſagt hat: Wer ſich um meinetwillen nicht ſelbſt aufgibt, der iſt meiner nicht werth?"

Der Kardinal von Florenz kam ebenfalls zu Hieronymus. Er ſagte ihm, daß ſeine ausgezeichneten Talente der Kirchenverſammlung die größte Theilnahme einflößten, und er verſprach ihm „große Ehrenbezeugungen und jegliche Art von Gunſt," wenn er ſich „wie St. Petrus und St. Paulus" bekehren wolle.

Hieronymus antwortete, daß er geneigt ſei, ſich belehren zu laſſen, nicht aber durch menſchliche Gründe, ſondern „durch die heilige Schrift, welche unſere Leuchte iſt."

„Und wie!" rief der Kardinal aus, „ſoll man Alles nach der heiligen Schrift beurtheilen? und wer kann ſie begreifen? Muß man nicht auf die Väter zurückgehen, um ſie zu erklären?"

„Was höre ich?" antwortete Hieronymus; „ſollte das Wort Gottes für lügneriſch erklärt werden? Soll es nicht mehr gehört werden? Sind die Ueberlieferungen der Menſchen glaubwürdiger, als das heilige Wort des Herrn? Paulus hat die Prieſter nicht ermahnt, auf die Greiſe zu hören, ſondern er hat geſagt: Die heilige Schrift wird Euch belehren. Heilige Schrift, die du vom heiligen Geiſt eingegeben biſt, ſchon achten dich die Menſchen weniger, als was ſie ſelbſt alle Tage ſchmieden! Ich habe genug gelebt; großer Gott, nimm mein Leben, du, der du mir es wieder geben kannſt!"

„Ketzer!" ſagte der Kardinal, indem er einen zornigen Blick

auf ihn warf, „ich bereue, ſo lang für dich geſprochen zu haben: Der Teufel iſt in deinem Herzen*)!“

Hieronymus erſchien von Neuem vor der Kirchenverſammlung in der 21. allgemeinen Sitzung. Der Biſchof von Riga forderte ihn von Neuem auf zu widerrufen; Hieronymus betheuerte ſeine Rechtgläubigkeit; „aber, — fügte er hinzu, — ich weigere mich, die Verurtheilung jener gerechten und heiligen Männer anzuerkennen, welche Ihr ungerechter Weiſe verurtheilt habt, weil ſie euer ärgerliches Leben zur öffentlichen Kunde gebracht haben, und deshalb werde ich ſterben.“

Der Biſchof von Lodi hielt hierauf eine Rede, welche wir bedauern wegen ihres Umfangs nicht mittheilen zu können**). Sie iſt ein Meiſterſtück phariſäiſcher Heuchelei. Emil von Bonnechoſe, deſſen hiſtoriſche Arbeiten ſich durch ein eben ſo tiefes Wiſſen als durch eine bewundernswürdige Unparteilichkeit auszeichnen, hat mit Recht geſagt, „es hätten die verfolgungsſüchtigen Prieſter in allen Religionen immer behauptet, daß ſie diejenigen, welche ſie mit den größten Qualen überhäuften, mit Milde behandelten und ſie mit den Martern verſchonten, die ſie ihnen nicht zufügten.“ Es drängt ſich aber noch eine andere Bemerkung auf, wenn man den offiziellen Redner der Konſtanzer Kirchenverſammlung hört. Es fällt ſeine Verachtung gegen die arbeitenden Klaſſen der bürgerlichen Geſellſchaft auf, eine Verachtung, welche den Unwillen der Prälaten keineswegs erregte.

„Welche Frechheit,“ ſagte er, „welch unverſchämte Vermeſſenheit zeigen dieſe Menſchen von gemeinem Urſprung, von niedriger Herkunft, dieſe verächtlichen Plebejer, daß ſie das edle Königreich Böhmen in Aufregung zu bringen wagen. — Wie viel Unglück hat der Hochmuth dieſer beiden Bauern

*) Te a diabolo agitari video (Theobaldus, Bellum Hussit, ep. XXIV, p. 60.

**) Von der Hardt, III, 155.

verursacht!“ Sollte man nicht glauben, einen Celsus oder Hierokles von den galiläischen Fischern sprechen zu hören? Die Aristokraten werden dem Volke ewig grollen, daß es im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung die „gute Botschaft“ zuerst verstanden und sie bis zur Vergießung seines edelsten Blutes geliebt hat.“

Nach der Rede des Bischofs ergriff Hieronymus das Wort zum letztenmale. Nachdem er von Neuem seine Anhänglichkeit an den katholischen Glauben betheuert und die Schwäche verflucht, die ihn bewogen hatte, Wiklef und Huß zu verdammen, wendete er sich an seine bischöflichen Henker:

„Was Euch betrifft, so verlangt Ihr meinen Tod, weil ich die gerechten Männer verehre, die den Hochmuth und die Habsucht der Priester gebrandmarkt haben, und doch, ist dies ein hinlänglicher Grund, um mich dem Tod zu überliefern? Ihr habt meinen Tod beschlossen, bevor Ihr irgend etwas Böses an mir gefunden habt. Nur vorwärts! aber glaubt mir, ich werde sterbend einen Stachel in Euren Herzen und einen nagenden Wurm in Eurem Gewissen hinterlassen; ich appellire an den heiligen Richterstuhl Jesu Christi, und in hundert Jahren sollt Ihr darauf antworten*)!“

Der römische Patriarch von Konstantinopel verlas hierauf das Urtheil, und Hieronymus wurde sogleich der weltlichen Gewalt überliefert und zum Tod geführt. Er ging mit gen Himmel gerichteten Augen und leuchtender Stirne zum Richtplatz, indem er Gebete hersagte oder sang. Als er bei dem Scheiterhaufen angekommen war, fiel er vor Hussens Bild, welches auf dem Pfahl ausgeschnitten war, auf die Knie nieder, und auf dem durch den Tod seines heldenmüthigen Lehrers geheiligten Boden niedergeworfen, betete er zu Gott, der den

*) Theobaldus, Bellum Hussit. 63 — Acta et monum. J. Huss et Hieronymi Prag., cap. II, 353.

Märtyrern Kraft verleiht. Während man ihn an den Pfahl band, ſang er den Lobgeſang: »**Salve festa dies, toto venerabilis ævo**«; hiernach ſprach er das Glaubensbekenntniß.

Er ſagte hierauf dem Volke, daß er ſterbe, weil er die Unſchuld ſeines Lehrers Huß bezeugt habe, und als er einen armen Landmann erblickte, der eine Reiswelle herbeibrachte, lächelte er traurig: O heilige Einfalt! (**o sancta simplicitas**); tauſendmal ſchuldiger iſt der, der dich mißbraucht!" Da der Scharfrichter das Feuer hinter ihm anzündete, bemerkte er es. „Komm nur hieher," ſagte er, und zünde das Feuer vor mir an; wenn ich es gefürchtet hätte, wäre ich nicht hier." Als der Scheiterhaufen angezündet war, ſagte er mit lauter Stimme: „Herr, ich befehle meinen Geiſt in deine Hände." In dem Augenblicke, als die Flamme ihn erreichte, rief er aus: „Herr, allmächtiger Vater, erbarme dich meiner und vergib mir meine Sünden; denn du weißt, daß ich deine Wahrheit immer geliebt habe."

Man verbrannte hierauf ſein Bett, ſeine Mütze, ſeine Schuhe, und ſeine Aſche wurde in den Rhein geworfen. Aber die römiſche Kirche wird dieſe blutige Seite niemals in ihrer entehrten Geſchichte auslöſchen können. In Johannes Huß und Hieronymus von Prag waren die Tugend und die Wiſſenſchaft vor ihrem Richterſtuhl erſchienen, um ihr feierliche Mahnungen zu ertheilen. Der Selbſtſucht hingegeben, verweigerte ſie, dieſe göttlichen Boten anzuhören. Sie wollten ſie retten, ſie hatten für ſie immer tiefe und aufrichtige Liebe empfunden. Wenn ſie ſich durch die Macht des Evangeliums wiedergeboren, wenn ſie auf den Deſpotismus, den ſie ausübte, Verzicht geleiſtet, wenn ſie die abergläubiſchen Meinungen, welche das religiöſe Gefühl erſtickten, verdammt hätte, würde ſie der chriſtlichen Geſellſchaft blutige Spaltungen erſpart haben. Die Geiſtlichkeit zog ihren Vortheil den heiligſten Intereſſen der Seelen vor; ſie verweigerte die Reform, und ſo wurde die Revolution unvermeidlich.

Nun kam die Reihe an die Gerechtigkeit Gottes. Lefèvre, Zwingli, Luther, Calvin ſollten bald erſcheinen*).

VII.

Ex oriente lux.

Die großen Begebenheiten, die wir erzählt haben, zeigen deutlich genug, daß Luther nicht, wie man es ſo oft wiederholt hat, der wirkliche Gründer der reformirten Kirchen geweſen iſt. Selbſt im 16. Jahrhundert hatte Lefevre von Etappes in der Sorbonne den Kampf gegen Rom angehoben, und Zwingli war in Zürich ſeinem Beiſpiel gefolgt, ehe Luther ſeine berühmten Sätze anſchlug**). Aber wir ſehen ſchon im 15. Jahrhundert

*) Die Geſchichte der Konſtanzer Kirchenverſammlung iſt von einer großen Anzahl Schriftſteller geſchrieben worden. Unter den Katholiken iſt des Cochläus lateiniſch geſchriebene Geſchichte des Huſſitenkriegs anzuführen; unter den Lutheranern das lateiniſche Werk des Theobaldus über den nämlichen Gegenſtand; unter den Calviniſten J. Lenfant's Geſchichte des Konſtanzer Conciliums (franzöſiſch). — In der neuern Zeit hat A. Boß dieſen reichen Gegenſtand in ſeiner intereſſanten „Alten und neuen Geſchichte der Böhmiſchen und Mähriſchen Brüder" (franzöſiſch) von Neuem behandelt. — Aber kein Werk kann mit der unparteiiſchen und gelehrten Schrift Emils von Bonnechoſe, „die Reformatoren vor der Reformation" (franzöſiſch) verglichen werden, in welcher ſich der Verfaſſer durch den Schwung ſeines Geiſtes über alle Sekten erhebt. — „Huſſens Briefe", welche von Luther lateiniſch herausgegeben und von Bonnechoſe ins Franzöſiſche überſetzt worden ſind, bieten dem Geſchichtſchreiber und dem Denker ebenfalls eine reiche Fundgrube. Dieſe bewundernswürdigen Briefe bilden einen herrlichen Abſchnitt in der „Geſchichte der Märtyrer."

**) Dieſe wichtigen Thatſachen werden in dem gelehrten Werk von Merle d'Aubigné, Histoire de la réformation außer Zweifel geſetzt. Es iſt das vollſtändigſte Werk, welches man über dieſe Zeit beſitzt.

die ganze böhmiſche Kirche ſich von Rom trennen und den Kampf gegen das Papſtthum beginnen, welchen noch heute der Geiſt der neuen Zeit gegen daſſelbe führt. Wurde aber dieſe berühmte Empörung einzig und allein durch den Einfluß Huſſens und Hieronymus von Prag unter den Böhmen hervorgerufen, oder muß man ſie als das Ergebniß eines uralten Widerſtandes der Nation gegen die römiſche Tyrannei anſehen? Wenn man die Thatſachen aufmerkſam betrachtet, ſo bemerkt man bald, daß dieſe letztere Vermuthung die einzig wahrſcheinliche iſt, und daß es die mächtigen Ueberlieferungen der orientaliſchen Kirche ſind, welche in Böhmen den Widerwillen gegen die römiſchen Satzungen nährten, und auf dieſe Weiſe die Reformation vorbereiteten. Im Allgemeinen kennt man im Abendlande die Geſchichte unſerer Kirche ſehr ſchlecht; man verkennt den Einfluß allzuſehr, welche ihre ſtets von dem Papſtthum unabhängige Lage ihr auf die chriſtliche Welt auszuüben erlaubte. Doch genügt es, das Beiſpiel von Böhmen anzuführen, um die ganze Tragweite dieſes Einflußes zu zeigen. Dieſes Land iſt nicht wie gewiſſe Theile Deutſchlands durch Prediger, welche aus Rom kamen, zum Chriſtenthum bekehrt worden, ſondern durch die griechiſchen Mönche Cyrillus und Methodius, welche zwar die Gewalt des Papſtes anerkannten, aber doch die Liturgie der orientaliſchen Kirche mit ihrem unabhängigen Geiſt in Böhmen einführten. Cyrillus und Methodius, deren Ideen in Rom keineswegs gefielen, wurden vor den Richterſtuhl Nikolaus I. geladen. Dieſer Papſt war vor ihrer Ankunft geſtorben, und ſo mußten ſie ſich vor Adrian II. rechtfertigen, daß ſie den Gebrauch der Volksſprache in den Gottesdienſt eingeführt hatten. „St. Paulus," erwiederten ſie, „der Lehrer der Heiden, hat geſagt: Verhindert die Gabe der Sprachen nicht! Wenn es alſo iſt, warum ſollten denn unſere Slaven Gott nicht in ihrer eigenen Sprache loben?" — Adrian antwortete: „Obgleich der Apoſtel den Gebrauch aller Sprachen anempfohlen hat, ſo hat er damit nicht ſagen wollen, daß der

Gottesdienſt in der Sprache gehalten werden ſolle, von der du ſprichſt*)."

Johann VIII., Adrians Nachfolger, ſchrieb im Jahr 879 an Cyrillus: „Wir vernehmen, daß du die Meſſe in der barbariſchen d. h. ſlaviſchen Sprache hältſt; deßhalb verbieten wir dir durch Paulus, Biſchof von Ancona, die Meſſe in dieſer Sprache zu leſen**)."

So war die böhmiſche Kirche ſchon bei ihrem Urſprung in einen Kampf mit Rom verflochten. Aber der Papſt gab nach, als er ſah, daß die Bulgaren und die Mähren, welche durch die böhmiſchen Apoſtel bekehrt worden waren, die Oberherrſchaft des Patriarchen zu Konſtantinopel anerkannten. Als ſich das Glück den Anmaßungen des römiſchen Hofes günſtiger zeigte, wurden die Zugeſtändniße Johannes VIII. zurückgenommen, und der Adel verlangte vergeblich, daß der Gottesdienſt in der Volksſprache gefeiert werde. Gregor war über dieſe „eitle Vermeſſenheit" entrüſtet***).

Doch gelang es dem Papſtthum nicht, alle Spuren der orientaliſchen Ueberlieferungen unter dem Volke zu verwiſchen. Es blieb ſtets dem griechiſchen Ritus getreu†) und behielt die Bibel in ſlaviſcher Sprache. Die Ankunft der im Lauf des 12. Jahrhundert verfolgten Waldenſer vermehrte den Widerſtand gegen das Papſtthum††). Die Kelchfrage wurde ein neuer Klagegrund gegen Rom. Das böhmiſche Volk begriff nicht, warum die Laien das Abendmahl nicht auf die Weiſe empfangen ſollten, wie man es ihnen in der orientaliſchen Kirche reichte

*) Hardouin, Acta concilios. Lib. VI. c. I, p. 61.

**) Hardouin, a. a. O.

***) Hardouin, a. a. O.

†) Der Romanismus machte nur unter den höhern Ständen Fortſchritte.

††) Boss, Histoire de l'église des frères de Bohème, t. I. glaubt ſogar, daß Waldo ſeine Tage in Böhmen beſchloß.

und warum man ſogar bei der Austheilung der Sakramente beleidigende Unterſchiede einführte, welche dem Alterthum unbekannt waren. Die Politik Kaiſers Karl IV., der zugleich König von Böhmen war, arbeitete im 14. Jahrhundert vergeblich dahin, jeden Widerſtand gegen den römiſchen Despotismus zu brechen. Drei unerſchrockene Männer, welche von dem edlen unabhängigen Geiſt der orientaliſchen Kirche beſeelt waren, kämpften kräftig gegen dieſe unheilvollen Beſtrebungen. Die Nachwelt wird Konrad Scykna, Johann Milicz und Matthias von Jannaw dankbar als Huſſens Vorläufer nennen. Die zwei letzten wurden durch den Einfluß Gregors XI. verbannt*). Die Herrſchaft ſchien nunmehr befeſtigt zu ſein; das Lateiniſche erhielt überall die Oberhand, und das Abendmahl wurde nur in den Häuſern oder in der Einſamkeit der Wälder unter den beiden Geſtalten gereicht. Aber der Triumph der Römer dauerte nicht lang. Die Reaktion, welche ſich nach dem Tode Karls IV. gegen ſie erhob und welche zu den Predigten des trefflichen Huß führte, belebte alle Ueberlieferungen der orientaliſchen Kirche in Böhmen wieder. Die Schriften Wikleſs, welche in London verbreitet wurden, trugen das ihrige bei, die römiſchen Glaubensanſichten um ihr Anſehen zu bringen. Obgleich die orientaliſchen Ideen auf dieſen Reformator keinen ſo direkten Einfluß ausgeübt haben, als auf Huß, ſo iſt es doch leicht, zu beweiſen, daß er dieſen Ideen nicht fremd geblieben iſt, welche im Boden Großbrittanniens tiefe Wurzeln geſchlagen hatten.

Das Chriſtenthum wurde den Britten, jenen erſten Bewohnern Englands, durch Reiſende verkündet, welche aus Kleinaſien, Griechenland, Alexandrien oder aus den griechiſchen Kolonien in Gallien gekommen waren. Deshalb blieb auch die Kirche dieſes Landes lange Zeit von Rom unabhängig. In Jona,

*) Man ſehe die Lebensbeſchreibung dieſer drei Männer in A. Boss, Hist. des frères de l'église de Bohème, t. I.

dieſer berühmten heiligen Stätte, erkannte man das Primat des Papſtes nicht an*); man feierte das Oſterfeſt an einem andern Tage als in Italien**), und man ließ im heiligen Abendmahl den Kelch nicht weg***). Es gelang endlich dem Papſtthum durch unabläßige Ränke und nie ermüdende Thätigkeit, dieſe Länder zu unterjochen†); aber die alten Ueberlieferungen aus dem Morgenland erhielten ſich beſtändig in einigen für die chriſtliche Freiheit geſchaffenen Seelen††).

Im 14. Jahrhundert unternahm Wikleſ für ſein Vaterland, was Huß im folgenden in Böhmen verſuchen ſollte, d. h. er erinnerte ſeine Landsleute an den Geiſt der Unabhängigkeit, den ihnen das Morgenland überliefert hatte.

Man darf ſich alſo nicht verwundern, wenn das Erwachen der Kirchen Englands und Böhmens ſchneller war, als das der andern abendländiſchen Kirchen. Ihr griechiſcher Urſprung erklärt dieſe Thatſache auf die befriedigendſte Weiſe. So iſt es vollſtändig bewieſen, daß jene große reformatoriſche Bewegung, welche in Groß-Brittannien im 14., in Böhmen im 15. Jahrhundert entſteht, ſich im 16. in der Pariſer Sorbonne, in Zürich und in Wittenberg entwickelt, ſich an den Einfluß, den die Miſſionäre unſerer Kirche ausübten, und an die Bewahrung ihrer edlen und freiſinnigen Ueberlieferungen knüpft.

Welch Glück wäre es geweſen, wenn die Reformatoren des Abendlandes unſere älteſten Lehrer zu Führern genommen und nicht, wie Wikleſ und Calvin, oft die fataliſtiſchen Meinungen Auguſtins, Proſpers und Gerſons der ſo troſtvollen und verſtändigen Theologie der heiligen Väter von Jeruſalem, von

---

*) Buchanan, V., 36.

**) Beda, IV., 4.

***) Merle d'Aubigné, Hist. de la réformation V.

†) S. Augustin Thierry, Conquête de l'Angleterre.

††) Man findet die gründlich dargelegten Beweiſe bei Merle d'Aubigné a. a. O.

Alexandria und Jeruſalem, den Lehren jener hohen Kirchen vorgezogen hätten, welche von dem lebendigen Licht des entſtehenden Chriſtenthums erleuchtet werden! Ihr Werk wäre weit weniger mit frembartigen Elementen vermiſcht worden, es hätte nicht ſo viele Hinderniſſe gefunden, und die Hälfte von Europa wäre vielleicht nicht unter dem Joch des Papſtthums geblieben.

Ich ſteige die Stufen des Saals herab, in welchem ich ſo ſchreckliche Erinnerungen gefunden hatte. Der Greis bleibt unbeweglich hinter mir, wie eine Erſcheinung aus den verfloſſenen Jahrhunderten. — Draußen braust der Wind. Dichte Wolken umhüllen den Himmel und den unbefleckten Gipfel der Gebirge. Man glaubt, in den mit Getöſe ſich entrollenden Wogen den Kampf der ſtarkarmigen Rieſen zu hören. Die Farben verſchmelzen ſich zu einer traurigen Einförmigkeit. Der entfeſſelte Sturm zerknickt die Bäume und entführt die Weingelände. Trümmer jeglicher Art werden von einer Woge zur andern, von einem Ufer zum andern fortgerollt. Groß geflügelte Vögel ſtürzen ſich vom hohen Himmel herab, fahren über die Welle hin und verſchwinden in der Ferne.

Welch tiefen Eindruck machen dieſe Stimmen der Natur, welche ſich wie ein Todesſchrei über den ſtummen Wohnungen erheben, in denen ſich die Menſchen verbergen! Es ſcheint, als ob Alles in dem Schooß des Nichts verſinken wollte. Die Stille der Stadt macht einen auffallenden Gegenſatz zu dem Sturm, der die Oberfläche des Sees aufregt, und bis zur Mitternacht dauert das Geräuſch der Wellen, das Seufzen des Nordwinds; die langſamen Töne der Uhr vermiſchen ſich und antworten einander. Dieſe ſeltſamen Töne verwirren meinen Geiſt. Sind in dieſen gigantiſchen Felſen, in den aufgewühlten Gewäſſern, in dieſem mit melancholiſchem Getöſe angefüllten Raum nicht vielleicht geheimnißvolle Kräfte verborgen, welche vollkommener ſind als unſer gebrechliches Daſein?

Brauſet ungeſtüme Winde! Es breche ſich die Woge unaufhörlich an dem unbeweglichen Felſen! Iſt denn dieſe Erde nicht

ein großer Kampfplatz, auf welchem ſich die Menſchen und die Elemente beſtändig bekriegen? behalte die Natur ihre Stürme und die menſchliche Seele alle ihre Qualen! — So ſehnt ſich die Seele nach jenen aufregenden Scenen, wie das Herz ſich an Leiden erfreut. Hymnen des Sturms, ich liebe eure unheimliche Stimme und eure wilden Töne!

VIII.

O eile nicht ſo
Zum grünlichen See!
Jüngling, du biſt ſtark wie ein Gott!
Frei wie ein Gott!

Fr. Leop. Graf von Stolberg.

Die rauchende Maſchine des Dampfſchiffes pfiff im Hafen und kündigte uns die Abreiſe an. Der Nachmittag war ruhig. Leichte ſchwimmende Wolken verſchleierten kaum den glänzenden Himmel, das klare Gewäſſer murmelte ſanft am Strand und verbreitete jenen Duft, welcher ihm entſteigt, wenn die Sonnenhitze es mit warmem Dunſt bedeckt, ſo wie ſich nach einem heißen Vormittag wohlthätiger Wohlgeruch auf der Wieſe entwickelt. Einen Augenblick lang von der maſſiven Bruſt des Schiffes aufgewühlt, legten ſich die Wellen hinter uns wieder. Ein langer weißer Strich war weithin ſichtbar — es war die flüchtige Spur unſeres Durchgangs. Konſtanz erglänzte in goldenen Farben. Die Gärten des Ufers verbreiteten ihren balſamiſchen Duft. Hier neigten ſich die Bluteſche und die Steinweide mit ihren glänzenden Blättern über Fliederhecken mit ihren blühenden Trauben; dort miſchten ſich Guirlanden von Schmarotzerpflanzen mit wilden Brombeerſträuchen. Ich warf einen letzten Blick auf dieſen See, welcher von ſeinen Bewunderern das „Schwäbiſche Meer“ genannt wird. Dieſer Name ſchien mir nicht übertrieben, denn ich ſah die Ufer dieſes Sees nicht mehr, welcher fünf verſchiedene Län-

der beſpült. Bald entſchwanden der Ober-See und die Gärten von Konſtanz meinen Blicken. Der ſchwarze Rauchfang war unter lautem Pfeifen niedergelaſſen worden, und wir befanden uns unter einer Brücke, deren alte Bretter wir krachen hörten.

Als wir durch dieſe Brücke gefahren waren, wurden wir vom reißenden Strom in den Unterſee geriſſen. Bald drängt ſich der Rhein zwiſchen die Hügel durch, bald erweitert er ſich. Niemals hat ein freundlicheres Bild, niemals ein lebendigeres Gemälde die Phantaſie mehr entzückt. Die ſteilen Halden, welche ſich in den Strom ſenken, ſind mit einem feuchten und leuchtenden Grün bedeckt. Ihre Gipfel ſind wie ein hängender Garten mit Holz bewachſen, oder ſchweben wie eine italieniſche Terraſſe. Dörfer und Landhäuſer erſcheinen überall im Hintergrunde der Thäler oder auf den wilden Abhängen. Unten rollt wie in einem tiefen Abgrund der Fluß toſend hin, und erſcheint noch blauer als das klare Blau des Himmels.

Zwei düſtre gothiſche Thürme erheben ſich im Ueberlingerſee mitten auf einer Inſel, welche ſich ſanft anſteigend erhebt. Das Schloß iſt ein altes Gebäude mit alten Ueberlieferungen. Auf ſeinen Mauern glänzt ein breites Kreuz; es iſt eines von jenen Kreuzen, mit welchen ſich der deutſche Orden ſchmückte, wenn ſeine Glieder, ſtolze Eroberer, als irrende Ritter der Kirche auszogen, um das Wort Chriſti aufzudringen, wie man dem Sklaven Ketten auferlegt.

Welche ſeltſame Schöpfung waren doch die Ritterorden des Mittelalters! Giebt es etwas Unverträglicheres als das Leben des Mönchs und das Leben des Kriegers? Wie ſehr entfernt ſich dieſes Verhältniß von dem Ideal der erſten Chriſten, welche die Gewaltthaten ſo ſehr verabſcheuten! Man weiß, wie viel Mühe ſie ſich gaben, um ſich vom Kriegsdienſt zu befreien!

Der Einfall der Barbaren brachte einen ungeheuern Umſchwung in den Meinungen hervor. Man ſah alsbald Biſchöfe an der Spitze ihrer Vaſallen Krieg führen, und die Vorſteher der Klöſter lieber den Helm als die Kapuze, lieber den Panzer als

die wollene Kutte tragen. Sobald man zu einer ſolchen Ideenverwirrung gekommen war, hatten die Ritterorden nichts Anſtößiges mehr. Da die Geiſtlichen das Schwert tragen durften, war es nicht natürlich, daß ſie ſich deſſelben zur Vertheidigung des Glaubens bedienten? Aber man blieb nicht dabei ſtehen! Nachdem man angenommen hatte, daß die religiöſe Wahrheit durch fleiſchliche Waffen beſchützt werden müſſe, kam man bald auf den Gedanken, daß das Schwert auch zu ihrer Verbreitung dienen könne. Die Seelen durch Geduld, durch Sanftmuth, durch einen dem der Apoſtel ähnlichen Unterricht zu belehren, ſchien dieſen gewaltthätigen Menſchen, welche das Schwert ein Gottesurtheil nannten, ein zu verwickeltes Verfahren. Daher trat die Eroberung an die Stelle der Predigt. Die beſiegten Ungläubigen konnten zwiſchen dem Tod und dem weißen Kleid der im Glauben zu Unterrichtenden wählen. Karl der Große belehrte die Sachſen auf dieſe ſonderbare Weiſe.

Als Europa die Kreuzzüge unternahm, war der hauptſächlichſte Zweck allerdings, das Grab Chriſti zu befreien. Doch wollte man zugleich auch dem Kreuz durch das mächtige Schwert der Ritter den Sieg verſchaffen. Der chriſtliche Fanatismus brach ſich am Fanatismus der Mahomedaner. Die Ritterorden waren die Hauptwerkzeuge dieſes Kampfes. Der deutſche Orden, der, wie der Name beſagt, von den Deutſchen gegründet wurde, zeichnete ſich damals durch ſeinen Eifer aus, die Ungläubigen zu bekämpfen.

Am Ende der Kreuzzüge aus Aſien verjagt, ließen ſich dieſe Ritter in Europa nieder. Sie erwarben ungeheuere Beſitzungen in Deutſchland, Italien, Ungarn und Siebenbürgen. Kaiſer Friedrich II. ernannte ihren Großmeiſter zum Reichsfürſten. Im Jahr 1230 zogen ſie nach Preußen, um deſſen heidniſche Bewohner zu unterwerfen und zu bekehren. Ihre Macht erſtreckte ſich von Preußen über Eſthland, Liefland und Kurland, mit einem Worte beinahe über die ganze Küſte der Oſtſee. Aber wie die andern Ritterorden, verfielen die deutſchen Ritter in

ſolche Zügelloſigkeit, daß ſie einen Theil ihres Einfluſſes und ihres Anſehens verloren. Zwei Jahrhunderte ſpäter, im Jahr 1466, mußten ſie Oſtpreußen an Polen überlaſſen. Bald darauf nahm der Großmeiſter Albrecht von Brandenburg die Reformation an, heirathete und wurde der Stammvater des preußiſchen Königshauſes. Die Ritter, welche nicht zum Proteſtantismus übergingen, ernannten einen andern Großmeiſter. Der Sitz des Ordens war von nun an ob den prächtigen Schluchten von Marienthal.

Es verblieben den Rittern nur noch einige Beſitzungen in Deutſchland, Ungarn und Italien, als Napoleon den deutſchen Orden gänzlich aufhob. Aber der König von Preußen hat ihn im Jahr 1852 unter dem Namen des evangeliſchen Johanniter-Ordens wiederhergeſtellt. — Dennoch iſt Nichts weniger evangeliſch als eine Anſtalt, die zum urſprünglichen Zweck hatte, das Chriſtenthum mit dem Schwert zu verbreiten. — Unter jenen Sachſen, welche der Schrecken zum Katholicismus geführt hatte, ward ſpäter Luther geboren. In dem von den Deutſchen und den Schwertrittern unterworfenen Preußen ward jene preußiſche Monarchie gegründet, welche in Deutſchland das Haupthinderniß gegen die Anmaßung des Papſtthums wurde. Die von den Dragonern Ludwigs XIV. bekehrten Gegenden ſahen zuerſt im Beginn der franzöſiſchen Revolution die Ermordung der Prieſter. Paris, welches Zeuge von den Gräueln der Bartholomäusnacht und der Gewaltthätigkeit der Liga war, wurde drei Jahrhunderte ſpäter der Schauplatz der gräßlichen Septembertage, in welchen die Mitglieder der Geiſtlichkeit in Maſſe umkamen. „Gott," hat der heilige Auguſtinus geſagt, „iſt geduldig, weil er ewig iſt." Er läßt zuweilen der Gewaltthätigkeit und den heuchleriſchen Leidenſchaften der Menſchen ein freies Feld, aber die Zeit kommt, wo ſchreckliche Strafen diejenigen erwarten, welche unter dem Vorwand der Religion das Schwert oder den Dolch in die Hände der Jünger Chriſti legen. Man hat bei Gelegenheit einiger Mönche, welche am

Anfang der Regierung Iſabellas II. in den ſpaniſchen Aufſtänden umgekommen ſind, laute Klagen erhoben; warum vergißt man, daß die Mönchsorden in dem nämlichen Spanien das Blut von drei Millionen Menſchen vergoſſen haben?*) Die Schriftſteller der römiſchen Kirche haben mit Unwillen von der Grauſamkeit der Königin Eliſabeth gegen ihre Religionsgenoſſen geſprochen: möchten ſie doch an die vor ihr von der blutdürſtigen Maria angezündeten Scheiterhaufen denken!

Bald verloren wir die Inſel Meinau aus dem Geſicht, welche der Sitz einer Komthurei des deutſchen Ordens geweſen war. Die zwei Thürme erſchienen in der Ferne nur noch wie verlängerte Schatten auf dem weißen Hintergrund der Schneegebirge, welche von bläulichen Dünſten verſchleiert waren. Wir fuhren in einer bald freundlichen, bald wilden Landſchaft immer weiter, deren Glanz ſich vor unſern geblendeten Augen wie feenhafte Erſcheinungen entfaltete. Einige Ruinen eines Thurms oder eines Schloſſes, dem Forſt eines Adlers vergleichbar, ſchienen ſich in den unerreichbaren Höhen auf den ſchwarzen Granitſchichten kaum noch halten zu können.

Die bebüſchten Abhänge des andern Ufers glänzten in den mannichfaltigſten Färbungen vom blaſſen Gelb der Buchen bis zum Tannengrün. Das Vergißmeinnicht blühte am Rande der Bäche, und das Epheu ſtreckte ſeine glänzenden Blätter über die rauhen Felſen. Zuweilen ſchienen wir in einem Amphitheater von Bergen eingeſchloſſen zu ſein, und dann entrollte ſich der Fluß wie eine gigantiſche Schlange in dieſen Cyclopenmaſſen, und der leicht geröthete Horizont zeigte ſich in ſeiner ganzen Ausdehnung wieder.

Wie ſchön iſt doch dieſer Fluß, wie ſchön ſind dieſe Hügel, dieſe Felſen und dieſe Ruinen! Warum kann ich nicht wie der Vogel, der ſein Neſt in jenem alten Thurm gebaut hat, hier leben, den Himmel anſchauend, die Töne des brauſenden Fluſſes hörend!

---

*) Lecerf, Le Protestantisme.

IX.

„Horch, Becher klingen beim Mahle, die Büchse kracht im Wald.
Die Sensen klirren im Thale, des Aelplers Horn erschallt,
Dort läuten der Alpen Heerden fern Abendglockengetön!
Das ist das Lied der Freiheit! Klang je ein Lied so schön?

Anastasius Grün.

Freund, ich athme eine ungekannte Luft ein! Ich bin auf einem für mich neuen Boden. In unserm Jahrhundert muß sein Anblick wunderbar scheinen: denn ist es nicht eine Zeit des Zweifels und der Entmuthigung? Obgleich dieses Land das Vaterland des Fortschritts und der Freiheit ist, so ist es doch alt durch seine Ueberlieferungen, alt durch den Ursprung seines großherzigen Volkes, alt durch seine Verfassung, welche den Naturgesetzen der Schöpfung anzugehören scheint, wie die Urwälder und die Seen, die es bedecken. Ich habe viele Gegenden, unfruchtbare Ebenen und prachtvolle Städte durchzogen, um bis hieher zu kommen. — Wie der Schiffbrüchige, den der Sturm verfolgt, und der einen Hoffnungsstrahl erblickt, habe ich mich auf den ersten Hügel dieses Landes niedergesetzt — gebrochen, — aber das Herz voll Entzücken.

Wenn ich dir sagen könnte, wie viel Begeisterung und Harmonie in dem Hauch liegt, der von den Bergen kommt, du würdest dich wie ich auf diese großartigen Höhen schwingen wollen, um im Frieden des Herzens Gesänge der Anbetung anzustimmen. Aber warum soll ich dir dies sagen? Wenn du dein ganzes Leben in jenem eisigen Land mit seinen erkünstelten Freuden, mit seinem nebligen Himmel bleiben mußt, so suche wenigstens die Poesie eurer eintönigen melancholischen Lieder lieb zu gewinnen. Bewundere jene Steppe, deren König der heulende Wolf ist und der wilde Renner. — Der Gefangene, dessen Herz nie vor Freude gezittert hat über das Glück frei zu sein; — der Bewohner Lapplands, dem die Sonne beinahe unbekannt ist; — der Blindgeborne, der das Licht noch keinen

Augenblick geſchaut hat; alle dieſe können ihr Elend ruhig ertragen; ihnen iſt das ſchrecklichſte Uebel unbekannt, die Sehnſucht in dem Leiden!

So wünſche denn nicht, die Gluth des ſüdlichen Feuers kennen zu lernen, welches wie die Liebe entzündet. Irre nicht berauſchende Nächte hindurch unter einem von Sternen und Azur erglänzenden Himmel. Hüte dich, dort am Ufer der murmelnden Bäche, im Schatten der Platane in einem träumevollen Schmachten zu ſchlafen. Thue es niemals, auf daß du in dem Lande glücklich ſeiſt, in welchem du leben mußt. Da es dein Geburtsland iſt, kann es für dich Reize haben. Aber ſein kalter Nordwind, ſeine unermeßlichen Schneeebenen, ſeine wilde Größe und ſein unbezwungner Stolz machen mich erſtarren und erſchrecken mich, denn die Sonne des Oſten hat meine erſte Jugend erwärmt!

Und doch hatte ich verſucht, meine Seele und meinen Körper abzuhärten. Ich wollte unempfindlich werden, wie du, ich wollte zeigen, daß ich die Natur beſiegen könne, beweiſen, daß meine Kraft fähig ſei, alle Hinderniſſe zu beſiegen. Ich habe bis zum Tode gelitten. Und die Kraftloſigkeit, die mich ergriffen hatte, war ſo groß, daß ich lange Jahre hingeſchmachtet hätte, ohne die Kraft zu haben, die Grenze des Grabes zu überſchreiten. Da habe ich die Idee der Freiheit ergriffen; ſie hat mir Kraft und Leben wiedergegeben, ſo groß iſt ihre Macht.

Der Schöpfer hat uns Allen unwiderſtehliche Neigungen, einen unbezwinglichen Geiſt und einen thatkräftigen Willen gegeben, wie er den Bewohnern des Waldes Flügel, dem Löwen Stolz, dem Strom ſeinen reißenden Lauf, der Luft den Hauch gegeben hat, den Niemand einſperren kann.

Um dieſe glühenden Fähigkeiten zu bändigen, hat man die Feſſeln der Sklaverei an unſere Hände und Füße ſchmieden müſſen. Aber das Herz iſt unangreifbar. In ſeiner heimlichen Empörung wird es immer genug Wärme und Kraft haben,

um die eingeſchlafene Gerechtigkeit zu wecken, um ſie zum Kampf der Befreiung herbeizurufen.

Die Tyrannen mögen ihre Aufgabe fortſetzen! Möge die Welt, ihr gelehriges Werkzeug, Unthätigkeit und ſelbſt den Tod gebären! Vergeblich erſticken uns der Luxus und das Wohlſein in ihren goldenen Armen. — Bei den erſten Zeichen erheben wir uns, wie ein Roß, das ſeine Mähne ſchüttelt, ehe es ſeinen Lauf beginnt. Als Kinder Gottes fordern wir den Beſitz des Raumes unſerer weſentlichen Rechte zurück. Niemand darf uns derſelben berauben.

Als, in den Thälern herumwandelnd oder auf den Wogen der Flüſſe getragen, ich mich der Ruhe wiedergegeben fühlte, welche mir in den Städten gefehlt hatte, fühlte ich den angebornen Trieb zur Unabhängigkeit in mir wieder aufleben. Ich verſtand das irrende Daſein der Zigeuner, welche ihr Zelt da aufſpannen, wo die Sonne ihnen am ſchönſten ſcheint, heute im Wald mit ſeinen geheimnißvollen Geſängen, morgen in der unermeßlichen Ebene mit ihrem gränzenloſen Horizont. Dieſe Söhne Aſiens haben genug Kraft gehabt, allem Druck zu widerſtehen. Wir haben, ſchwächer als ſie, die Stirne unter die unrechtmäßigſte Tyrannei gebeugt. Daher unſere Unruhe ſelbſt mitten im friedlichſten Leben; — daher dieſe ungeſtillten Wünſche, welche um ſo gebieteriſcher werden, wenn wir einmal den Wind eines für uns neuen Meeres oder unbekannten Berges eingeathmet haben. Wenn wir für die Geſellſchaft geboren ſind, ſo ſind wir doch nicht für die Unterdrückung und die Sklaverei geſchaffen.

Die Freiheit iſt unſer Naturgeſetz; ſie ſei auf ewig geſegnet! Möchten wir, wenn es ſein muß, all unſer Blut zu ihrer Vertheidigung vergießen. Wie unſre ganze Natur wächst, wenn wir dieſes beredte Wort nennen! Wie es uns die Ueberzeugung unſers himmliſchen Urſprunges wiedergibt, wie es in uns heldenmüthige Gefühle erweckt! Glücklich ſind diejenigen, welche die Freiheit aus ihren Banden erlöst haben! Sie haben die

Großherzigkeit der Propheten gehabt, ſie waren, wie dieſe, mit dem Ewigen, unſerm Gott, vereint. So möge ſie herrſchen, die Freiheit, überall wo das Glück kein Trugbild iſt! Mögen ihr diejenigen, welche ihrer würdig ſind, ewig blühende Kronen winden und ſie mit dem Wall ihrer Herzen beſchützen! Möge ſie der Himmel mit ſeiner unüberwindlichen Kraft vertheidigen! möge er ſie fruchtbar machen, möge er ſie auf der Erde für ewige Zeiten begründen! Möge ſie, einer liebenden und unparteiiſchen Mutter gleich, alle ihre Kinder ans Herz drücken! Möge ſie der Rumane an den Ufern des Iſter und der Sohn Italiens knieend anbeten und ſich an ihrem göttlichen Blick begeiſtern! Möge ſie ihren Schritt überallhin wenden und die mächtige Führerin der Menſchen zur evangeliſchen Vollkommenheit werden!

X.

Wer, wer gibt mir den Pinſel, wer Farben, dich zu entwerfen,
Großer Gedanke der Schöpfung! Dich, majeſtätiſcher Rheinfall!
Lavater.

Weißer, als die weißen Sterne, — bleicher, als das melancholiſche Licht des Mondes, — reiner, als der auf den ſtürmiſchen Wogen ſchwimmende Schaum, — lauter, als der Wind, der im Sturme braust, — tobender, als der in den Wolken ſchmetternde Donner und das Gebrüll des Panthers in der Wüſte, ſtürzt toſend der furchtbare Waſſerfall. Nicht weit von Schaffhauſen ſtürzt ſich, von ſchwarzen Felſen gedrängt, der Rhein wild in die Tiefe des Abgrundes, um wie ein gigantiſches Geſpenſt, welches ſich aus einer unterirdſchen Welt herauf ſchwingt, wie beſinnungslos in das Thal zu fließen. Sollte in den Schauſpielen der Natur eine Stimme ſein, welche zu uns ſpricht? In dieſe Träumerei vertieft, horche ich auf das lange Gebrüll des Flußes, der in der düſtern Nacht allein erglänzt. Der Himmel

ist bedeckt und Schattenbilder wandeln im Raume. — Ich liebe diesen Fluß, der majestätisch dahin braust; ich liebe diese erhabene Finsterniß, in welcher das Leben aufzuhören scheint. Unter einem heilgen Schleier hält die Natur die Geheimnisse verborgen, welche wir nur mit der Seele wahrnehmen; umsonst würden wir sie vollständig begreifen wollen. Die Geheimnisse des Weltalls verbargen sich in den himmlischen Hallen.

Einige Stunden lang heften sich meine Augen und meine Gedanken an diesen unermeßlichen, donnernden Strom, der nicht zur Ruhe gelangen kann. Bewunderung und Schrecken theilen sich immer mehr meinem Geist mit. Kein Gestirn erleuchtet das Firmament. Jetzt zeigt sich um den Wasserfall ein röthlicher Schein, und Myriaden Funken umtanzen ihn. Gleich den leuchtenden Dünsten, die man auf den Kirchhöfen herumfliegen sieht, schweben Flammen ob den Wogen. Zu gleicher Zeit beleuchten anhaltende Blitze in Zwischenräumen den Saum des Horizonts, und zeigen Schneegipfel, welche sich bis in die Luft erheben. Ein übernatürlicher Grund scheint die Flammen zu erzeugen, welche sich ob dem Fluß aufschwingen und die andern, welche die Wolken zerreißen. Indessen dauert das Tosen fort, feierlich und großartig. Es ist, als ob die Wasser emporstiegen und die Häuser, die Auen und die Wälder verschlingen wollten.

Mitten in der Nacht, da die Stille noch majestätischer wird, und eine gewisse unbestimmte Unruhe die Menschen wie die Schöpfung ergreift, tritt der Mond aus einer dichten Wolke hervor. Es ist, wie wenn Alles still bliebe, um die sanften Schmeicheleien seiner zitternden Strahlen zu empfangen. Aber die Blitze sind allmählich bleicher geworden; dann sind sie verschwunden und Sterne mit dem glanzfreundlichen Antlitz haben sich schüchtern am Himmel gezeigt. — Leuchtende Streifen sehen über die düsteren Felsen hin. Lustnymphen ähnlich tanzen sie jetzt auf dem Wasser einen fantastischen Tanz mit den Flammen. Nur die Nacht kann mit ihrer Finsterniß und ihren Täuschungen solche Erscheinungen erzeugen. Man weint dann

mit Oſſian beim Brauſen des Nordwindes in den wilden Schluchten, dann glaubt man, die Schatten glorreicher Ahnen dort irren zu ſehen. Und wiederum fühlt man mit Byron die Angſt des Zweifels und des von den Geheimniſſen des Lebens und des Todes verwirrten Gewiſſens. Wenn man endlich nach dieſer ſchrecklichen Unruhe von Müdigkeit erſchöpft zuſammenſinkt, dann erblickt man mit Wieland in einem ſanften Traum Lichtgeſtalten voll Liebe, jenen geläuterten Duft einer gen Himmel ſich erhebenden Seele.

Der Waſſerfall iſt blendender, als ſelbſt der Schnee der ewigen Berge, als die Milchſtraße, welche einem verſchoſſenen Bande gleich vor ihm erbleicht. Die Gruppen der Nebelſterne erſcheinen nur noch wie leichte Punkte, welche im Begriff ſind, unter dem Hauche des Monds zu verſchwinden, der ſtets ſo leuchtende Abendſtern und Saturn, der König der Geſtirne, funkeln nur noch ſchwach. Die Zwillingsgeſtirne verbreiten kaum noch ihre Strahlen, welche ſonſt ſo manigfaltig ſind, als die Edelſteine des Morgenlandes. — Später ſpannt ſich ein Schleier über den luftigen Dom. Das himmliſche Feuer iſt verlöſcht. Nun herrſcht im Raume ſtatt der beredten Stille eine Einſamkeit, traurig wie die Wüſte. Die Phantaſie hat ihre Träume nicht mehr, noch die Natur ihre rührenden Scenen. Ich höre den eintönigen Wiederhall des Waſſers nur noch mit ſchwermüthiger Zerſtreuung. Allmählich deckt ſich das Blau des Himmels langſam auf. Ein leichter durch die Luft verbreiteter Nebel umhüllt den Waſſerfall; aber die ſchneidende Morgenluft hat ihn bald zerſtreut. Der Horizont hatte ſich erhellt, und die Berge, welche ſich Anfangs wie in unbeſtimmten Umriſſen zeigten, erſchienen bald in goldner Pracht. Ihr Fuß wird von dichten Wolken verborgen, welche raſch zum Himmel aufſteigen. Ueberall verbreitet ſich neue Lebenskraft, überall bemerkt man einen unbeſchreiblichen Schauer. Purpurne Streifen kreuzen ſich über den gigantiſchen Gipfeln der entfernteſten Gebirge, während im Süden der St. Gotthard mit bläulichen Farben bedeckt

iſt, und der Mönch und die Jungfrau durch den Wiederſchein ihrer Gletſcher die Augen blenden. Ein leichter glänzender Streif faßt ihre Umriſſe ein.

Der Waſſerfall ſchmückt ſich mit ſeiner ganzen Pracht. Das Waſſer funkelt luſtig um die ſchwarzen Felſen. Er bricht ſich und wirbelt in ſchäumenden Wogen, welche ſich mit Getöſe drängen und in den Abgrund ſtürzen. Waſſerſäulen ſpringen aus dem Abgrund empor von einem flüſſigen Staub umgeben, der bis zu den Wolken ſteigt. Indeſſen iſt die Sonne erſchienen; bei ihrem Anblick wird Alles von neuem Leben erfüllt, das Waſſer, die Berge, die Hügel und die Wieſen; die Wellen erſcheinen in allen Farben der Kryſtallſäule; leichte Regenbogen, Schärpen ähnlich, die dem Wind überlaſſen ſind, berühren ſich, kreuzen ſich, zeigen ſich und verſchwinden. Das Schloß Laufen überragt den Fall auf der Höhe des grünen Hügels. Seine Terraſſen, ſeine Zinnen, ſeine Thürmchen erglänzen von den erſten Strahlen des Tags. — Die Vögel haben im Laube ihre Geſänge begonnen und die majeſtätiſche Möve badet ihre Flügel in der kalten Welle.

Auf dem Felſen, der mitten im Rhein emporragt, erhebt ſich die Bildſäule Wilhelm Tells; die eidgenöſſiſche Fahne flattert in ſeiner Hand. Dort, mitten im Sturme der Wogen, ſcheint er die Verkörperung des muthigen Volkes zu ſein, welches in ſeiner Abgeſchiedenheit in den Stürmen des Mittelalters zuerſt die glorreiche Fahne der Freiheit erhoben hat.

Als politiſche Macht hat die Schweiz nur eine ſehr untergeordnete Bedeutung; zudem iſt der Boden der Eidgenoſſenſchaft zum Theil mit Seen und Gebirgen bedeckt. Dennoch hat die Schweiz trotz ihres geringen Umfanges zuweilen den Einfluß gehabt, welchen nur die Mächte erſten Ranges beſitzen. Dieſen Einfluß verdankt ſie der Verbindung der demokratiſchen Kraft mit der Idee des Chriſtenthums. Die wahre Demokratie iſt in meinen Augen eine weſentlich evangeliſche Form der bürgerlichen Geſellſchaft. Im Alterthum findet ſich nichts Aehnliches.

Ich weiß wohl, daß man den alten Demokratien das höchste Lob gespendet hat; aber die Unkenntniß der Staatsverfassungen, welche dem Christenthum vorangingen, kann allein diese Begeisterung erklären. Die Völker glaubten damals an göttliche und an irdische Stämme. In dem berühmten indischen Gedicht Mahabharata wird uns von dem Kampf der Söhne der Sonne mit den Söhnen des Mondes berichtet, göttlichen Dynastien, welche sich um die Herrschaft der Welt streiten. Die Pharaone waren, wie die Inca, Söhne der Sonne. Am Anfang der römischen Republik wurde das Patriziat wie ein heiliges Geschlecht angesehen, welches allein eine Religion, eine Familie, einen Heerd haben konnte. Die Plebejer wurden aller dieser Vorrechte für unwürdig erachtet. Sie hatten kein eigenes Dasein weder in den Augen der unsterblichen Götter, noch in denen der Menschen.

Selbst in den wenigen Städten der alten Welt, in denen das plebejische Element nach langen Kämpfen neben den Patriziern einen Antheil an den Bürgerrechten erobert hatte, bestand die Demokratie nur dem Namen nach. In der That bildete die Sklaverei überall die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung. Jeder Bürger gehörte in der Wirklichkeit zu einer Aristokratie, welche mit einer unbarmherzigen Strenge eine Menge von Sklaven unterjocht hielt, die zu den strengsten Arbeiten verurtheilt waren*). Die Völker Attikas**) und Palästinas***) hatten die nämliche Staatseinrichtung; Moses, dessen Gesetze das so ausgesprochene Gepräge einer demokratischen Idee haben, versuchte nicht einmal, die althergebrachte Sklaverei aufzuheben. Dieser große Mann begnügte sich, Milderungen einzuführen, welche den Griechen und den Römern unbekannt waren. Der Prophet des Sinai wußte, daß eine seiner ent-

*) S. Wallon, Histoire de l'esclavage.

**) S. Barthélemy, Voyage d'Ancharsis.

***) S. Salvador, Institutions de Moïse.

schieden republikanischen Ueberzeugung entsprechende Staatsverfassung fünfzehn Jahrhunderte vor Christus unmöglich war.

Aber der menschliche Geist konnte nicht auf demselben Punkte stehen bleiben. In derselben Zeit, da der Heiland seine Verkündigung begann, seufzte die von Gewaltthaten ermüdete, der Verbrechen und Sklaverei überdrüssige Welt nach einer Umgestaltung der gesellschaftlichen Zustände. Der Sohn Davids, der Sprößling der Könige, wollte alle Opfer der alten Civilisation wieder in ihre Rechte einsetzen. Er begnügte sich nicht, ihnen die erste Stelle in dem Reiche seines Vaters zu versprechen, er willigte sogar ein, ihr eigenes Leben zu leben, ihre Arbeiten zu theilen, ihre Armuth zu ertragen, all ihr Elend zu theilen. Welche beredte Mahnung zur Gleichheit! Die Oberhäupter des Priesterthums und die Großen des jüdischen Volkes, welche seit langer Zeit schon den Ueberlieferungen Mosis untreu geworden waren, geriethen davor in Schrecken. Sie klagten Jesum an, daß er ein Volksverführer sei und die Menge gegen sie aufwiegle. Niemals hat der Heiland auf ihren Widerspruch Rücksicht genommen. Er setzte sein Werk mit einer Festigkeit fort, die seiner Sanftmuth gleich kam.

Von seinem Geiste beseelt, gaben die Apostel den ersten christlichen Gemeinden eine so liberale Einrichtung, daß mürrische Gemüther sich nicht gescheut haben, sie des Communismus anzuklagen. Die Apostelgeschichte entwirft uns ein bemerkenswerthes Gemälde von der Kirche zu Jerusalem unter der Leitung der Jünger Christi. Jedes Mitglied dieser Kirche legte sein Vermögen zu den Füßen der Häupter der Gemeinde und die Diacone vertheilten es nach den Bedürfnissen eines Jeden. Es gab in diesem gesegneten Verein weder Reiche noch Arme, weder Große noch Kleine, weder Herren noch Sklaven, weder Griechen noch Römer. Alle hatten, um mich des schönen Ausdruckes des heiligen Buchs zu bedienen, „nur Ein Herz und Eine Seele.“ Freilich erlitt diese Gleichheit bedeutende Veränderungen, je mehr das Christenthum sich in der Welt verbreitete.

Aber die Grundsätze blieben die nämlichen während der schönen Jahrhunderte der ersten Kirche. Mit Strenge wurde die Idee der Gleichheit von den „Hirten" aufrecht erhalten, welche in den „Briefen" der Apostel Anweisungen lasen, deren herrliche Kraft nicht übertroffen werden kann.

Lange blieben die Gläubigen diesen bewunderungswürdigen Lehren gehorsam. Die Kirche war die Gemeinde der Armen, der Bischof der Aufseher ihrer Interessen, der Diakonus ihr Diener*). Alles war für sie zu dem Zwecke ihres Wohlseins auf Erden und ihres Heils in der Ewigkeit eingerichtet. Die Reichen und die Mächtigen waren, so zu sagen, wegen der Dienste geduldet, die sie den leidenden Gliedern Jesu Christi erweisen konnten**), diejenigen, welche in der Welt die Besten waren, waren dort die Schiedsrichter über alle Dinge. Ihre Stimme war nothwendig, um die Priester zu ernennen, und es wurde nichts Wichtiges ohne ihre Billigung entschieden. So war der entschieden demokratische Charakter der ersten christlichen Gemeinden beschaffen***). Die Kirche, welche aus dem Volke hervorgegangen und von Fischern des Sees Genezareth gegründet worden war, stützt sich auf das Volk. Wie sie es neu belebte, so erhielt sie von ihm seine mächtige Thatkraft, durch welche allein sie auf die gealterte Welt einwirken konnte. Diese Entwickelung der christlichen Gesellschaft fand mitten unter schrecklichen und blutigen Kämpfen Statt. Alle Eroberungen der Menschheit werden nur nach langen Anstrengungen und endlosen Kämpfen entschieden.

---

*) Fleury, Moeurs des chrétiens.

**) Ein so großer Anhänger des Absolutismus Bossuet ist, so gibt er diese Thatsachen in seiner herrlichen Predigt „Von der Würde der Armen in der Kirche" doch zu.

***) Guizot und Pierre-Leroux, die sonst so selten einig sind, sind es in diesem Punkt. (S. Guizot, Histoire de la civilisation moderne und Pierre-Leroux, Du christianisme et de son origine démocratique.

Unglücklicher Weise führte die Bekehrung der Kaiser bald Grundsätze in die Kirche ein, welche denen ihres göttlichen Begründers sehr entgegengesetzt waren. Die Bischöfe, welche von den zum Christenthum übergetretenen Cäsaren mit Ehrenbezeugungen und Vorrechten überhäuft wurden, vergaßen leicht ihre herrliche Stellung als bescheidene Aufseher der evangelischen Gemeinden. Sie umgaben sich mit dem ausgesuchtesten Luxus und dem weltlichen Glanz der bürgerlichen Beamten. Sie wurden lüstern nach Vergnügungen und Auszeichnungen und verschmähten nicht einmal die lächerlichen Titel, welche die Großen von Byzanz oder des in Verfall gestürzten Roms verschmähten*). Nicht mit dem äußeren Zeichen der absoluten Gewalt zufrieden, strebten sie auch nach deren Wirklichkeit. Von nun an mußten sie aus allen Kräften dahin arbeiten, den wichtigen Einfluß der Demokratie in der Kirche einzuschränken. Die Umstände waren für die Verwirklichung dieser Absichten günstig. Die Regierungen von Rom und Byzanz waren den durch das Evangelium verbreiteten Ideen der Gleichheit entschieden abgeneigt. Eine ungeheure Revolution erleichterte die Umgestaltung, welche in der christlichen Welt Statt fand.

Die Barbaren zerstörten das Reich und begründeten auf seinen Trümmern die Herrschaft der Eroberer unter der Form einer militärischen Aristokratie. In dieser neuen Staatsverfassung wurden die Bischöfe zu Lehensherren; sie setzten den Helm auf, vertauschten den Bischofsstab mit der Lanze, das priesterliche Gewand mit dem Panzerhemd, und sahen in ihren Heerden nur noch Vasallen, welche nach Willkür mit Steuern und Frohnen bedrückt werden könnten. Die christliche Demokratie war zur Aristokratie geworden, deren Haupt der Papst war, wie

*) Daher die Titel „Euer Gnaden, Erlauchtester, Ehrwürdigster," die an sich schon lächerlich sind, aber durchaus unerträglich werden, wenn es sich um Leute handelt, welche die Stellvertreter der galiläischen Fischer sind.

die Herren in der Feudalmonarchie vom König abhingen. Mit der Zeit ſollten der Papſt und der König die Gewalt der Biſchöfe und der Barone an ſich reißen. Doch bildet man ſich mit Unrecht ein, daß die Demokratie im Mittelalter vollſtändig unterlag. Die Demokratie iſt im Schooß des Chriſtenthums unſterblich; denn unter allen politiſchen Formen iſt ſie es, welche ſich am beſten mit den Ideen des Evangeliums und ſelbſt mit denen des Alten Teſtaments verſöhnt, deſſen heilige Männer, Moſes, Samuel, die Propheten gegen die Monarchie und die Demokratie feindſelig geſtimmt ſind.

Zur Zeit des Feudalismus fand die Freiheit, welche die Lehren Moſis und der Apoſtel keineswegs vergeſſen hatte, eine Zufluchtſtätte bei den Gemeinden*); das von den Mauern der Stadt beſchützte Bürgerthum trotzte zugleich den Baronen und den Biſchöfen. Oft beſiegt, aber nicht leicht unterworfen, mit einer unermüdlichen Beharrlichkeit die Fehler und die Unfähigkeit ihrer Gegner benutzend, ſich auf das Königthum ſtützend, um den Adel zu bekämpfen, übte die Demokratie der Gemeinden einen beträchtlichen Einfluß. Sie gab der Kirche eine ſchöne Gelegenheit, die liberalen Grundſätze der erſten Jahrhunderte wieder in Kraft zu ſetzen; denn mit den Hülfsmitteln, die ihr zu Gebote ſtanden, konnte dieſe die feudale Welt völlig umgeſtalten, wenn ſie ſich mit den Gemeinden verband. Wenn auch einige wenige Glieder der Geiſtlichkeit eine Ahnung von dieſem großen Gedanken hatten, ſo war derſelbe doch nicht von der Art, daß er von den Biſchöfen hätte begriffen werden können. Ohne Gefühl für die Sache des Volks, allen Lüſten der Erde hingegeben, ſtolz auf ihre übermäßigen Vorrechte, nahmen ſie weder an den Leiden, noch an der Zukunft des Volks den geringſten Antheil. Selten ergriffen ſie die Partei der Gemeinden gegen die Ariſtokratie. Mehr um die Erhaltung ihres Prunkes und ihres Wohlſeins als um den Sieg der Ideen des

*) S. Augustin Thierry, Lettres sur l'histoire de France.

Evangeliums bekümmert, gruben ſie einen Abgrund zwiſchen der Geiſtlichkeit und der Demokratie. Daher brachen auch im 16. Jahrhundert alle Männer, welche eine Ahnung von der Zukunft hatten, vollſtändig mit ihr. Sie hatten die Ueberzeugung — und die letzten Kirchenverſammlungen in Konſtanz und in Baſel hatten es nur zu ſehr bewieſen — daß die römiſche Kirche den rechtmäßigſten Forderungen beſtändig widerſtehen würde.

Die Bewegung in den Gemeinden, welche im mittelalterlichen Europa ſo große Bedeutſamkeit hatte, gewann in der Schweiz einen beträchtlichen Umfang. Die Verfaſſung dieſes von der Herrſchaft der öſterreichiſchen Landvögte befreiten Landes war mehr als jedes andere der Entwickelung der demokratiſchen Ideen günſtig. Die föderative Republik hatte die Eingriffe des Königthums nicht zu fürchten, welches ſich im übrigen Europa am Ende gegen die Gemeinden wandte, nachdem es ſich mehr oder weniger wohlwollend gegen ſie gezeigt hatte. Auf der andern Seite flößte das Hirtenleben den Bewohnern der herrlichen Alpenthäler eine leidenſchaftliche Liebe für die Unabhängigkeit ein, welche in den Ebenen Deutſchlands und Frankreichs unbekannt war. An ein einfaches Leben gewöhnt, hatten ſie nur beſchränkte Bedürfniße, und das erſte von dieſen Bedürfnißen war, ihre Bewegungen nicht durch tyranniſche Geſetze gehemmt zu ſehen. Sie athmeten den Geiſt der Freiheit mit der Luft ihrer Berge ein. Dort betrachtete der Menſch den unabhängigen Flug der Gebirgsadler*), welche ſich mit kräftigem Flügel bis zu den eiſigen Gipfeln der Alpen emporſchwangen, als den Ausdruck ſeines eigenen Daſeins. Den rauhen Jägern, welche der Gemſe bis auf die höchſten Felſenſpitzen folgten, wäre der Tod angenehmer erſchienen, als die Sklaverei. Trotzten ſie ihm nicht täglich am Rand der klaffen-

*) Man findet intereſſante Mittheilungen über dieſe Adler in Tſchudi, Das Thierleben in den Alpen.

den Abgründe? Ihre Berge ſchienen jedem eine natürliche Zufluchtsſtätte, welche die Vorſehung mitten in Europa für die Freiheit geſchaffen hatte. Dort, wo ſich die in den Gletſchern des Walliſer Landes entſprungene Rhone in das Mittelmeer ergießt, beginnt die unermeßliche Alpenkette. Sie ſteigt allmälig, verläßt Frankreich, erſtreckt ſich gegen Oſten längs der Nordgränze Italiens, und bringt, immer mächtiger anſteigend, ihre zahlloſen Gipfel zum Himmel erhebend, bis nach Ungarn, wo ſie in Geſtalt beſcheidener Hügel ihr Ende erreicht. Man hat der Gegend, welche dieſe Gebirge in der Region einſchließen, wo ihre unerſteiglichen Gipfel ſich weit über die Wohnungen der Menſchen und ſelbſt über die Wolken erheben, Helvetien genannt. Wenn man ſich von den Hochalpen entfernt, wo ſich die furchtbarſten Gebirgsſtöcke erheben, der Montblanc, der große St. Bernhard, der Monte Cervin, der Monte Roſa, der St. Gotthard und der Bernhardin, erſtreckt ſich das Land gegen Norden in liebliche oder wilde Thäler, welche ſich bis zum Fuß der Kalkberge des Jura immer mehr erweitern. Dieſe Kette bildet einen ungeheuren Halbmond zwiſchen dem Boden- und dem Genfer-See. Der Rhein, welcher von Schaffhauſen kommt, deckt das Thurgau, das Aargau und die reiche Stadt Baſel. Wie ein ungeheurer am Fuße eines Walls eingeſchnittener Graben, rollt die Aare ihre Wellen dem Jura entlang. So wird die Schweiz auf allen Seiten durch eine unerſteigliche Gebirgsmauer und durch tiefe Gewäſſer vertheidigt. Wie eine rieſige Burg liegt ſie mitten zwiſchen den großen Völkern, welche bis jetzt die Schickſale Europas beſtimmt haben, an den Gränzen Frankreichs, Deutſchlands und Italiens.

In dieſen uneinnehmbaren Engpäſſen konnte die Schleuder der Hirten leicht ein ganzes Heer vernichten. Konnte man ohne Schauer ſich bis in das Herz jener wilden Einöden wagen, wo jeder Hirt ein Krieger war, wo eine unerſchrockene Bevölkerung aller Gefahren lachte? So hatte denn die Vorſehung der Schweiz eine eigenthümliche Beſtimmung in der Geſchichte der

Menſchheit angewieſen; ſie hatte ihr eine kriegeriſche Aufgabe gegeben, ſie zum Kampf gegen die Tyrannei beſtimmt, welche im Mittelalter ganz Europa zu Boden drückte. Sie iſt mehr als einmal ſelbſt mit Aufopferung ihres edelſten Blutes dieſer erhabenen Beſtimmung treu geweſen. Hat ſie nicht der ſtolzeſten Ariſtokratie der Welt zu widerſtehen gewagt? Und dies zu einer Zeit, wo Tauſende von Leibeigenen unter dem Stock der Barone im Staube krochen. Darin liegt die Größe und die Eigenthümlichkeit der ſchweizeriſchen Geſchichte. Die Geſchichtſchreiber haben ſie nicht hinlänglich verſtanden, ſie haben bisweilen den dramatiſchen Charakter der Thatſachen geſehen, ohne den Verſuch zu wagen, deren geheimnißvolle Verknüpfung zu erklären.

XI.

Die Kapell' am Morgarten
Mag manch todtes Röslein warten.
Minnich.

Es iſt bekannt, daß die Urſchweiz durch den muthigen Entſchluß einiger Gebirgsbewohner aus den drei Kantonen Schwyz*), Uri und Unterwalden vom öſterreichiſchen Joche befreit wurde. Kaum hatte ſie dieſes abgeſchüttelt, als ſich die entſtehende Eidgenoſſenſchaft gezwungen ſah, gegen die geſammte Macht des Adels zu kämpfen. Leopold, Herzog von Oeſterreich, der zweite Sohn Kaiſer Albrechts, faßte den Entſchluß, die Eidgenoſſen zu unterwerfen, er bedrohte ihr Land an der Spitze eines mächtigen Heeres. Alle Geſchichtſchreiber ſtimmen darin überein, daß er davon ſprach, ſeine Feinde mit Füßen zu treten, daß er

*) Dieſer Kanton hat der ganzen Eidgenoſſenſchaft ſeinen Namen gegeben, weil der ewige Bund in dieſem Kanton, zu Brunnen, beſchworen wurde (am 19. Dez. 1315).

ſie elende Bauern nannte und daß er einen großen Haufen Stricke mit ſich ſchleppen ließ, um ihre Obrigkeiten zu binden oder hängen zu laſſen*). Er war überzeugt, daß er dieſe Bauern erdrücken würde, ſobald ſie es wagten, ſich ihm entgegenzuſtellen. Werden die Großen jemals erkennen lernen, wie viel Kraft in einem Volke lebt, das für ſeine Freiheit kämpft, und dem die Unterdrückung ſchrecklicher iſt als der Tod? Die Schweizer ſagten voll Ruhe: „Wenn der Herzog uns angreift, ſo wollen wir ihn feſten Fußes erwarten und auf den Herrn vertrauen.“ Nichts iſt den Völkern verderblicher als die Entmuthigung. Dieſes Gefühl war den Männern der alten Schweiz unbekannt. Sie ſetzten das vollſte Vertrauen in die Gerechtigkeit des Ewigen, der ſie nicht verlaſſen konnte, da ſie für die Vertheidigung ihres Heerdes kämpften.

Indeſſen hatte Leopold beſchloſſen, an drei verſchiedenen Orten ins Land zu bringen. Er führte ſelbſt zwei Heerhaufen nach Zug. Er ſtand an der Spitze einer ſtolzen und muthigen Ariſtokratie. Die Grafen von Habsburg, von Lenzburg und von Kyburg waren von den Ufern der Thur und Aar herbeigeeilt. Alle diejenigen, welche ſich vor Oeſterreich fürchteten, oder die von einem eingewurzelten Haſſe gegen die Bauern erfüllt waren, ſchloſſen ſich an das Heer des Herzogs. Der Herr von Urikon hatte die Vaſallen der Abtei Einſiedeln herbeigeführt, welche immer geneigt war, ſich gegen die Unterdrückten zu bewaffnen. Fünfzig Bürger von Zürich ſtanden in ihrer blau-weißen Tracht ebenfalls unter den Fahnen Leopolds.

Die Gebirgsbewohner von Schwyz erſchracken nicht vor der Größe der Gefahr. Hinter dem mit Thürmen beſetzten Wall verſchanzt, der den Weg in ihr Land verſperrte, erwarteten ſie ruhig die Ankunft ihrer Verbündeten. Vierhundert Männer von Uri und Dreihundert von Unterwalden eilten ſchleunig herbei. Sie zogen über die Matten, um den Flecken Schwyz

*) Man ſehe Tſchudi, Müller, Zſchokke, Daguet u. ſ. w.

zu erreichen. Dort lebte der alte Rudolf Reding von Biberegg; er war vom Alter ſo ſchwach geworden, daß er ſeine Beine nicht mehr brauchen konnte. Aber er war von großer Weisheit, von glühender Vaterlandsliebe, und die Gebirgsleute kannten ſeine kriegeriſche Erfahrung. Daher umgaben ſie ihn und baten ihn um ſeinen Rath. „Theuere und getreue Eidgenoſſen," ſagte er ihnen: „Ihr müßt vor Allem ſuchen, des Krieges Meiſter zu werden, um dem Feind die Wahl der Zeit, des Orts und die Weiſe des Angriffs zu entreißen. Ihr könnt dieſen Vortheil durch eine günſtige Stellung erringen. Da ihr weniger zahlreich ſeid, ſo müßt ihr dergeſtalt verfahren, daß die Uebermacht dem Herzog keinen Vortheil bringe, und daß Euer kleiner Haufe nur im entſcheidenden Augenblicke und nie ohne Nutzen ſein Leben wage. Der Herzog wird nicht von Zug nach Arth ziehen, weil er auf der einen Seite durch einen Berg, auf der andern durch den See davon getrennt iſt, was eine Entfernung von mehreren Stunden beträgt. Die beiden Wege ſind beinahe von gleicher Beſchaffenheit; aber man iſt nicht ſo lange in Gefahr, wenn man längs des Egeriſees zieht. Hier hängt Alles von der Benutzung der Zeit ab. Ihr wißt, daß die Höhe bei Morgarten einen natürlichen Wall gewährt. Die alte Matte bildet dort eine weite Ebene, welche an den Sattel gränzt. Von der Höhe des Sattels herab kann man mehr als ein Gefecht entſcheiden; man kann von der Alten Matt nach dem Morgarten vordringen, um den Feind im Engpaß in Schrecken zu ſetzen, man kann ihn auf der Seite angreifen und Verwirrung in ſeine Reihen bringen, oder ſich auch im Thal auf ihn ſtürzen und alle ſeine Bewegungen hindern und durchbrechen. Alles wird ſich leicht machen, weil der Feind Euch verachtet, und weil man einen Vertheidigungskrieg um ſo beſſer führt, als man das Land am beſten kennt."

So ſprach der alte Reding und Alle dankten ihm mit Herzlichkeit. Hierauf fielen die Eidgenoſſen nach Sitte ihrer Vorfahren auf die Knie, um den Beiſtand des Ewigen, „ihres

einzigen Herrn," anzuflehen. Dem Rathe Redings folgend, zogen sie, 1300 an der Zahl auf die Abhänge des Sattels. Dort erwarteten sie festen Fußes das mächtige Heer der Aristokratie, auf ihren Muth und die Gerechtigkeit ihrer Sache vertrauend.

Dort ereignete sich ein Vorfall, der einen Begriff von ihrer Festigkeit und ihrer Achtung gegen die Gesetze ihres Vaterlandes geben kann. Fünfzig Verbannte von Schwyz, welche von der Gefahr gehört hatten, in welcher die Eidgenossen standen, eilten herbei, und baten um die Ehre, in den Reihen ihrer Brüder kämpfen zu dürfen. Trotz ihrer geringen Anzahl glaubten diese nicht, daß sich das Gesetz vor der Macht der Umstände beugen dürfe. Sie schlugen daher das Verlangen der Verbannten aus, welche, für die Freiheit ihres Geburtslandes zu sterben entschlossen, nach dem Morgarten zogen.

Indessen brach die Morgenröthe des 15. Novembers 1315 an. Bald fielen die ersten Strahlen der Sonne auf die Helme und Rüstungen der bepanzerten Ritter. So weit das Auge reichte, sah man Nichts als einen beweglichen Lanzenwald. Es war das erstemal, daß die freien Waldstätte von Feinden betreten wurden. Montfort von Tettnang, welchen der Hochmuth seines Geschlechts zu ihrem unversöhnlichen Feinde machte, führte die schwer bewaffnete Reiterei in den Engpaß. In wenigen Augenblicken war der Weg, welcher den See vom Berge trennt, mit Edelleuten angefüllt, welche sich immer mehr drängten. Plötzlich erhob sich ein fürchterliches Geschrei, welches der Wiederhall zurückwarf. Von den Höhen des Morgartens rollten die fünfzig Verbannten ungeheure Steine herab, welche Menschen und Pferde zermalmten. Auf allen Seiten ertönte fürchterliches Getöse, Todesgeschrei und Geheul der Verzweiflung, Schrecken verbreitete sich unter den Oestreichern. Zwischen den See und den Berg gedrängt, konnten die Ritter weder vordringen noch zurückgehen. Als die 1300 Schweizer, welche auf der Höhe des Sattels lagerten, die Verwirrung in den Reihen des

Feindes sahen, stiegen sie in guter Ordnung herab und griffen ihn auf der Seite an. Sie durchstachen die Barone mit ihren zweihändigen Schwertern und ihren langen Hellebarden, oder erschlugen sie mit Morgensternen. „Die Reiterei des Adels, die keinen Raum hatte, konnte sich auf dem halbgefrornen Boden nicht halten. Von dem Getümmel erschreckt, sprangen ihre Pferde haufenweise in den See. Die Schweizer hingegen, welche Eisschuhe hatten, standen fest auf dem glatten Boden. Endlich versuchten die Ritter sich zurückzuziehen. Aber es gelang dem Fußvolk nicht, ihnen seine Reihen zu öffnen; da entstand eine fürchterliche Verwirrung. Die Fußknechte fielen zerschmettert unter den Füßen der Pferde, oder unter den Keulen der Eidgenossen. Alle Zürcher starben auf ihrer Stelle. Fünfzehnhundert Ritter, die Blüthe des Adels [flos militiæ, sagt ein Chronist]*), Rudolf von Habsburg-Laufenburg, drei Freiherrn von Bonstetten, zwei von Hallwyl, drei von Urikon, und einer von Toggenburg blieben auf dem Schlachtfeld. Ein Mann, der den Herzog Leopold kannte, rettete ihn auf abgelegenen Fußpfaden. Er floh nach Winterthur, wo er mit trauriger Seele und bleichem Gesicht ankam**)."

In Zeit von anderthalb Stunden war das herrliche Kriegsheer des Herzogs vernichtet, und es war ein zweites Marathon in die Geschichtsbücher der Menschheit eingeschrieben worden. Man ordnete ein Fest an, um diesen denkwürdigen Tag alle Jahre feierlich zu begehen. Die Schweizer verlangten, daß er wie ein Apostelfest gefeiert werde, „denn," sagten sie, „der Herr hat sein Volk heimgesucht und hat es von seinen Feinden befreit."

Das Ergebniß der Schlacht im Morgarten war höchst bedeutend. Es ist das erste Treffen, in welchem die Aristokratie,

*) Johann von Winterthur.

**) Wir verdanken diese Einzelnheiten dem Johann von Winterthur, der den Abend der Schlacht sah.

welche allein in den Heeren zählte, von den Milizen der Bergbewohner und durch das Fußvolk der bis dahin so verachteten Bauern geschlagen worden war. Die Blüthe des östreichischen Adels war unter ihren Keulen erlegen; aber er sollte auf dem Boden der Schweiz noch andere Niederlagen erfahren. Zwischen der Eidgenossenschaft, welche in Europa die Demokratie, und Oestreich, welches beständig die willkürliche Gewalt repräsentirte, mußte der Kampf ewig dauern. Aber die Macht der Freiheit ist so groß, daß das ungeheuere Reich Jahrhunderte hindurch vergeblich gegen ein kleines Alpenvolk kämpfte und gegen dasselbe alle Hülfsquellen erschöpfte, welche List und Gewalt gewähren können.

XII.

Die Gmein z'Bern sprach: „Thuts ihnen not,
Eh wirs zuo Lauppen lassend,
Wir litten all den Tod!"

Altes Lied.

Indessen ging der Adel mit dem Gedanken um, sich wegen Morgarten zu rächen. Hauptsächlich war aber Berns Wohlstand den Baronen unerträglich; zudem hatten sie die Niederlage nicht vergessen, welche ihnen die Berner unter dem Befehl Ulrichs von Erlach beigebracht hatten.

Von einem aufgeklärten und wahrhaft vaterländisch gesinnten Edlen, Berchtold, Herzog von Zähringen*) gegründet, hatte Bern seinen Wohlstand von Tag zu Tag wachsen sehen. Zu der Zeit, von welcher wir sprechen, hatte es beinahe eben so großen Umfang als jetzt. Eine Menge edler oder dem Adel

*) Die dankbaren Berner haben ihm eine Bildsäule auf dem Platze vor dem Münster errichtet. Sie beherrscht den Lauf der Aare.

ebenbürtiger Geſchlechter lebte in ſeinen Mauern. Die deutſchen Kaiſer waren glücklich, wenn es ihre Oberherrlichkeit anerkannte. Mitten unter ſeinen zahlreichen Freunden unerſchütterlich, war es durch ſeine Tugend, ſeine Grundſätze und das Glück ſeiner Waffen mit Rom in den ſchönen Tagen ſeiner Freiheit zu vergleichen. Die kriegeriſche Jugend der blühenden Stadt war ſtolz auf ihren Ruf. Sie wartete mit Ungeduld auf das Läuten der Sturmglocke und auf die Aufpflanzung des Banners mit dem Bären an den Eingängen der Straßen. Dann begann man fröhlich den Heerzug unter der Führung des Schultheißen und der Bannerherrn, indem die Luft von Liedern wiederhallte, welche die Siege der Berner beſangen und welche der Ariſtokratie großes Aergerniß bereiteten, die durch Berns Erfolge und Siege gedemüthigt worden war. Dieſes hatte das Haslithal*) gekauft, ſo wie die Städte Laupen und Thun, ſeinen Waffen im ganzen Oberland Achtung verſchafft, und manches Schloß des Grafen von Kyburg, Burgdorf zerſtört. Da Bern weder das Geld, welches der Graf Eberhard von Kyburg mit kaiſerlichem Privilegium geſchlagen hatte, annehmen, noch Ludwig von Baiern als Kaiſer anerkennen wollte, ſo ergriffen die deutſchen und welſchen Herrn voll Freude die Gelegenheit, ſeine der ganzen Ariſtokratie verhaßte Macht zu vernichten. Das Schloß Nidau, welches dem Grafen Rudolf aus dem Hauſe Neuenburg gehörte, wurde der Mittelpunkt des Bundes, an welchem 700 Herren mit gekrönten Helmen und 1200 bepanzerte Ritter Theil nahmen. Das Heer der Verbündeten zählte 15,000 Mann Fußvolk und 3000 Pferde. Die Freiburger, ehemals Freunde der Berner, bildeten den Kern in dem Heere des Adels. Wir haben ſie im Jahr 1847 wie im 14. Jahrhundert in den Reihen der Feinde ſchweizeriſcher Nationalität und Freiheit kämpfen ſehen.

Die Baronen erklärten, „die zahlloſen Beleidigungen, denen

*) Im Oberland.

ſie ausgeſetzt ſeien, hätten einen gemeinſchaftlichen Urſprung. — Bern wolle den Adel ſeiner Oberhoheit berauben, und ihn dem Volke gleichſtellen; — man hoffe daher vergeblich, ſeine Vermeſſenheit durch vereinzelte Angriffe in Schranken zu halten, und man müſſe unter Vereinigung aller Kräfte dieſe Stadt von Grund aus zerſtören."

Als man die Abſichten des Adels gegen eine Stadt erfuhr, die ſich gezwungen ſah, dem Reich und den Großen der benachbarten Länder allein zu widerſtehen, bemächtigte ſich eine angſtvolle Erwartung aller Gemüther.

Die ungeheueren Vorbereitungen, welche man gegen ſie traf, erſchreckten die Berner keineswegs. Der Rath erklärte mit einer Würde, die an den Römiſchen Senat erinnerte, „daß er geneigt ſei, billigen Forderungen zu entſprechen, daß er aber Gewalt mit Gewalt zurückweiſen würde" *). Da alle friedlichen Unterhandlungen geſcheitert waren, beſchloß man zu ſiegen oder zu ſterben.

Da die Verbündeten Laupen bedroht hatten, ſo bat der Kommandant Anton von Blankenburg um Verſtärkung. Der Rath ward zuſammenberufen. Der Schultheiß von Bubenberg erhob ſich und ſchwur mit gen Himmel emporgehobenen Händen: „Gut und Blut für die Vertheidigung von Laupen zu opfern." Alle die ihn hörten, wiederholten dieſen feierlichen Schwur. Es wurde hierauf beſchloſſen, „daß alle Väter, welche zwei Söhne hätten, Einen nach Laupen ſchicken, und daß von zwei Brüdern Einer hinziehen ſolle, ſelbſt wenn der Vater nicht mehr lebe. Sechshundert Mann zogen unter dem Befehl des Altſchultheißen Johannes von Bubenberg ab; Rudolf von Mühlenen trug das Banner. Der Berner'ſche Adel erfüllte in

*) Und ſo erinnert die würdige Haltung der heutigen Schweiz den Anmaßungen Preußens gegenüber an jene ſchöne Zeit und überhaupt an die ſchönſten Tage der Schweizeriſchen Geſchichte. (Anmerkung des Ueberſetzers.)

dieſen ſchwierigen Verhältniſſen ſeine Pflicht mit Heldenmuth; unendlich größer als die franzöſiſche Ariſtokratie am Ende des 18. Jahrhunderts, zog er das Vaterland den Intereſſen ſeines Standes vor*).

Indeſſen vernahm man in Bern, daß der Adel gen Laupen vorrücke. Bald wurde die Stadt umringt; Tag für Tag kam ein neuer Haufe unter der Führung eines Grafen oder Freiherrn vor den Mauern an. Die Edlen übten ſich in Turnieren und ſchienen die Bürger zu verachten, die ſie bekämpfen ſollten. Die geiſtlichen Herrn unterließen nicht, bei dieſer Gelegenheit ihre ganze Abneigung gegen die Sache des Volks an den Tag zu legen. Man erblickte unter den Wällen von Laupen Johann Senn von Müſſingen, Biſchof von Baſel, Johann Roſſillon, Biſchof von Lauſanne, Philipp von Gaſton, Biſchof von Sitten und mehrere andere. Aber während ſich die Prälaten mit den Baronen zum Verderben der freien Stadt verſchworen, war der Sohn des Siegers am Donnerbühl entſchloſſen, für ſie zu ſterben. So haben ſich zur Zeit der franzöſiſchen Revolution, während der mit Oeſterreich und Preußen verbundene Adel ſeine vatermörderiſchen Hände gegen Frankreich erhob, Ludwig Philipp von Orleans, Lafayette, Cuſtine, La Tour d'Auvergne, Rochambauld, Macdonald, Victor Claude von Broglie unter der dreifarbigen Fahne unter den muthigſten Vertheidigern des Vaterlandes ausgezeichnet**). Alle die, welche ihre Pflicht gegen das Vaterland begreifen, zögern niemals, wenn es ſich um ſeine Rettung und ſeine Unabhängigkeit handelt.

Während der Schultheiß von Bubenberg und der Rath über die Wahl eines Feldherrn beriethen, der die Berner zum Siege

*) Auch ſeine Nachkommen haben ſich in unſern Tagen der Ahnen würdig bewieſen, was die Schweiz gewiß ſtets freudig anerkennen wird. (Anm. d. Ueberſetzers.)

**) Wann hat ſich der deutſche Adel ſo edel benommen? (Anm. des Ueberſetzers.)

führen könne, ſah man Rudolf, Kaſtellan von Erlach, deſſen Vater vierzig Jahre vorher den Adelsbund vernichtet hatte, zu Pferd in die Stadt Bern einziehen. Es war einer von jenen hochherzigen Männern, welche, obgleich in höheren Ständen geboren, die Führer und Vertheidiger der Unterdrückten ſind. Dieſe Stellung ziemt den erhabenen Geiſtern und edlen Gemüthern, aber ſie iſt eben ſo ſchwer als herrlich.

Es iſt ſo ſelten, daß man ſich darein ergibt, nebſt ſeinem eigenen Vortheil die Vorrechte der Geliebten aufzuopfern, und daß man den Vorurtheilen entſagt, welche man, um mich ſo auszudrücken, mit der Muttermilch eingeſogen hat! Aber Rudolf von Erlach hatte die Heldentugenden ſeines Vaters geerbt. Ob er gleich Lehensmann des Grafen von Nidau war, ſo bat er, da er zugleich in Bern das Bürgerrecht beſaß, den Grafen um die Erlaubniß, in den Reihen der Berner kämpfen zu dürfen. „Daran liegt mir wenig," antwortete der hochmüthige Graf. „Ich habe 240 Helme und 140 Reiter, und ich lege wenig Werth auf dieſen Einen Mann." „Ihr habt geſagt," antwortete Rudolf, „ich ſei ein Mann, ich will zeigen, daß ich dieſes Namens würdig bin."

Die Ankunft des edlen Ritters in Bern erſchien als ein glückliches Vorzeichen und erweckte alle glorreichen Erinnerungen an das Donnerbühl. Er wurde unter Zujauchzen zum Feldherrn ernannt, und der Schultheiß übergab ihm das Stadtbanner. Die Begeiſterung, die er erregte, klug benutzend, um als Feldherr den Gehorſam Aller in Anſpruch zu nehmen, ſagte Rudolf von Erlach zu den Bürgern: „Ich bin mit Euch in ſechs Schlachten geweſen, wo die kleinere Zahl immer geſiegt hat. Die Mannszucht iſt ein ſicheres Mittel zu ſiegen: ſo wie die Menge gegen die geſchickten Anordnungen Nichts vermag, ſo iſt der Muth ohne Mannszucht nutzlos. Ihr Handwerker, die Ihr nicht gern gehorcht, Ihr ſeid freie Männer, aber Ihr werdet es nur bleiben, wenn Ihr denen gehorchen lernt, welchen Ihr Gehorſam ſchuldig ſeid. Ich fürchte unſern Gegner nicht. Mit

dem Beistande Gottes und Eurer Hülfe will ich diesen Angriff abschlagen, wir werden den Feind wie bei Lebzeiten meines Vaters verjagen; aber ich will Euer Feldhauptmann nicht sein, wenn Ihr mir nicht unbeschränkte Gewalt ertheilt."

Indessen wurde die Stadt Laupen stark bedrängt. Bern rief seine Unterthanen und seine Bundesgenossen zu Hülfe. Schon bereiteten sich die Bewohner des Simmenthals zum Abzug, und die Landleute des Hasli kamen aus ihrem Thal herbei. Der Altschultheiß Freiherr von Kramburg eilte über den Brünig, um die Waldstätte zur Hülfe aufzufordern. Das Volk von Unterwalden wurde von seinen Landammännern zusammenberufen. Kramburg stellte ihm vor, „daß die Freiheit seiner Freunde, der Berner, von einem einzigen Tag abhänge, in welchem ihre gesammte Mannschaft ihren Feinden, deren Macht weit größer sei, als die ihrige, eine entscheidende Schlacht liefern müsse." — „Herr von Kramburg," sagten die Unterwaldner, „in der Gefahr erkennt man die wahren Freunde. Kehrt nach Bern zurück; sagt Euren Mitbürgern, daß das Volk der Waldstätte zeigen werde, wie es gesinnt ist." So fuhren auch Bernische Boten über den See, nach Uri und Schwyz. Die Waldstätte rüsteten sogleich 900 ihrer tapfersten Bergbewohner, welche über den Gipfel des Brünig zogen und sich vor den Thoren Berns lagerten. Auch Solothurn schickte 80 wohlbewaffnete Reiter.

Als alle Heerhaufen vereinigt waren, hielt ihnen der Priester Diebold Baselwind eine kräftige Rede. Dieser wahre Diener des Evangeliums verstand seine Pflicht besser als die Bischöfe, welche sich im Lager des Adels zur Unterdrückung der Schwachen verschworen. „Der Feind," sagte Baselwind, „ist stolz auf seine Menge; aber Gott straft den Stolz und segnet den Muth. St. Vincenz und St. Ursus*) erwarben den Himmel indem sie ihr Leben für eine gerechte Sache wagten. In einem

*) Schutzheilige Solothurns.

ſo gerechten Krieg, in welchem man für das Vaterland kämpft, gehört der Sieg ſeinen Vertheidigern, weil man durch den Tod für das Vaterland den Himmel erwirbt, und weil Gott ſelbſt diejenigen, deren Leben verſchont bleibt, für die Freiheit und den Ruhm erhält."

Während die Berner, vor den Altären knieend, den Beiſtand Gottes anflehten und feierliche Prozeſſionen veranſtalteten, bereitete ſich Erlach zum Abzug. Man begann ihn, als die Uhren der Stadt die Mitternacht verkündigten. Die bleichen Strahlen des Mondes ſpiegelten ſich in den Helmen und den Rüſtungen ab. Den Leib des Herrn in der Hand war Baſelwind an der Spitze der Schaar. Auf den Wällen ſahen Weiber und Kinder mit Thränen in den Augen ihren Gatten und Vätern nach, welche für die Freiheit der Stadt voll ſtolzen Muthes auszogen, ſie blieben den ganzen Tag in den Kirchen und Kapellen, um zu beten. Der Schultheiß Bubenberg und einige Aeltere aus dem Rath wachten für die Sicherheit der Stadt, denn man befürchtete einen Ueberfall der Oeſtreicher vom Aargau her.

Rudolf von Erlach erreichte gegen Mittag mit ſeinem Heer den Bromberg in der Nähe von Laupen. Ein Wald deckte ſeinen Rücken. Von dort konnte er, ohne geſehen zu werden, das glänzende Heer des mit Stolz und mit Vertrauen erfüllten Adels überblicken. Da verließen mehre Ritter die Reihen und beginnen vor dem Feinde ihre Pferde herumzutummeln; und es entſpann ſich wie zwiſchen den homeriſchen Helden ein Geſpräch voll herausfordernden Hohns. Unterdeſſen war Baſelwind auf einen Hügel geſtiegen und verſprach von demſelben herab allen denen den Himmel, welche im Begriff waren, für das Vaterland in den Tod zu gehen. Bevor Erlach das Zeichen zum Angriff gab, wählte er die entſchloſſenſten Männer aus den Zünften der Gerber und Metzger. „Wo ſind jetzt," rief er mit heldenmüthigem Frohſinn, „die feurigen Jünglinge, welche in Bern, mit Blumen und Federn geſchmückt, beim Tanz

immer die erſten ſind?“ Die Ehre der Stadt liegt heute in Euren Händen. Habt die Augen ſtets auf das Banner und Rudolf von Erlach gerichtet!

Die Schlacht wurde von den Schleuderern begonnen, welche nach drei Angriffen ihre Reihen auflösten und ſich zurückzogen. Alſobald rollten ſchwere eiſerne Heerwagen unter ſchrecklichem Getöſe auf die wankenden Reihen der Feinde. Indeſſen ließ ſich die Nachhut der Berner durch die Schwenkung der Schleuderer täuſchen, ſie hielt ſie für einen Anfang der Flucht und zog ſich eiligſt in den Wald zurück. „Meine Freunde,“ rief Erlach, der in dieſem bedenklichen Augenblick ſeine ganze Geiſtesgegenwart behielt, „der Sieg iſt unſer; die Feigen haben uns verlaſſen.“ Hierauf ergriff er das Banner und ſtürzte ſich wüthend auf das Fußvolk der Feinde, deſſen Reihen bald durchbrochen waren. „Um die Veſperzeit*) eilten die Berner den Schwyzern und Solothurnern gegen die Reiterei zu Hülfe, welche ſich aufzulöſen begann. Unter den Herrn, welche in dieſem Handgemenge umkamen, bemerkte man Rudolf von Nidau, Gerhard von Valendis, und drei Grafen aus dem Hauſe der Greierz. Als der Freiherr von Blumberg die Größe der Niederlage erkannte und die Namen der Getödteten erfuhr, ſagte er zu ſeinem Schildknappen: „Gott ſei davor, daß Blumenberg ſolche Männer überlebe.“ Bei dieſen Worten ſprengte er ſein Pferd gegen die Reihen der Waldſtätte, in denen er bald ſeinen Tod fand. Das ganze umgebende Feld von Oberwyl und Wyden war mit Waffen, Pferden und Leichnamen bedeckt, darunter 80 gekrönte Helme und 27 Banner der Städte und Herren.

Nachdem das Heer der Berner die Flüchtigen verfolgt hatte, verſammelte es ſich auf dem Schlachtfeld und dankte dem Ewigen, daß er die Klugheit und den Muth Rudolfs von Erlach geſegnet habe. Der edle Herr zeigte ſich im Sieg eben ſo beſcheiden, als er in der Schlacht unerſchrocken geweſen war. „Ich werde

*) Hora vesperarum, ſagt die Berner Chronik.

niemals vergeſſen," ſagte er, „daß ich dieſen Sieg dem Zutrauen meiner Mitbürger, ſowie Eurer Anhänglichkeit verdanke, liebe und getreue Freunde und Bundesgenoſſen aus den Waldſtätten und von Solothurn. Wenn einſt unſere Nachkommen den Bericht dieſer Schlacht hören, werden ſie vor Allem, wie wir heute, die gegenſeitige Freundſchaft in Ehren halten. In ihren Gefahren und Kriegen werden ſie ſich an die Tapferkeit und die Einigkeit ihrer Vorfahren erinnern."

So ward die Stadt Bern am 21. Juni 1339 befreit. Die Berner benutzten ihren Sieg zu Kriegszügen gegen die Schlöſſer und gegen Freiburg, das ſich mit dem Adel verbunden hatte. Sie verbreiteten den Schrecken ihrer Waffen in der weſtlichen Schweiz. Die erſchreckten Edlen ſagten voll Traurigkeit: „Gott iſt Bürger worden ze Bern!"

XIII.

Ewig preiſ' der Freiheit Lied
Deinen Retter Winkelried.

Minnich.

Indeſſen hatte das Haus Oeſtreich die Niederlage bei Morgarten nicht vergeſſen. „Der Adel, wie immer, haßte unverſöhnlich die Freiheit des Volkes. Er drückte die unterthänigen Bauern und that hoffärtig gegen die Eidgenoſſen. Und er dünkte ſich zu Allem mächtig, weil es der Herzog von Oeſtreich mit ihm hielt, der die Eidgenoſſen durch neue Zölle drückte, welche er in ſeinen Erblanden ſtellte, ihren Handel zu ſchwächen*)." Der Herzog Leopold theilte das Vertrauen des Adels. Er hatte ſo eben den von fünfzig rheiniſchen Städten gebildeten

*) Zſchokke, des Schweizerlands Geſchichte.

Bund aufgelöst, und so hielt er den Augenblick für günstig, um gegen die Eidgenossen aufzutreten. Er begab sich in seine Aargauischen Besitzungen, indem er erklärte, daß er die Unverschämtheit der Schweizer züchtigen wolle. Da sah man nun die Wuth der Herrn gegen die Bürger und die freien Bauern in ihrer ganzen Kraft ausbrechen. In einem Zeitraum von wenigen Wochen erhielten die Eidgenossen dreiundfünfzig Kriegserklärungen, und in zwölf Tagen erklärten sich 167 weltliche oder geistliche Herrn gegen sie*). Alle brannten, die Niederlagen am Donnerbühl, bei Morgarten, Laupen, Tätwyl zu rächen. Ritter, die unter dem Helm ergraut waren, wollten dem lästigen Ruhm jener „zusammengelaufenen Bauern" ein Ende machen; die jüngeren bedauerten, daß der ihnen dargebotene Sieg so leicht sei, und zeigten sich unwillig, daß sie mit Bürgern und Bauern zusammentreffen sollten.

Die Eidgenossen hatten wenig Mittel, um sich gegen dieses furchtbare Bündniß zu vertheidigen. Bern, das mit unverzeihlicher Selbstsucht die Dienste vergaß, welches ihm die Waldstätte bei Laupen erwiesen hatten, weigerte jede Hülfe unter dem Vorwand, daß es durch einen Waffenstillstand mit Herzog Leopold gebunden sei. „Es wird dem Ruhm Berns immer fehlen," sagt Johannes von Müller mit Recht**), „an der Schlacht bei Sempach keinen Theil genommen zu haben." Die übrigen Eidgenossen zeigten den bewundernswürdigsten Eifer. Sie fürchteten sich so wenig, daß sie den Krieg mit der Zerstörung mehrerer Burgen eröffneten. Auf der andern Seite nahm der Adel das Städtchen Meyenberg mit Hülfe des Verraths ein und verbrannte es; Reichensee hatte das gleiche Schicksal. Die Adelichen ermor-

*) Man findet die Liste in Tschudi und Bullinger. Es waren selbst Geistliche untergeordneten Rangs darunter, wie Hans von Randegh, Domherr von Konstanz. Die hohe und niedere Geistlichkeit stand damals mit dem Adel gegen das Volk. Ist es jetzt wohl anders?

**) J. v. Müller, Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft.

deten Alles, was den Flammen entging, Greise, Kinder und Weiber. Wie oft haben sogenannte Konservative auf diese Weise für die Wiederherstellung oder die Aufrechthaltung der Ordnung gearbeitet!

Der Herzog setzte sich bald in Bewegung. Er verließ Baden, ging über die Reuß, durchzog die freien Aemter und das Aargau und gelangte nach Sempach. Diese kleine Stadt liegt drei Stunden von Luzern an dem obern Ende eines zwei Stunden breiten Sees zwischen waldigen Hügeln. Die Waldstätte lagerten auf den Höhen in einem Walde, von wo aus sie das Schlachtfeld bei Büttisholz überblicken konnten. Dort hatten einst die Bauern des Entlibuchs die Gügler besiegt, jene wilden Horden Ingelrams von Coucy*).

Am 9. Juni 1386 erblickten die Eidgenossen den Feind. Seine Reiterei war zahlreich und prächtig. Jeder Baron zog an der Spitze seiner Vasallen, jeder Schultheiß führte seine Milizen; das Fußvolk bestand aus Knappen, Leibeigenen und Lanzknechten. In der Mitte seines furchtbaren Heeres glänzte Herzog Leopold**), schön, stolz, muthig, begierig, seinen Vater zu rächen, stolz auf seine Siege. Seine Krieger verbrannten die Erndten und die Ritter tummelten ihre Rosse vor den Mauern Sempachs, um die Bürger zu verhöhnen. Sie riefen, daß sie allein und ohne das Fußvolk im Stande seien, dieses „elende Bauernvolk" zu züchtigen.

Der Herzog beging die Unklugheit, sich durch ihren vermes-

*) „Stolz ritten sodann die Entlibucher auf den erbeuteten Rossen mit den gewonnenen Harnischen der Ritter heim. Das zu sehen jammerte die altadelichen Herren im Lande, und Junker Peter von Torrenberg seufzte: „O edler Herr von edlem Blut, daß ein Bauer deine Rüstung tragen thut!" Aber der Entlibucher antwortete: „Hei, Junker, wir haben die Waffen empfahn, und edles und Roßblut zusammengethan!" (Zschokke, Des Schweizerlands Geschichte.)

**) Er war der Sohn des bei Morgarten besiegten Leopold I.

senen Dünkel hinreißen zu lassen. Da der Feind die Anhöhen besetzt hielt, gab der Herzog der Reiterei den Befehl, abzusteigen. Johann, Freiherr von Hasenburg, der in den Schlachten ergraut war, erkannte die Gefahr, der man sich mit so großer Unbesonnenheit aussetzte. „Hoffart ist zu nichts gut," sagte der alte Krieger, und er gab den Rath, den Herrn von Bonstetten vorrücken zu lassen. Die adelichen Herren spotteten über „das Hasenherz" *). Man machte dem Herzog Bemerkungen, welche ihm von Furchtsamkeit eingegeben schienen. Man sagte ihm, daß auf dem Schlachtfelde Unfälle häufig seien, daß es Sache des Fürsten sei, für Alle zu wachen, und die seiner Unterthanen, für das gemeinschaftliche Wohl zu kämpfen, denn der Verlust des Feldherrn sei dem Heere weit schädlicher, als der Tod einiger Krieger. — „Was!" rief der Herzog lebhaft aus, „soll ich denn aus der Ferne zusehen, wie sich diese Ritter für mich aufopfern? Nein, hier, in meinem Land, für mein Volk will ich siegreich sein oder verderben." Diese Antwort gab dem Schicksal Leopolds das Gepräge von Hingebung, welches ihm mit Recht ein Dichter nicht ließ, der ein berühmtes Lied über diese Schlacht dichtete, welcher er selbst beiwohnte.

Als die Schweizer den Adel von ihren Pferden herabsteigen sahen, verließen sie den Wald und stürzten sich in die Ebene. Sie bildeten einen keilförmigen Schlachthaufen. Ihre Waffen waren kurz und ihre Zahl gering. Es waren 400 Luzerner, 900 Männer aus den Waldstätten und 100 Mann aus verschiedenen Ortschaften. Mehrere von ihnen hatten zu Schutzwaffen nur ein kleines an den linken Arm gebundenes Brett. Aber die Hellebarden von Morgarten glänzten in ihren Händen. Sie machten Halt und fielen nach altem Gebrauch auf die Knie. Unterdessen rüsteten sich die Herren zum Kampf und der Herzog

*) Im Alterthum waren dergleichen Verhöhnungen gewöhnlich. Man sehe Homers Iliade.

ſchlug mehrere zu Rittern. Die Sonne ſtand ſchon hoch und die Hitze war drückend.

Als ſich die Eidgenoſſen wieder erhoben hatten, liefen ſie gegen den Feind, indem ſie ein kriegeriſches Geſchrei erhoben. Aber es brach ihr Angriff an der eiſernen Mauer. Leopold hatte aus den langen Speeren, welche aus der vierten Reihe ſeines Heeres weit vordrangen, eine undurchdringliche und mörderiſche Fronte gebildet. Bald ſah man das Banner von Luzern ſinken, deſſen Schultheiß den Oberbefehl über die Eidsgenoſſen führte. Eine Menge tapferer Männer fiel, ohne den ehernen Wall zu durchbrechen. Der Augenblick war entſcheidend. Plötzlich ſtürzt ſich ein Ritter aus Unterwalden, Arnold Struthan von Winkelried, in die vorderſten Reihen, indem er ausruft: „Liebe Eidgenoſſen, ich will der Freiheit eine Gaſſe machen; traget Sorge für mein Weib und Kind.“ Mit dieſen Worten ſtürzt er ſich auf den Feind, ergreift mit ſeinen kräftigen Armen alle Lanzen, die er erreichen kann, drückt ſie in ſeine Bruſt und zieht ſie fallend mit ſich hinab. Die Schweizer dringen auf ſeinem Leichnam vor*). Der überraſchte Feind bemüht ſich vergeblich, die Lücke auszufüllen. Man drängt ſich, man erdrückt ſich, und viele Herren erſticken unter dem Gewicht ihrer Rüſtung, ohne verwundet worden zu ſein. Das große Banner von Oeſtreich entfällt den Händen des ſterbenden Trägers. Der Ritter Ulrich von Aarburg ergreift es; aber er fällt, auf den Tod verwundet, mit dem Ruf: „Rettet Oeſtreich, rettet!“ Auf dieſen Ruf eilt

*) Dieſer heldenmüthige Zug iſt im „Sempacherlied“ der Nachwelt überliefert worden. Dieſes Lied iſt vor einigen Jahren von Ettmüller, in den „Antiquariſchen Mittheilungen“, von Uhland in den „Volksliedern“, von dem Ueberſetzer des Dramas „Arnold von Winkelried“ von J. J. Porchat und von Heinrich Kurz in der „Schweiz“ herausgegeben worden. Wir beſitzen von Halbſuter nur dieſes einzige Lied, welches am vollſtändigſten von Tſchudi mitgetheilt worden iſt. Es zeugt von großem dramatiſchen Talent.

der Herzog herbei, er ergreift die blutige Fahne, die er mitten im Getümmel in die Höhe hebt. — „Weil ſo viele Edlen an meiner Seite geſtorben ſind," ſagte der Fürſt, „ſo will ich wie ſie ruhmvoll ſterben." — Und er ſtürzte ſich in die feindlichen Reihen. Von ſeiner ſchweren Rüſtung erdrückt, ſtürzt er auf die Knie. So fand ihn ein Mann aus Schwyz. „Ich bin der Herzog von Oeſtreich," rief er ihm zu, und er fiel von dem tödtlich getroffen, an den er das Wort gerichtet hatte. Nun ergriff das ganze Oeſtreichiſche Heer die Flucht. Die Herren riefen vergeblich nach ihren Pferden, welche ihre Knechte weggeführt hatten. Mit ſchweren Panzern beladen, von der Hitze niedergedrückt und vor Durſt vergehend, blieb ihnen nichts übrig, als ihr Leben theuer zu verkaufen. Die Zahl der Grafen, Herren und Ritter, welche auf dem Schlachtfelde blieben, betrug 606. Dieſer ungeheure Verluſt verdunkelte auf lange Zeit den Glanz des öſtreichiſchen Hofes. Das Volk ſagte: „Gott hat ſeinen Richterſtuhl beſtiegen, um den Hochmuth des Adels zu züchtigen". — Ohne Zweifel fand der Herzog unter den Edlen viele, die ihn beklagten und ſeinen Tod der Wuth der Bauern zuſchrieben; aber Halbſuter hat in ſeinem Geſang: „Von dem Strit ze Sempach" auf dieſe gegen die Eidsgenoſſen erhobenen Verläumdungen geantwortet:

„In und umb und uff dem ſin
  ſig Hertzog Lüpolt erſchlagen,
des tund die herren ennert Rhin.
  von den eidgenoſſen ſagen:
he! ich ſetz ein andres dran:
wär er daheim beliben,
  im het niemand leids gethan.

Mit im ſo tet er füren
  uff wägnen etlich Faß
mit hälsling, ſtrick und ſchnüren,
  denn er der meinung was,

he! möcht er gesieget han,
so wolt er die eidgnossen
allsamen erhencken lan.

Heft er kein unfug triben,
und nit solch übermut,
so wärind die edlen bliben,
jetlicher bi sinem gut.
he! sie tribens aber zfil:
des ist inen druß erwachsen
ein sölich hantvest spil*)."

Dies war der Ausgang der berühmten Schlacht bei Sempach, der „Märtyrer" **) Arnold von Winkelried hatte sein Vaterland aus der größten Gefahr gerettet***). Wie am Donnersbühl und bei Laupen verdankt man den Sieg zum Theil einem aus dem Adel, der für die Volkssache kämpfte.

Es gibt im ganzen Alterthum keinen Zug, der so großartig wäre als der erhabene Gedanke Winkelrieds. Nichts zeigt besser den Geist, der die schweizerischen Krieger erfüllte. Welche Macht konnte dieser heldenmüthigen Aufopferung widerstehen? Die Menge konnte dem Tode trotzen, und wenn das Vaterland mit außerordentlichen Gefahren bedroht war, gaben Männer von unvergleichlichem Muth das Beispiel einer Hingebung, welche

*) uff dem sin, auf dem Seinigen, sig, sei; tund, thun; ennert, jenseits; tet, that; uff wägnen, auf Wagen; häsling, Halsbänder; was, war; han, haben; lan, lassen; wärind, wären; jetlicher, jeder; tribens, trieben es; zfil, zu viel; druß, daraus; hantvest, gewaltig.

**) So nennt ihn Zschokke.

***) An der Stelle, wo Herzog Leopold gefallen ist, sieht man jetzt eine Kapelle. Ueber der Thüre befindet sich ein mittelmäßiges Gemälde, den Tod Winkelrieds darstellend. Man liest unter demselben die Worte des „Sempacherlieds" von Halbsuter aus Luzern. — Jedes Jahr wird das Andenken an die Schlacht mit großem Gepränge gefeiert.

jede Probe beſtand. In einem ſolchen Land war der Sieg der Tyrannei unmöglich. Wenn die Freiheit in ganz Europa ſolche Vertheidiger gefunden hätte, wäre die Befreiung der Völker weder ſo lang noch ſo ſchmerzhaft geweſen. Welchen Anblick bot Europa außerhalb der Gränzen Helvetiens? Blutige, und für die Sache der Menſchheit nutzloſe Kämpfe, eine einförmige Reihe von Kriegen des Adels, von denen nichts als Morde, Feuersbrünſte und Gewaltthaten jeglicher Art zu berichten iſt.

XIV.

Laßt ruhen eure Felſen,
Ihr ſtarken Glarner jetzt,
Gott ſteht auf euren Bergen,
Die Feinde fliehn entſetzt.
B. Reber.

Indeſſen hatte der Adel und Oeſtreich noch an vielen Orten Anhänger.

Obgleich Glarus die kleine Stadt Weſen mit großer Milde beherrſchte, ſehnten ſich doch deren Bewohner nach der öſtreichiſchen Herrſchaft zurück. Im Einverſtändniß mit dem Adel aus der Umgebung führten ſie Soldaten des Herzogs, welche verkleidet oder in Fäſſern verborgen waren, in die Stadt. In der Nacht von St. Matthias im Jahr 1388 wurde die ſchweizeriſche Beſatzung mit dem Stadtvogt Kanrad von Au aus Uri niedergemacht.

Die Lage der Glarner war gefährlich. Entweder mußten ſie ſich von Neuem unter das verhaßte Joch der öſtreichiſchen Vögte beugen, oder den ungleichſten Kampf wagen, den man ſich denken kann. Tauſend freie Männer ſollten in einem unbefeſtigten Thal der ganzen Macht Leopolds III. widerſtehen, der die Niederlagen ſeines Vaters und Großvaters zu rächen brannte. Mit einer Unerſchrockenheit, welche an die der Spar-

taner bei den Thermopylen erinnert, bewachten die Glarner drei Wochen lang den Eingang ihres Thales. Die Pfade der Hochalpen waren mit Schnee bedeckt, und sie konnten keine Hülfe von den Eidgenossen erwarten. In dieser großen Noth sandten sie zum Feind und baten um billigen Frieden. Die Oestreicher antworteten mit Forderungen folgenden Inhalts: „Ihr sollt dem Herzog von Oestreich, als Euerm natürlichen Herrn dienen, wie jeder Leibeigene seinem Herrn zu dienen verpflichtet ist. Ihr sollt ihm gegen Alle und Jeden beistehn, hauptsächlich gegen die Schweizer. Ihr sollt keine andern Gesetze haben, als die, welche Euch der Herzog, Euer Herr, gibt. Ihr sollt für Euern bisherigen Ungehorsam büßen, bis die Gnade des Herzogs Eurer Strafe Ziel und Maß setzt."

Die Glarner wollten ihren Bund mit den Eidgenossen nicht aufgeben; die Oestreicher zogen gegen Näfels, das Bollwerk des Glarnerlands, wo der Hauptmann Matthias Am Büel mit zweihundert Mann aufgestellt war. Weiber und Kinder flüchteten in das Gebirg und junge Leute eilten nach Schwyz, nach Unterwalden, Uri und Luzern, Hilfe zu verlangen. Schwyz schickte alsobald fünfzig seiner muthigsten Krieger.

Am Sonntag den 9. April, gegen 4 Uhr des Morgens, brachen die Oestreicher auf. Nach einer hartnäckigen Vertheidigung verließ Am Büel die Verschanzungen bei Näfels, und zog sich kämpfend mit 500 Mann gegen den Berg Rüti zurück. Diese Stellung war vortrefflich; denn er fürchtete nicht mehr, umgangen zu werden, und vor sich hatte er einen mit Felstrümmern bedeckten Boden, der die Bewegungen der östreichischen Reiterei hinderte. — Indessen rief die Sturmglocke, welche in den Gebirgen ertönte, die Glarner zum Schutz ihres Panners, das Heinrich Am Büel unter tausend Gefahren gerettet hatte. Die Hülfe, welche ihr Hauptmann erhielt, bestimmten ihn, den Angriff selbst zu beginnen. Die Glarner zeichnen sich durch ihre Lebhaftigkeit und ihre Gewandtheit aus. Eilfmal durchbrochen, sammelten sie sich eilfmal wieder. Plötzlich erschallte

das Kriegsgeſchrei der Schwyzer in dem Gebirg. Die Glarner beantworteten es mit freudigem Ruf. Da verbreitete ſich Schrekken in den Reihen der Oſtreicher. Dieſes furchtbare Geſchrei, das von dem Wiederhall der Gebirge wiederholt wurde, der Anblick der wilden Alpen in der Nähe des Schlachtfeldes, die Kühnheit dieſer heldenmüthigen Hirten, Alles trug dazu bei, ihr Herz mit unwiderſtehlichem Entſetzen zu erfüllen. Es war, wie wenn der Schatten Walthers von Stadion, der ſieben und dreißig Jahre vorher in dem nämlichen Engpaſſe im Kampf gegen dieſe Gebirgsbewohner gefallen war, ihre Seele mit einer übernatürlichen Furcht erfüllte. Die Reiterei löste ſich auf, und bald folgte das Fußvolk ihrem Beiſpiel. Die Glarner folgten ihnen auf dem Fuß und machten mit ihren Morgenſternen und Hellebarden blutige Arbeit. Die öſtreichiſchen Herrn drängten ſich in Maſſe auf der Brücke von Weſen; dieſe brach unter der Menge der Flüchtlinge und die ſchwerbeladnen Ritter wurden von dem Wallenſtadter See verſchlungen. Der Adel verlor 183 Ritter oder Edle; im Ganzen mehr als 2800 Mann.

Nach dem Sieg gedachten die Glarner der Worte des Landammans Vogel, deſſen Stimme ſie ermuthigt hatte. „Flehet zu Gott," hatte er ihnen geſagt; „er iſt barmherzig, er iſt der Beſchützer der Verlaſſnen; er kann die Todten auferwecken, er kann auch Euch retten." Sie dankten Gott, der Jungfrau, dem heiligen Fridolin, „ihrem Herrn," und dem heilgen Hilarius, und ſie gaben das Geſetz, „daß man alljährlich am erſten Sonntag des April aus der ganzen Gegend den vornehmſten Bewohner eines jeden Hauſes, der im Stande ſei, die Reiſe zu machen, nach Näfels ſchicken ſolle, und daß die Abgeordneten die Wege und Päſſe, wo ihre Väter zu der gleichen Zeit der ungeheuerſten Anſtrengung und Gefahr ausgeſetzt geweſen ſeien, beſuchen, für den Troſt und das Heil der Seelen derer, die dort umgekommen, beten und den Allmächtigen preiſen ſollten." Man feiert noch heut zu Tage dieſes religiöſe und patriotiſche Feſt unter dem Namen „Näfelſerfahrt." Auf der ſechsten Sta-

tion*) liest man die Geſchichte der Schlacht bei Sempach und des Siegs bei Näfels, ſo wie die Namen der in dieſer letzten Schlacht getödteten Glarner und aller derjenigen, die unter dem Befehl des Matthias am Büel ihr Leben für das Vaterland der Gefahr ausſetzten.

XV.

Lieblich, wie der Wieſen Blumen,
Sonder Schmuck wie deine Flur,
Glänze ſie vom lautern Ruhme
Deiner frommen Helden nur.

G. Schwab.

Die Gebirgsbewohner von Appenzell hörten von den Heldenthaten der Eidgenoſſen. Ihre traurigen Gedanken wendeten ſich nun gegen den Abt von St. Gallen, der ſie mit eiſernem Joch bedrückte.

Die weltlichen Herrn waren zu jener Zeit nicht die einzigen, welche auf die Unterſtützung der Oeſtreicher zählten, um die Bauern zu unterdrücken. Aber die Männer, welche die furchtbare Ariſtokratie der Barone beſiegt hatten, waren nicht geneigt, vor den Drohungen der Mönche zu erſchrecken. Unter den Kämpfen, welche die klöſterlichen Intriguen hervorriefen, gibt es wohl keine dramatiſcheren, als diejenigen, welche die unerſchrockenen Appenzeller gegen den Abt Kuno Stoffeln beſtanden. Die Geſchichte wird die Namen Speicher, Wolfshalden und Hauptlisberg neben die Namen Donnerbühl und Näfels einſchreiben. Sie wird erzählen, daß die Bauern, welche in weniger als vier Monaten vier große Schlachten gewannen, zahlreiche Fahnen, fünf Städte, fünf und ſechszig Burgen eroberten

*) Man ſieht noch auf der Ebene von Näfels die zum Andenken an die eilf Angriffe des Feindes aufgerichteten eilf Steine.

nd den Schrecken ihrer Waffen von Kyburg bis in das Thal
r Etsch verbreiteten.

Das Kloster St. Gallen, welches vom König der Franken
pin dem Kurzen gestiftet worden war, hatte seine frühere
öße verloren. Die Mönche waren nicht mehr jene frommen
üler des heiligen Gallus, die da wilde Ländereien urbar
hten, oder jene strengen Einsiedler, die mit den göttlichen
menschlichen Wissenschaften vertraut, und von dem Wunsch
hglüht waren, ihren Glauben in jenen wilden Gebirgen zu
reiten. Müßiggang, Macht und Reichthum hatten bald
s umgestaltet*). Das ist die ewige Geschichte der geistlichen
n. Sie beginnen mit Begeisterung, pflanzen sich in einer
gen Gleichgültigkeit fort und gehen in Verdorbenheit unter.
Die Abtei St. Gallen besaß die Souverainetät, der Abt
den Titel, den Rang und die Laster der Häupter des
ıladels. Obgleich Kuno Stoffeln zu einer Zeit lebte, wo
reiheit in der Schweiz aufwachte, zeigte er doch stets eine
schämte Verachtung gegen die arbeitende Klasse. Die Män-
die er anstellte, bewiesen eine noch größere Härte gegen
auern. Der Obervogt, der in Schwändi hauste, belegte
, Butter und Käs mit einer außerordentlichen Abgabe,
r hetzte zwei große Hunde auf die, welche sich dieser Plak-
zu entziehen suchten. Nicht zufrieden, ein Recht beim
l zu behaupten, nach welchem ihm das schönste Kleid ei-
den Verstorbenen gehörte, ließ er einst das Grab eines
enen eröffnen, um das Leintuch herauszunehmen, mit
ie kindliche Liebe den Leichnam umhüllt hatte. Solcher
ır die Herrschaft der geistlichen Herren, deren Milde und
hen Sinn gewisse Schriftsteller unserer Zeit so gerne
. Um solche Dinge zu vertheidigen, muß man doch gar

*) Es ist bekannt, daß es eine Zeit gab, wo in St. Gallen kein Mönch, den Abt inbegriffen, lesen und schreiben konnte. (A. d. U.)

zu sehr auf die Zerstreutheit oder die Unwissenheit der Zeitgenossen bauen.

In der Landsgemeinde versammelt, beschlossen die Appenzeller die Waldstätte nachzuahmen. Sie erhoben sich, verjagten die Vögte und verbrannten die Burg Schwändi. Der Abt suchte bei den Reichsstädten Hülfe, um die Bauern zu Paaren zu treiben; diese baten ihrerseits die Eidsgenossen um Unterstützung. Schwyz und Glarus allein entsprachen ihrer Bitte. Schwyz ergriff ohne Zögern Partei gegen die Unterdrücker. Glarus ließ verkündigen, „daß allen Freunden der Freiheit, welche den Appenzellern zu Hülfe eilten wollten, gestattet sei, es zu thun." Der Krieg begann im Jahr 1403. Der Abt und seine Verbündeten zogen über den Lisenbühl durch die Hohlgasse nach Vögelinseck. Am 15. Mai entspann sich der Kampf bei dem Dorf Speicher. Der Sieg der Appenzeller war vollständig. Sechshundert mit Eisen gepanzerte Ritter fielen, und das Panner mit dem schwarzen Bären jagte die Schaaren der Reichsstädter und des Abts in wilder Flucht vor sich her.

Dieser bat den Herzog Friedrich von Oestreich um Hülfe. Der Adel des Landes unterstützte seine Bitte bei Friedrich. „Appenzell," sagten sie, „folgt dem Beispiele von Schwyz nach, und zeigt sogar eine größere Kühnheit, um sein Vorbild zu übertreffen." Es sei nicht schwer, fügten sie hinzu, die schwachen Anfänge der Appenzeller Macht zu unterdrücken, aber wenn man sie in den Bund der Eidsgenossen eintreten lasse, würde der Untergang des ganzen Adels in den Alpen das Ergebniß ihrer Fortschritte sein; der Herzog dürfe dessen Vernichtung nicht dulden, welche die seinige vorbereiten würde. Friedrich versprach, die Unverschämtheit der Appenzeller Bauern zu züchtigen.

Während der Adel im Thurgau über den nahen Tag der Rache jubelte, begab sich Rudolf Graf von Werdenberg in das Land Appenzell. Er erschien vor der Landsgemeinde und sprach also:

„Es ist Euch wohl bekannt, biderbe Appenzeller, wer ich bin, er hier zu Euch redet, geboren von Montfort, welcher Stamm n Adel und Alter keinem nachgiebt. Aber was ist adelich, s in der Freiheit leben und sie zu behaupten wissen? Das nglück voriger Zeiten hat einen Unterschied unter den Men- en aufgebracht; Eure streitbare Hand verbessert, was der Welt- uf böse gemacht; so treten die Menschen in die natürlichen chte zurück, und brave Männer sind Brüder, wie Ihr und . Dort ennert jener Felsen ist Werdenberg, das Erbe meiner ter; dort im Thal unter jenen Höhen, im Rheinthal, Ihr st es, haben meine Altvordern geherrscht; noch mein Vater) ich selbst. Alles ist mir und meinen Brüdern nach ihrer rsättlichen Ländergier von den Oestreichischen Herzogen ent- n zum Lohn der allzuviel Jahre geleisteten Dienste; wer t Dankbarkeit bei den Fürsten, und Recht, wo Gewalt Alles ! Ich kenne die Herzoge, die Beschützer des Adels. Dem, blindlings ihren Krieg thut, und auf Landtagen schweigt, nichts Höheres kennt, als ihren Dienst, gönnen sie die , ihr Diener zu sein; den ächten alten Adel, dem die heit so lieb ist*), wie ihnen die Macht, den hassen sie; e Burgen müssen Raubschlösser sein, und aus Liebe zur nung nehmen sie sie ein und behalten sie für sich. So bald Niemand reden zu der Gewalt, wider welche Niemand ag; fraget Eure Nachbarn unter Oestreich, haben sie es besser? sind sie zufrieden? Es ist mir zu Ohren gekommen, der Herzog im Tirol sich aufmacht, wider Euch zu streiten. ebe Männer, meine Brüder! Bedrängte sollen beisammen ı; das ist recht vor Gott und Menschen. Trauet mir, fort hat nie die Treue gebrochen. Lasset mich sein, wie

---

) Die Schweiz und England haben in dem Leben mehrerer edlen er die Verwirklichung dieses herrlichen Ideals dargeboten. Für chweiz genügt es, die zwei Erlach, Bubenberg, Arnold von Win- , Rudolf von Werdenberg u. a. m. anzuführen.

einer aus Euch, ein freier Landmann zu Appenzell. Einige Kenntniß von des Feindes Manier, meiner Vorältern Muth, mein Schwert und mein Blut (mehr nicht hat mir die ungerechte Gewalt gelaſſen), das iſt Euer, Euere Sache ſei mein; laßt mich leben und ſtreiten, wie einer aus Euch*)."

Er ſprachs, legte ſeinen glänzenden Waffenſchmuck und ſeine reichen Kleider ab, und zog den Leinkittel der Hirten an. Dieſe Einfachheit gefiel den Gebirgsleuten, welche ihm den Oberbefehl übertrugen. Man legte hierauf Verſchanzungen in den Engpäſſen an und erneuerte das Bündniß mit der Stadt St. Gallen.

Am 17. Juni rückte die Hauptmacht des Herzogs Friedrich gegen die Gränzen Appenzells vor, und zog hierauf an den Stoß. Der Weg war glatt, der Zug beſchwerlich auf einem abhängigen Boden, der mit naſſem und kurzem Gras bedeckt war. Der Boden ſelbſt ſchien mit ſeinen heldenmüthigen Bewohnern zu kämpfen. Zudem rollten 400 Appenzeller und einige Krieger aus Schwyz Felsſtücke und Baumſtämme auf den Feind herab. Dennoch fuhren Alle, die nicht getroffen wurden, fort, den Berg, obwohl in gebrochenen Reihen, zu erklimmen, mit Händen und Füßen arbeitend. Kaum hatten ſie die Mitte erreicht, als ſich die Appenzeller auf ein Zeichen Rudolfs von Werdenberg auf ſie ſtürzten. Der Feldherr und ſeine Krieger, welche baarfuß waren, bewegten ſich mit Leichtigkeit auf dem naſſen Gras, während die Oeſtreicher, deren Bewegungen ſehr langſam waren, nicht einmal ihre Armbrüſte gebrauchen konnten, deren Sehne von der Feuchtigkeit ſchlaff geworden waren. Man kämpfte Lanze gegen Lanze, Schwert gegen Schwert. Da ſtritt ein Appenzelliſcher Held, Uly Rotach, mit einer Hellebarde, im Rücken an eine Viehhürde geſtützt, allein gegen zwölf Oeſtreicher. Er erſchlug ihrer fünf; die andern drangen in die Hürde und ſteckten ſie in Brand. Da er

*) J. v. Müller, Geſchichten Schweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft.

gegen die Flammen nicht ankämpfen konnte, ließ ſich Uly lieber verbrennen, als daß er ſich ergeben hätte. — Der Heldenmuth der Männer gab den Frauen einen kühnen Entſchluß ein. Während Friedrichs Krieger mit der Wuth der Verzweiflung kämpften, erblickten ſie auf einer nahen Anhöhe eine Schaar mit weißen Rüſtungen, deren Abſicht es ſchien, ihnen in den Rücken zu fallen. Es waren die Appenzellerinnen, welche Hemden über ihre Kleider angezogen hatten. Voll Schrecken ſtürzten die Feinde den Berg herab, auf deren Abhängen Ströme von Blut und Regen herabfloſſen. Der Kampf, der ſechs Stunden gedauert hatte, endigte mit der vollſtändigen Niederlage der Oeſtreicher. Hierauf kehrten die Sieger auf das Schlachtfeld zurück, fielen auf die Knie und dankten dem Gott der Schlachten und der Freiheit.

Unterdeſſen wurde Herzog Friedrich, der einen vergeblichen Angriff auf St. Gallen gemacht hatte, von 400 Bürgern dieſer Stadt am Fuß des Hauptlisberg geſchlagen. Vergeblich verſuchte er, ſich an den Appenzellern zu rächen, er wurde in der blutigen Schlacht an der Wolfshalden vollſtändig beſiegt. Er verfluchte dieſen Krieg und zog über den Rhein zurück*).

XVI.

Heldenkampf, den größten, ſieht
Und beſiegt der Sieger flieht.
Minnich.

Oeſtreich hatte die Eidgenoſſen nicht mit Gewalt bezwingen können; es verſuchte, ſie zu entzweien, indem es in ihrem Herzen alle ſchlechten Leidenſchaften: Habſucht, Ehrgeiz, Rach-

*) Die Graubündner beſtanden ebenfalls 1426 bis 1476 einen heldenmüthigen Kampf, um ſich von der Tyrannei des Adels zu befreien. Wir werden dieſe dramatiſche Epiſode aus der Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft an einem andern Ort erzählen.

begierde erweckte. Zürich diente seinen verbrecherischen Absichten zum Werkzeug. Es war zwischen dieser thätigen und kriegerischen Stadt und dem Kanton Schwyz über die Erbschaft des Grafen von Toggenburg ein Krieg ausgebrochen. Die Eidgenossen zwangen Zürich, nicht bloß auf diese Erbschaft zu verzichten, sondern selbst dem Kanton Schwyz und dessen Bundesgenossen Glarus Gebietstheile zur Bezahlung der Kriegskosten abzutreten. Kaiser Friedrich III. von Oestreich benützte die Erbitterung, welche die den Zürchern auferlegten Bedingungen in ihnen hervorgerufen hatte. Alle ihre Pflichten gegen die Eidgenossenschaft vergessend, schlossen diese mit den Oestreichern den Aachener Vertrag ab (1432). Der Kaiser, der mit Jubel in den Mauern Zürichs aufgenommen wurde, hatte die Freude, den goldenen Adler auf dem Groß-Münster aufgepflanzt, und die meisten Bürger die Pfauenfeder und das rothe Kreuz Oestreichs an ihre Hüte stecken zu sehen. Die Freunde der Schweizer wagten es nicht mehr, das weiße Kreuz der Eidgenossenschaft aufzuschlagen. Bald darauf erhielt Zürich östreichische Besatzung und wurde das gelehrige Werkzeug der fremden Politik.

Es gehört nicht in unsere Aufgabe, die Wechselfälle des Kriegs zwischen den Zürchern und den Eidgenossen zu erzählen. Diese belagerten endlich die Stadt Zürich und bedrängten sie lebhaft. Mit entfernten Kriegen beschäftigt, konnte ihr der Kaiser nicht zu Hülfe kommen. Da zog die östreichische Staatskunst mit ihren Intriguen die furchtbarste Plage auf die Schweiz herbei.

Friedrich III. hatte sich an den König von Frankreich, Karl VII. gewendet. Zu dieser Zeit war Frankreich mit zuchtlosen und wilden Schaaren bedeckt, welche aus Abenteurern aller Völker bestanden, und denen ähnlich waren, welche die Schweiz unter Ingelram von Coucy überschwemmt hatten. Der König zog diese Schaaren zusammen, welche man Armagnacken nannte, und schickte sie unter dem Befehl des Dauphin Ludwig*) Zürich

*) Er wurde später König unter dem Namen Ludwig XI.

ı Hülfe. Die Armagnacken bildeten ein Heer von 30,000
lann. Sie kamen in die Nähe von Baſel, während die Eid=
noſſen Farnsburg belagerten. Man ſchickte in das Lager von
ırich um Hülfe. Die Belagerer antworteten den Boten,
lche von Farnsburg kamen: „Es ſind nur arme, arme Gecken,“
ɔ begnügten ſich, ihnen eine Verſtärkung von 600 Mann
ſchicken. Am 26. Auguſt 1444 ſtießen 1500 Eidgenoſſen,
che gen Baſel rückten, auf 4000 Armagnacken bei dem Dorf
ttelen, warfen ſie in die Birs, und durchſchwammen den
ß trotz des furchtbaren Feuers der Feinde, deſſen ganze
ht auf dem andern Ufer aufgeſtellt war. Hierauf drangen
gleich Würgengeln, auf dieſe zahlloſen Schaaren ein. Sie
ɔen bald getrennt, und 900 kämpften in der Ebene, wäh=
die andern ſich hinter der Mauer des Spitalgartens bei
Jakob verſchanzten. Grimmig, Löwen gleich, kämpften die
er Ebene bis zu dem Augenblick, wo ſie auf Leichenhaufen
ırfielen; noch im Tode waren ihre Reihen gedrängt wie
ɛend der Schlacht. Der Dauphin wollte denen, welche den
en beſetzt hielten, eine Kapitulation vorſchlagen, aber Peter
Mormont bat den Marſchall Dammartin, Niemanden zu
ɛn, ſo ſehr war der Adel gegen die Bürger und Bauern
bracht.

ɔreimal warfen die Schweizer die Schaaren des Dauphin
, zweimal machten ſie einen kräftigen Ausfall, überall
cken und Tod verbreitend. Die Anführer der Armagnacken
ɛn die Ihrigen nur mit der größten Mühe bewegen, den
ı nochmals zu wagen. Endlich warf das Geſchütz die
r nieder; der Spital und die Kapelle ſtanden in Flammen.
ıdgenoſſen ſtarben als Helden in dieſem Rieſenkampf. Mit
ıhme von zehn Mann, welche bei dem Uebergang über
irs von den Ihrigen abgeſchnitten worden waren, waren
ɔchweizer auf dem Schlachtfeld geblieben.

„Als jetzt der Feind die Hingefallnen ſah,
Ergriff ſchmerzvolle Ehrfurcht ſeine Seele

Ob ſolcher Heldenthat, zum erſtenmal
Ihr männlich Antlitz ohne Furcht betrachtend*)."

Die Franzoſen hatten ihrerſeits eilfhundert Ritter und achttauſend Soldaten in dieſen ſchweizeriſchen Thermopylen verloren. Trotz dieſes ſchrecklichen Verluſtes bezeugten ſie eine einſtimmige Bewunderung für dieſe Tapfern, welche ſich den Kriegern des Leonidas an die Seite geſtellt hatten. Ludwig ließ ihnen die letzten Ehrenbezeugungen erweiſen; er ſchwur, daß er nie ſolche Männer geſehen habe und zeigte ſich geneigt, mit der Eidgenoſſenſchaft zu unterhandeln. Während der Dauphin und ſeine Ritter eine ſo große Achtung gegen den unglücklichen Muth bewieſen, feierte die öſtreichiſche Partei in Zürich durch die mannigfaltigſten Beluſtigungen die Niederlage der Schweizer. Die Freude, welche dieſe den Fremden hingegebene Stadt bei dieſer Gelegenheit an den Tag legte, iſt ein Flecken in ihrer ruhmvollen Geſchichte. Schande dem, der ſich über das Unglück des Vaterlandes freut! Da ſie jedoch bei Wolrau (16. Dezember 1445) geſchlagen worden waren, und die Oeſtreicher, ihre Verbündeten; eine noch blutigere Niederlage bei Ragatz erlitten hatten (6. März 1446), entſchloſſen ſich die Zürcher, dieſem verbrecheriſchen Bündniß zu entſagen und wieder in den Bund der Eidgenoſſen einzutreten, an deſſen Ruhm ſie von nun an Theil nehmen ſollten.

Oeſtreich und der Adel hatte den Boden Helvetiens mit Blut überſchwemmt, ohne den Heldenmuth eines Volkes beſiegen zu können, das entſchloſſen war, zu ſterben oder frei zu bleiben. Seit den Kämpfen der Griechen gegen den König der Könige hatte die Welt kein großartigeres Schauſpiel geſehen, als das, welches von den Alpenhirten der Begeiſterung der Menſchen dargebracht worden war**).

*) Casimir Delavigne, Messéniennes.

**) Und doch haben ſich in der Schweiz Schriftſteller gefunden, welche die Partei ihrer Feinde ergreifen. „Es iſt zu bedauern, daß

XVII.

Wir ſtanden achtzehntauſend Mann
Vor ſechzig tauſenden;
Da ſahn wir nur den Himmel an,
Und ſahn ſie, ruhig, ſtehn.
Lavater.

: Kriege, welche die Eidgenoſſenſchaft mit Burgund führte,
ch berühmter als ſeine Kämpfe gegen das Haus Oeſt-
Wer hat nicht die Namen Grandſon und Murten mit
derung nennen hören? Und doch hat man in unſern
verſucht, in den Augen der Schweizer den Ruhm ver-
zu machen, welchen ihre Ahnen auf dieſen Schlachtfeldern
:n hatten. Man verſicherte, daß es für ſie beſſer gewe-
ire, die Nachfolger Karls des Kühnen als die Erben
s XI. in ihrer Nachbarſchaft zu haben, deren Ehrgeiz
reiheit fortwährend bedrohe*). Leider ſieht man nicht
ıß die Burgundiſchen Herzoge in ihren Anmaßungen
gter geweſen wären, als die allerchriſtlichſten Könige.
kann nicht," ſagt ein gelehrter und vaterländiſch geſinn-
riftſteller, „mit dem waadtländiſchen Geſchichtſchreiber die
)e Unſchuld Karls des Kühnen annehmen und das Schickſal
Fürſten bedauern, der einer der größten Tyrannen war,
)ie Geſchichte Erwähnung thut**)."

---

von Luzern und de Gingins la Sarraz von Lauſanne,
yſtemſucht verleitet, ſich mit einer Beharrlichkeit, die einer beſſern
würdig wäre, bemüht haben, der Eine das Recht Burgunds,
)ere das Recht Oeſtreichs zu idealiſiren und aus ihren Mit-
Barbaren und Empörer zu machen." Daguet, Geſchichte
weizervolks.

Der große Haller ſagte ſchon im letzten Jahrhundert in einem
)riefe: „Unſere Vorfahren haben große Fehler begangen, ſie haben
us Burgund vernichten helfen, welches ſie vor der Nachbarſchaft
lchs bewahrte."

Daguet, Geſchichte des Schweizervolks. — Daguet iſt ein
ger.

Uebrigens, indem die Kantone Karl den Kühnen mit aller Kraft bekämpften; erfüllten sie eine Aufgabe, welche höher steht, als alle rein nationalen Rücksichten. Indem sie den Herzog von Burgund besiegten, stürzten sie eines der gefürchtetsten und unternehmendsten Häupter des Feudaladels. Aber ist es nicht am Ende das, was Leute zur Trauer stimmt, welche gegen die Demokratie so feindselig gestimmt sind, wie Ginginz-la-Sarraz? Was uns betrifft, so wollen wir einen unparteiischen Standpunkt einnehmen. Wir glauben, daß die Niederlagen bei Morgarten, Laupen, Sempach, Näfels den Uebermuth der Barone noch nicht genug gedemüthigt hatten. Mit Recht auf ihre Siege stolz, mußten die Schweizer beweisen, daß ihr Freistaat von Bürgern und Bauern, nachdem er Oestreich und Frankreich widerstanden hatte, auch noch jenem hochmüthigen burgundischen Adel die Stirne zu bieten vermöge, vor welchem damals das Abendland zitterte. Glaubt man denn, daß die scharfe Lehre, die sie ihm gaben, für die Völker verloren gegangen ist? Als die Holländer*) des sechszehnten Jahrhunderts ihren riesigen Kampf gegen die Erben der Herzoge von Burgund führten, mußten sie nicht mehr als einmal an Grandson und Murten denken? Die heldenmüthigen Geusen, welche in ihrer Schwäche und Absonderung der mächtigsten Monarchie jener Zeit widerstanden, hatten die kühnen Hirten vor Augen, welche den wilden Hochmuth des Großvaters des Königs Philipp gedemüthigt hatten. Als Genf nach der Reformation den Verschwörungen und den Gewaltthätigkeiten des Herzogs von Savoyen und seiner Edelleute mit so viel Kraft widerstand**), dachte es ohne Zweifel mehr als einmal an die schmähliche Niederlage Karls des Kühnen. In der That wurde der Zauber der aristokratischen Heere, welche durch die Siege der Eidgenossen schon sehr geschwächt waren, in Grandson und Murten vollständig

*) Holland gehörte zu den Staaten Karls des Kühnen.

**) S. Gaberel, Histoire de l'Église de Genève.

Selbſt die beſchränkteſten Geiſter fingen an zu er-
uf welcher Seite die Macht und die Zukunft ſei. Sie
endlich, daß ein kräftiger Entſchluß über eine mili-
rganiſation den Sieg davon tragen könne, welche
dahin für unbeſiegbar gehalten hatte.

g Karl von Burgund hatte umfaſſende Pläne. Nach-
i Montlhéry das Anſehen des Königs von Frankreich
, und mit einer unverſöhnlichen Grauſamkeit die Bür-
Gent und Lüttich beſtraft hatte, welche die tyranniſche
ur ungeduldig ertrugen, bildete er ſich ein, daß dem
ines mächtigen Hauſes Nichts unmöglich ſei. Er nahm
anden Rath an, er betrachtete ſeinen Willen wie das
eſetz und um ihm bei Allen Achtung zu erzwingen,
wie Olivier de la Marche ſagt, „das Schwert in der
Kein Fürſt jener Zeit entfaltete eine größere Pracht.
ung, die er bei Feierlichkeiten trug, war ſo ſehr mit
n geſchmückt, daß man ſie auf mehr als 100,000 Gold-
hätzte, ſeine Mahlzeiten waren eines Lucullus würdig;
lgeſchirr, die Teppiche, die er ſich im Krieg nachfüh-
waren von unerhörtem Reichthum. Sein Heer war
nswürdig organiſirt. Dreihundert Stück Geſchütz, zwei-
Munitionswägen begleiteten es. Es konnte zahlreiche
in ſeinen weiten Staaten ausheben, welche ſich von den
nzen der Schweiz vom Jura und Rhein, zwiſchen die-
ß und Frankreich bis an die Nordſee erſtreckten. Er
ſich vor den Wechſelfällen des Glückes ſicher, aber die
von Bern und die Alpenhirten rächten die Opfer von
nd Gent.

Fürſt von dieſem Charakter mußte von deſpotiſch ge-
Männern vertreten werden. In der That ließ Peter von
ch, einer ſeiner Statthalter, welcher abwechſelnd in Brei-
n in Ferrette, zweien Städten in der Nähe der ſchwei-
i Gränze reſidirte, keine Gelegenheit vorübergehen, die
te dieſes Volks zu bedrücken. Ein zweiter Geßler, legte

er den ſeiner Gewalt unterworfenen Völkerſchaften ein eiſernes Joch auf. Die Eidgenoſſen hatten ſich ebenfalls über Jakob von Savoyen, den Großmarſchall der Armee Karls des Kühnen, zu beklagen, welchem ſein Bruder, der Herzog von Savoyen Amadeus IX., das Waadtland mit dem Titel eines Barons von der Waadt und Grafen von Romont zur Apanage gegeben hatte. Bern ſchickte zwei Abgeordnete nach Thann im Elſaß, um ſich bei dem Herzog über das Benehmen Hagenbachs zu beklagen. Dem Gebrauch des burgundiſchen Hofes gemäß, ſprachen ſie knieend zu Karl:

„Hoher und mächtiger Herr," ſagten ſie ihm, „die Stadt Bern und ihre Verbündeten, von jeher an das Bündniß mit Euren erlauchten Ahnen gewöhnt, haben Euch freudig in dieſes Land kommen ſehen, da es das einzige Mittel iſt, Euch ihre Klagen vorzulegen und Genugthuung zu erhalten. Eure Diener haben ihre Gewaltthätigkeiten erneuert und Feindſeligkeiten ausgeübt. Der Vogt Hagenbach hat die Leute von Mühlhauſen ihrer Grundzinſe beraubt und ihnen die Freiheit des Handels entriſſen. In der Ueberzeugung, daß unſere Vorſtellungen dem gnädigſten Herrn Herzog in einem ungünſtigen Lichte dargelegt worden ſind, empfehlen wir eine Stadt, die unſere Verbündete iſt, ſeiner Gnade. Wir beſchwören Euch auch, Eurem Vogt ſeine Beleidigungen und ſeine Drohungen gegen die Schweizer zu unterſagen."

Karl antwortete ihnen kalt:

„Ihr ſollt zu Dijon meine Antwort haben: folgt mir dahin."

Dort warteten die Geſandten vergeblich. Der Herzog verbarg ſeine unverſchämte Verachtung gegen die Eidgenoſſen nicht. — Hagenbachs Tod verwandelte die Verachtung in einen wüthenden Zorn. Da ſich die elſäſſiſchen Städte gegen die burgundiſche Herrſchaft empört hatten, wurde der Tyrann unter Mitwirkung der mit Mühlhauſen verbündeten Schweizer ergriffen, gerichtet und während der Nacht in Breiſach hingerichtet.

Karl ſchwur, eher ſein Leben als ſeine Rache aufzugeben.

wangen ihn die Umstände zur Verstellung. Er wollte
rfürsten von Köln wieder einsetzen und Frankreich beun-
ihn. Aber Bern, welches wohl wußte, daß Karl nie
, überredete die Eidgenossen, die Verlegenheit, in der
befand, zu benutzen, um ihm den Krieg zu erklären.
iegserklärung, welche ihm in dem Lager bei Nuys in
he von Köln, überbracht wurde, war einfach und edel.
rl den Herold hörte, der beauftragt war, ihm die Feind-
en anzukündigen, rief er voll Wuth aus: „Bern! Bern!"
knirschte mit den Zähnen.

mit Frankreich und dem deutschen Reich verbündeten
er eröffneten den Krieg mit einer außerordentlichen Erbit-
Das Waadtland hatte vorzüglich viel von ihren Ein-
u leiden. In drei Wochen eroberten sie mit einer Ta-
ohne Gleichen sechszehn kleine Städte und drei und
Burgen, welche im waadtländischen Gebiete lagen. Leider
sie in diesem Kriegszug ihrer ehemaligen Großmuth nicht
Die unpartheiische Geschich.e ist den Völkern wie den
die Wahrheit schuldig. Sie kann nicht vergessen, daß
ner Regierung genöthigt war, ihre Krieger an die edlen
ngen zu erinnern, aus welchen der „Sempacherbrief"
egangen war. „Diese unerhörten Grausamkeiten," sagte
e unsern alten Gebräuchen zuwider sind, könnten uns
rn Gottes und seiner Heiligen zuziehen."

l der Kühne bereitete sich zu einer furchtbaren Rache vor.
abe, sagte er in Nancy zu den Herren seines Hofes,
Frieden mit den königlichen Nachbarn, aber nicht mit
weizern, welche meinem Vetter von Romont eine große
) zugefügt haben. Ich habe die Absicht, mich nächstens
en." Die Lage der Eidgenossen war um so bedenklicher,
Kaiser von Deutschland und der König von Frankreich
einer feigen Treulosigkeit verlassen hatten, nachdem sie
Krieg gedrängt hatten. Deshalb boten sie dem Herzog
eben an, der ihre Vorschläge stolz zurückwies, mit 60000

Mann über den Jura zog*) und auf Grandſon marſchirte, entſchloſſen, die Schweizer ſeiner Rache aufzuopfern.

Karl der Kühne eröffnete den Feldzug, indem er ſich des Schloſſes Grandſon bemächtigte. Die 1300 Mann Beſatzung wurden aufgehängt oder in dem See ertränkt. „Dieß war," ſagt Golbery, „der letzte Tag der Ehre Karls, der letzte ſeines Glücks." Die Schweizer ſtarben mit einer heldenmüthigen Ruhe, die den Burgunden fürchterlich erſchien. Sie bemerkten bald, daß ihre Ahnungen ſie nicht betrogen hätten.

Als die Eidgenoſſen das Gemetzel in Grandſon erfuhren, ſtießen ſie ein Rachegeſchrei aus. Ob ſie gleich nur 20000 Mann einem dreimal zahlreicheren Feinde entgegen zu ſetzen hatten, zogen ſie ohne Zögern dem Herzog entgegen. Die Burgunden und die Schweizer trafen am 2. März 1477 bei Grandſon zuſammen. Sobald Karl die Annäherung des Feindes erfahren hatte, ſagte er zu ſeinen Edelleuten: „Laßt uns gegen dieſe Bauern ziehen, das ſind keine Leute für uns." Bei Tagesanbruch erſchien die Vorhut der Schweizer, welche aus den Kriegern von Luzern, Schwyz und dem Berneroberland beſtand, in den Weinbergen zwiſchen dem Neuenburger See und dem Jura. Sie begannen den Angriff, nachdem ſie den Gott der Heerſchaaren angerufen hatten. Sobald man ſie im Gefecht ſah, rückten Bern und Freiburg unter dem Befehl zweier erfahrnen Feldherrn, Johannes von Hallwyl und Niklaus von Scharnachthal feſten Schrittes vor. Der Feind, der die Gebräuche der Schweizer nicht kannte, glaubte, als er ſie auf den Knieen ſah, daß ſie um Gnade flehten, und es erſcholl ein lang anhaltendes Gelächter auf der ganzen burgundiſchen Linie. „Bei

*) Vor ſeiner Ankunft überfiel Wilhelm de la Sarraz die Stadt Iferten und ermordete die in der Stadt befindlichen Eidgenoſſen. Man ſieht, daß die Zärtlichkeit der La Sarraz für die Burgunden von alten Zeiten herrührt. Man darf ſich alſo nicht ſo ſehr über die Theilnahme wundern, die Herr de Gingins-la-Sarraz für ſie bezeugt.

:org," rief der Herzog, „dieſe Canaillen bitten um Er-
. Kanoniere, Feuer auf dieſe Bauern!" — „Alle dieſe
lche Reden," ſagt ein Chroniſt, „helfen ihm Nichts.
ünde*) ſtürzen ſich auf die Seinigen, hauen da und
e dieſe ſchönen Junker nieder; ſo ſehr und ſo trefflich
dieſe Burgunder über Hals und Kopf in die Flucht ge-
ıß ſie dem vom Oſtwind zerſtreuten Rauch gleichen." **)
ie Vorhut der Eidgenoſſen that ſeit mehreren Stun-
ınder der Tapferkeit, als ſich plötzlich die rauhen Töne
rſts von Unterwalden und das furchtbare Gebrüll des
***) von Uri hören ließen. Da klärte ſich der Himmel
d man ſah die Helme und Rüſtungen der Schweizer,
die Höhen von Bonvillards und Champigny bedeckten,
n Sonnenſtrahlen erglänzen. — „Was iſt das?" frug
zog den Brandolf von Stein, den er gefangen genommen
— „Das ſind," ſagte Stein, „die wahren Schweizer,
birgsmänner, welche die Oeſtreicher geſchlagen haben.
ıd auch die Bürgermeiſter von Zürich und Schaffhauſen;
Tſchudi mit ſeinen Schlachthaufen. —
eh uns!" rief Karl zum erſten Mal entmuthigt aus;
ıand voll dieſer Leute hat uns von Tagesanbruch an
dieſer Stunde ermüdet; was ſoll jetzt gegen dieſe Menge
s werden?" — Die ſeltſamen Töne der Alpenhörner,
nerwartete und plötzliche Angriff verbreiten Schrecken in
hen des burgundiſchen Heeres. Umſonſt verſuchte der
die Flüchtlinge aufzuhalten, umſonſt treibt er die Wuth
, daß er ſeine Soldaten ſchlägt. Die Auflöſung iſt voll-
Karl wirft einen traurigen Blick auf die vierhundert
Geſchütze, die er im Stich laſſen muß; dann wendet er

Die Eidgenoſſen.
Chronique de Neuchâtel.
Ein Büffelhorn, welches nach dem Wappen von Uri (einem Stier-
nannt wird.

ſich, von fünf Reitern begleitet, zur Flucht, und hält erſt jenſeits des Jura an. „Alles Uebrige floh," ſagt Commines. „Aber Nichts wurde gerettet als die Perſonen, und es gingen alle prächtigen Ringe*) des genannten Herzogs verloren, und die Deutſchen**) gewannen ſein Lager, ſein Geſchütz und alle Zelte, von denen er eine große Anzahl hatte, ſowohl die ſeinigen, als die ſeiner Leute. Dieß war das erſte Mißgeſchick, das dieſer Herzog jemals in ſeinem Leben gehabt hatte. Welches Unglück traf ihn an dieſem Tag, weil er nur ſeinem Kopf gefolgt war und guten Rath verſchmäht hatte! Eine große Zahl von Leuten erklärten ſich gegen ihn, welche ſich am Tage vorher für ſeine Freunde ausgaben."

XVIII.

Gott liß Pharao im Meer verſinken,
Karlus im See ertrinken:
Zu Murten in dem See
Schrüw mancher och und wee.
Altes Lied von Mathiß Zeller.

Demungeachtet konnte der Krieg damit nicht beendigt ſein. Karl der Kühne beſaß noch unermeßliche Hülfsquellen. Er legte außerordentliche Steuern auf, hob den zehnten Mann in ſeinen Staaten aus, warb italieniſche Condottieri an, verwandelte die Glocken der Kirchen und die Keſſel der burgundiſchen Häuſer in Kanonen. Bald war er wieder in Lauſanne, wo er auf den Hügeln, welche die Stadt beherrſchen, eine Heerſchau hielt, zu dem Zweck, ſeinen zahlreichen Freunden zu zeigen, daß ſeine Macht noch nicht vernichtet ſei.

*) Der Schatz.

**) Die Eidgenoſſen. Damals gehörte die franzöſiſche Schweiz noch nicht zur Eidgenoſſenſchaft.

e Hochebene, welche bei der Hochwacht liegt und ſich bis an
uvabeliner Wald erſtreckt, iſt eine der entzückendſten Ge-
der Schweiz. Dort ſieht man den großen Spiegel des
ſees ſich entfalten, der im Süden und im Weſten von Reb-
umgeben iſt. In der Ferne erheben ſich am ſüdlichen
es Sees der Saleve, welcher die Stadt des Calvin be-
den Montblanc, der ſein Haupt über die düſtern Felſen
blais erhebt, deſſen Wände ſenkrecht in den See fallen,
geheure Mauer, die ſich hier und dort öffnet, um den
iten Saint-Gingolph, Meillerie, Evian und Thonon
machen; während ſich auf der entgegengeſetzten Seite
a von den Ufern entfernt und dem Ackerbau eine reiche
überläßt. Es gibt nichts Erhebeneres, als dieſe Savoyi-
llpen mit ihren zerklüfteten Gipfeln, deren Umriſſe aus
au des Himmels kräftig hervortreten.

l ſchien das prachtvolle Schauſpiel, das ſich vor ſeinen
ntfaltete, wenig zu beachten. Er war düſter und nach-
. Von Zeit zu Zeit warf er einen träumeriſchen Blick
: Engpäſſe des Jura, durch welche er auf ſeiner Flucht
hlachtfeld gekommen war. „Ja," ſagte er zu ſeinen
, „das Glück war uns einmal ungetreu. Aber Ihr,
en Frankreich erzittert, die Ihr Lüttich bezwungen, Lo-
vernichtet habt, ſolltet Ihr nicht Euern Herrn an
auern rächen? Was habe ich denn der Schweiz gethan?
meinen Vogt Hagenbach umgebracht? Wer hat mich zum
ezwungen? Wer hat Eure friedlichen Länder verwüſtet?
er Uebermuth dieſer Leute die Ehre Burgunds und das
n meines Vaters vernichten können? Nein! ich ſchwöre
ſoll nicht alſo ſein. Ich überlaſſe Euch alle die dem Feind
nmene Beute, die Wohnungen, die Städte, die Reich-
der Schweiz; mir allein die Rache! Ja, bei St. Georg,
rden uns rächen!" — Der begeiſterte Ruf: „Es lebe
d!" erſchallte in allen Reihen von dem Sauvabeliner
bis zu den Ufern des Sees.

Indeſſen entwickelte Bern die nämliche Kraftanſtrengung, wie an den glorreichen Tagen von Laupen. Alle ſeine Handlungen athmeten eine unbeſiegbare Kraft. Es rief ſeine Mitbürger und Verbündeten zur Vertheidigung von Murten herbei, das man als das Bollwerk der Stadt betrachtete. — Wir haben ſchon öfters die edelmüthigen Entſchlüſſe erwähnt, welche das Bewußtſein der Gefahr des Vaterlandes einigen Mitgliedern des Adels eingegeben hatte; den ſchon angeführten Namen muß man den Hadrians von Bubenberg hinzufügen. Ein Haupt der burgundiſchen Partei, lebte er auf dem Land. Sobald man ſeine Vaterlandsliebe angerufen hatte, vergaß er alle ſeine Neigungen, um nur an die Gefahren zu denken, die der Eidgenoſſenſchaft drohten. Zum Feldherrn ernannt, verpflichtete er ſich im Angeſichte des Himmels, Murten zu retten oder zu ſterben. Er verließ Bern mit 1500 Kriegern und den von den Eidgenoſſen und den Verbündeten gelieferten Hülfstruppen. Es war Zeit. Karl war ſchon in Lauſanne, und ſeine Schaaren verwüſteten das Waadtland ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht.

Der Herzog wendete ſich zuerſt gegen den Neuenburger See. Aber ſeine gewöhnliche Ungeduld riß ihn hin, er entſchloß ſich, über Murten gegen Bern und Freiburg zu marſchiren. Von ſeinen Bewegungen unterrichtet, ſchrieb der heldenmüthige Bubenberg den Bernern: „Ruft die Eidgenoſſen, fürchtet Nichts, übereilt Nichts!“ Er ließ ſich hierauf von den Kriegern und den Bewohnern der Stadt den Eid der Treue leiſten. Man ſchwur, Jedweden auf der Stelle zu tödten, der einen furchtſamen Rath geben oder der ſchweizeriſchen Tapferkeit unwürdige Reden halten würde, wer er auch ſei, reich oder arm, Feldherr oder gemeiner Krieger. „Waffengefährten“, rief Bubenberg mit erhabener Begeiſterung aus, „Waffengefährten, wacht! in Murten liegt die Rettung des Vaterlands; wacht! die Schweiz hat nur einen einzigen Wall, und das iſt der Eurer Tapferkeit, Eurer Feſtigkeit!“

Sobald man die Gefahr erfuhr, in welcher Murten ſchwebte,

die ganze Schweiz in Bewegung, von den Gipfeln der bis zur Mündung der Aare. Tag und Nacht kamen Schaaren an; sie besetzten die Brücken über die Saane upen und Gumminen. Man wollte sie nicht abbrechen, t einmal die Thore von Murten verschließen. Es lag chweizern daran, den Feinden zu beweisen, daß ihre Lan- beste Schutzmauer des Vaterlandes seien. Die Burgunder ten über diesen großherzigen Stolz und die unerschrockene g der Besatzung von Murten. Man warf Briefe in die um ihr Schrecken einzujagen: „Bauern," so schrieb man, Euch, man könnte nicht genug Gold münzen, um Euch ufen. Wir werden Euch bald gefangen nehmen; beichtet!" eder diese Drohungen noch die wiederholten Stürme er- ten diese Tapfern. Karl schäumte vor Wuth. Die große Bubenbergs erfüllte alle Schweizer. „So lange Blut in un- dern fließt," schrieb er nach Bern, nachdem er zehn Tage hn Nächte lang die Anstrengungen von 60,000 Mann eschlagen hatte, „wird keiner von uns weichen." Johann ann von Zürich, der die Schweizer befehligen sollte, sie, der heldenmüthigen Besatzung von Murten zu Hülfe n. Er zeigte nicht weniger Festigkeit als Bubenberg. eind," sagte er den Bernern, ist dreimal zahlreicher als in on, aber er ist unser, er wird unserm Schwert nicht ent-

Waldmann konnte endlich das Zeichen zu dem mit so Ungeduld erwarteten Abmarsch geben. Die Eidgenossen in der Nacht ab. Die Berner hatten ihre Stadt beleuch- Tische für die Soldaten vor ihren Häusern aufgestellt. timmten muthig ihren Kriegsgesang an, den die Bürger dem Augenblicke hörten, wo die letzten Töne sich in der verloren. Bern erinnerte sich an den Abzug des Heeres upen.

r Schlachttag begann anzubrechen. Es war der 22. Juni Der Himmel war düster und der Regen fiel in Strö- rab. Die Burgunder entfalteten ihre unermeßlichen Li-

nien vor den Augen der Schweizer, welche kaum 34,000 Kämpfer hatten. Johann von Hallwyl, Bürger von Bern und Aargauiſcher Edler, befehligte die Vorhut. Als die Hunde, die vor dieſer herliefen, die der Burgunder ſahen, warfen ſie ſich auf dieſelben und verjagten ſie. Karls Soldaten erſchracken ob dieſer Vorbedeutung. Bei dem Anblick des Feindes ließ Hallwyl ſeine Krieger Halt machen. „Liebe und getreue Eidgenoſſen," ſagte er, „hier ſtehen vor Euch die Mörder Euerer Brüder in Grandſon und Brie. Ihr habt gewünſcht, Euch zu rächen; aber ſie ſind zahlreich, vergeſſet es nicht; doch denkt auch daran, daß Eure Vorältern vor hundertſiebenunddreißig Jahren bei Laupen zahlloſe Feinde niedergeſtreckt haben. Der nämliche Gott regiert noch die Erde, der nämliche Muth lebt noch in Euch. Ein Jeder von Euch fechte, wie wenn der Erfolg des Tages, das Heil des Vaterlandes allein von ihm abhinge. Brüder, damit Der, der unſere Voräl̈tern rettete, auch mit uns ſei, ſammelt Euch und betet!" In dem Augenblicke, da die Schweizer auf die Kniee fielen, brach die Sonne durch die Wolken und ſtrahlte auf die Heere herab. „Biderbe," rief Hallwyl, „ſteht auf und denkt an Eure Weiber und Eure Kinder. Gott leuchtet auf unſerm Weg; auf! vorwärts!"

Alſobald ertönte das Getöſe der Waffen; man ſtürzt auf einander, es beginnt der Kampf*). Die Schlacht erſtreckt ſich von den Ufern des Sees bis auf die Höhen. Hallwyl kämpfte

*) Die Hitze der Kampfeswuth findet ſich in dem Gedichte Veit Webers, der ſelbſt bei Grandſon und Murten kämpfte, ausgeſprochen:

„Min herz iſt aller fröwden voll,
Darumb ich aber ſingen ſol,
vnd wie es iſt ergangen;
mich hat verlanget Tag und Nacht,
bis ſich der Schimpf nun hat gemacht,
nach dem ich han verlangen."

Es gibt noch ein altes Lied auf die Schlacht bei Murten von Hans Fiel oder Viol.

m linken Flügel, auf dem rechten ſtand Waldmann mit
uptmacht, Hadrian von Bubenberg unter den Bäumen
ers. Hallwyl hatte einen fürchterlichen Angriff zu be-
aber jetzt erſchien im Rücken des Feindes der Luzerner
uptmann, Kaſpar von Hertenſtein, ein Krieger mit weißen
, dem das Alter Nichts von ſeinem Ungeſtüm geraubt
r den Feind auf abgelegenen Wegen umgangen hatte.
og der Tod durch die Reihen der Burgunder. Karl er-
ſein Schickſal und floh geſtreckten Galopps davon. Er
g und Nacht und kam mit nur dreißig Reitern an das
es Genferſees. Fünfzehntauſend von den Seinigen lagen
Ebene zwiſchen dem Murtnerſee und der Stadt Wifflis-
eine große Zahl kam auf der Flucht in den Wellen des
)der in den Sümpfen um.

elche ſchreckliche Ironie liegt in den furchtbaren Geſängen
rtäus jener Schlacht, des Freiburger Veit Weber:

„Einer floch her, der ander hin,
do er meint wol verborgen ſin;
man thöt ſy in den hürſten;
kein groſſer not ſah ich nie me,
ein groſſe ſchaar luff in den ſee,
wie wol ſy nit was dürſten.

Sy wuten drin bis an das kinn,
dennocht ſchoß man faſt zu ihn,
als ob ſy enten weren.
man ſchifft zu inen und ſchluog ſy zu tod;
der ſee, der wart von bluote rot:
jemmerlich hort man ſy pleren.

Gar vil die klummen uff die böwm,
wiewol ir nieman mocht haben göm:
man ſchoß ſy als die kregen:
man ſtachs mit ſpieſſen über ab:
ir geſieder inen kein hilff gab:
der wind mocht ſy nit wegen.

Die ſchlacht wert uff zwo gantze mil;
dazwüſchen lagen Walchen vil,
zerhowen und zerſtochen;
des dancken Gott früh unde ſpath,
das er der frommen geſellen tod
zu Granſon hat gerochen"*).

Man warf hierauf die Todten in Gruben voll ungelöſchten Kalks. Einige Jahre darauf errichteten die Bürger von Murten ein Beinhaus, welches ſie mit den Knochen und Schädeln der Burgunder anfüllten, um die Fremden zu warnen, die Eidgenoſſen zu fürchten, wenn ſie einig ſeien. Wer ſollte glauben, daß dieſes Denkmal des Siegs eines freien Volkes über die Feudalariſtokratie von einem republikaniſchen Heere hat zerſtört werden können? daß franzöſiſche Generäle ſo unwiſſend geweſen ſind, um das Andenken an den größten Feind Frankreichs zu rächen?

Die lateiniſche Inſchrift war ſchön und einfach:

D. O. M.**)
CAROLI INCLYTI ET FORTISSIMI
BVRGVNDIÆ DVCIS EXERCITVS MORATVM
OBSIDENS
AB HELVETIIS CÆSVS,
HOC SVI MONVMENTVM RELIQVIT***).

---

*) ſin, ſein; thöt, tödtete; me, mehr; luff, lief; ſy nit was dürſten, ſie nicht durſtig war; wuten, wateten; faſt, ſehr; pleren, ſchreien; böwen, Bäume; göm, Acht; kregen, Krähen; wegen, bewegen; mil, Meilen; Walchen, Welſche; dancken, dankt.

**) Deo optimo maximo.

***) Dem allergütigſten und allerhöchſten Gott. — Das Heer des berühmten und mächtigen Karl, Herzogs von Burgund, welcher Murten belagerte, wurde von den Helvetiern beſiegt, und ließ dieſes Denkmal ſeiner ſelbſt zurück.

Das zerſtörte Denkmal iſt ſeit 1822 durch einen vierſeitigen Obelisken erſetzt, auf welchem man lieſt:

VICTORIAM
XXII JVN. MCCCCLXXVI
PATRVM CONCORDIA
PARTAM
NOVO SIGNAT LAPIDE
RESPVBLICA FRIBVRG.
MDCCCXXII *).

XIX.

An der Schlachtſtell' zu Dornach,
Wohl der Feinde Dorn und Ach!
Minnich.

Die Eidgenoſſenſchaft war neuen Gefahren ausgeſetzt, als Heirath Marias, der Tochter Karls des Kühnen, mit dem r Maximilian I. die Staaten der Herzoge von Burgund des Hauſes Oeſterreich unter dem nämlichen Scepter ver- e. Der unheilvollen Politik ſeiner Familie getreu, hatte milian zu gleicher Zeit die Niederlagen der Oeſtreicher und Burgunder zu rächen. Die Vorliebe für Frankreich, welche Schweizer an den Tag legten, als Karl VIII. in Italien führte, ſteigerte die Unzufriedenheit des deutſchen Kaiſers as Höchſte. Doch glaubte er, dieſelben wieder in ein nä- Verhältniß zum heiligen römiſchen Reich bringen zu müſ- on dem ſie dem Namen nach immer noch abhingen. Auf Wormſer Reichstag eingeladen, weigerten ſie ſich, hinzu-

*) Den Sieg, der am 22. Juni 1476 durch der Väter Eintracht en wurde, bezeichnet durch dieſen neuen Stein die Republik Frei- 1822.

kommen. Die Berner allein zeigten sich den Forderungen des Kaisers günstig und erschienen am Reichstag. Die Schweizer nahmen mit nicht größerer Gunst das Anerbieten des Kaisers an, dem Schwäbischen Bund beizutreten. Die Bannbullen des unwürdigen Alexanders VI. und die Drohungen der kaiserlichen Würdenträger erschreckten die Eidgenossen nicht. „Gnädiger Herr" sagte Ammann, Mitglied der Regierung von Zürich, zu einem von ihnen, „wir haben Eure Hellebarden nicht gefürchtet und so fürchten wir auch Eure Gänsefedern nicht."

Der Krieg brach im Februar 1499 in Graubünden aus. Die Kaiserlichen drangen in das Münsterthal und ins Engadin. Die Deutschen erlitten, nachdem sie bei Mayenfeld 800 Mann verloren hatten, eine glänzende Niederlage bei Treisen. Nicht glücklicher waren sie am Bodensee. Am 20. Febr. verlieh die Schlacht bei Hard*) den Waffen der Schweizer neuen Glanz. Im Hegau**) wurden die Schlösser von den Eidgenossen mit Feuer und Schwert zerstört. Ein kaiserlicher Haufe, der in der Nacht aus Constanz gezogen war und die kleine schweizerische Besatzung in Ermatingen ermordet hatte, büßte diesen leichten Sieg in dem Gehölz des Schwaderlochs, wo ihrer 18,000 von 2000 Schweizern besiegt wurden. Nicht weniger groß war die Tapferkeit der Eidgenossen im Vorarlberg. Am 20. April verjagten sie bei Fraſtenz 14,000 Tiroler und Schwaben aus einer furchtbaren Stellung und warfen sie in die Ill. Die Schlacht bei Fraſtenz machte den heut zu Tag nur zu sehr vergessenen Namen Heinrichs Wollebs aus Uri unsterblich. Er war der Winkelried dieses Kriegs. Mitten unter seinen Kriegern aufrechtstehend, denen er befohlen hatte, sich auf die Erde zu legen, um sie vor dem östreichischen Geschütz sicher zu stellen, wurde er das Opfer seiner patriotischen Hingebung. „Damals," sagt der populäre Geschichtschreiber des Schweizervolkes mit Beredtsamkeit,

*) Zwischen Bregenz und Fußach. Bregenz liegt am Bodensee.

**) Ein Theil Schwabens in der Nähe des Rheins.

jeder Schweizer, als hinge an seiner Faust allein der Sieg;
chweizerland und Schweizerruhm flog Jeder freudigen Ant-
in Noth und Tod, und zählte die Menge des Feindes
Und wo ein Schweizerfähnlein wehte, da stand wohl
ls Einer, der, wie Hans Wala*), der Glarner, bei Gams
einthal, es allein mit dreißig Reitern aufnahm" **).
ie Graubündner schlugen sich nicht weniger ruhmvoll.
er Malserheide greifen 7000 der Ihrigen 15,000 Oest-
an, werfen sie und erschlagen ihnen 5000 Mann. Bei
Treffen zeigte sich Benedikt Fontana eines Winkelrieds
Bollebs würdig. Indem er, der Erste, gegen die Ver-
ngen anstürmte, erhielt er eine tiefe Wunde, welche ihm
auch zerriß. Seine Eingeweide mit der Linken haltend,
r Rechten sein Schwert schwingend, rief er aus: „Zur
, Eidgenossen! Laßt euch meinen Fall nicht irren! was
n Einem Mann weniger? Rettet heute Eure freien Bünde
ie Freiheit Eurer Berge. Wenn Ihr besiegt werdet, lasset
uren Kindern die Knechtschaft zum Erbtheil." Nach die-
orten hauchte er seinen Geist aus. Die Haide ward mit
ichnamen der Oestreicher bedeckt; es fielen mehr als 5000.
s das Gerücht so vieler Niederlagen zu den Ohren Maxi-
s gelangte, kehrte er voll schwer zu beschreibenden Zorns
eutschland zurück. Er überhäufte seine Generäle mit Vor-
ı und sagte zu den deutschen Fürsten: „Sendet mir Hülfe
die Schweizer, die es sogar gewagt, das Reich anzugrei-
enn diese groben Bauern, in denen keine Tugend, adlich
t, noch Mäßigung, sondern eitel Grobheit, Ueppigkeit,

Man hat über diesen Gegenstand eine Ballade von Richard, Dichter aus der französischen Schweiz. Sie beginnt also: „Kö- r Tapfern, Heil dir, Wala von Glarus."

Lugardon von Genf hat Hans Wala zum Gegenstande eines sei- emälde gewählt. Lugardon ist einer der ausgezeichnetsten Maler weizerischen Schule.

Untreue und Haß deutſcher Nation iſt, haben ſogar viele des Reichs bisher getreue Unterthanen auf ihre Seite zu bringen gewußt*)."

Aber die deutſchen Fürſten beeilten ſich nicht, dem Befehl des Kaiſers zu gehorchen. Die Nachrichten, die er erhielt, waren nicht geeignet, ſeinen Zorn zu beſänftigen. Das kaiſerliche Heer, das zuerſt im Bruderholz bei Baſel (22. März) geſchlagen worden war, erlitt bald eine noch ſchmählichere Niederlage in der nämlichen Gegend, in der mit Recht berühmten Schlacht bei Dornach: die Eidgenoſſen, die nur 6000 Mann hatten, beſiegten 15,000 Oeſtreicher, und tödteten ihnen 3600 Soldaten nebſt ihrem Feldherrn Heinrich von Fürſtenberg. Der Name Erlach, der ſchon im Beginn des Kampfs der Eidgenoſſen gegen die Ariſtokratie auf den Schlachtfeldern am Donnerbühl und bei Laupen berühmt geworden war, erſcheint ruhmwürdig zu einer Zeit wieder, wo das Mittelalter aufhört und in dem Augenblick, wo dieſer Kampf einen andern Charakter annimmt. Rudolf von Erlach, der auf dem Schlachtfeld bei Grandſon zum Ritter geſchlagen worden war, befehligte die Berner bei Dornach**).

Der Kaiſer ward durch ſo viele Unfälle niedergeſchlagen. In acht Monaten hatten ihn die Schweizer in acht Schlachten beſiegt. Er entſchloß ſich, in Baſel Frieden zu ſchließen (22. Sept.). Von dieſem Vertrag ſchreibt ſich eigentlich die vollſtändige Unabhängigkeit der Schweiz her***), welche von nun an aufhörte, der Oberherrlichkeit des Reichs unterworfen zu ſein. Dieſes Verhältniß wurde durch den weſtphäliſchen Frieden im Jahr 1648 beſtätigt.

---

*) Zſchokke, Des Schweizerlands Geſchichte.

**) Man hatte zuerſt an den Sieg der Oeſtreicher geglaubt; ſchon hatten ihn die Domherrn und die Adelichen von Baſel mit einem Gaſtmahl auf der Terraſſe des Münſters gefeiert.

***) Daher nennt A. Joanne in dem „Itinéraire de la Suisse" die Schlacht bei Dornach „den letzten Sieg."

n hat den Kampf der Griechen gegen die Macht der oft gepriesen, und mit Recht; denn Griechenland ver- die Freiheit des Abendlandes gegen den asiatischen smus. Warum hat man sich denn so wenig mit dem Widerstande einiger Gebirgsbewohner der Alpenthäler ie absolute Gewalt beschäftigt, welche damals so schwer z Europa lastete? Die Menschen bewundern nur, was ntfernt liegt*). Sie sind gegen die großartigsten Be- iten unempfindlich, wenn sich diese an der Gränze ihres zugetragen haben. Uebrigens ist der Ruhm der Schweiz von den begeisterten Sängern gepriesen worden, welche ist Griechenlands unsterblich gemacht haben, jenes glück- andes, das eben so reich an Dichtern gewesen ist als enmüthigen Kriegern. Es verhält sich mit den Alpen- nicht eben so. Die unerschrockenen Krieger, welche die uf die Schlachten bei Sempach und Murten gedichtet waren keine Homere noch Aschylus, und wenn auch lachthymnen aus einem wahren und edlen Gefühl her- ngen sind, so können sie doch keinen Anspruch darauf gleich der „Iliade“ und den „Perſern“ **) die Nach- schaft zu begeistern. Aber die unparteiische Geschichte, at bei dem Mangel an einer andern Muse der Stirne den von Morgarten, Sempach, Grandson und Dornach rer würdigen Kranz aufgedrückt.

wollte meinen Geist durch körperliche Bewegungen und gungen beruhigen. Ich ging aus, und fand, nachdem n steilen Abhang herabgestiegen war, einen Nachen, der Ufer des Flusses schaukelte. Es war ein langer und Kahn von alterthümlicher Gestalt. Ich stieg hinein. zerstreuten Blicke folgten dem blauen Fluß, dessen Wel-

---

*) majore longinquo reverentia, sagt Titus Livius.

**) Ueber den tief nationalen Charakter dieses Stücks vergleiche Patin, Études sur les tragiques grecs. Eschyle.

len die mit Gold und Karmin durchzogenen Kieſelſteine abſpülten. Bald darauf verließ ein Mann, der in der Nähe Holz ſägte, ſeine Arbeit, und indem er das Ruder ergriff, ſagte er: „Es iſt luſtig, den Rhein hinabzufahren. Wenn Sie zu meinem Arm Vertrauen haben, ſo ſoll Sie mein Kahn ſchneller dahin führen, als der Wind.“ Wir fuhren mit den Wellen, die uns fortriſſen. Wie ſchön war dieſer klare Strom, wie ſchön dieſe waldigen Hügel, von denen ſich langes Gras in den Fluß herabſenkte! Die Sonne beleuchtete die Anhöhe, welche ſich, mit weißen Dörfern überſtreut, in der Richtung nach der Stadt erhebt. Im Schatten dagegen lag die andere Seite, auf der man einige Fiſcherhütten oder Netze, die an die Zweige der Buchen gebunden waren, wildes Gehölz und nackte Felſen erblickte.

„Das Wetter iſt uns günſtig,“ ſagte der Schiffer, der dieſes ſo oft durchfahrene Gewäſſer mit mir zu bewundern ſchien. „Seid Ihr deſſen ſicher?“ fragte ich. „Seht Ihr nicht, wie dort Wolken am Himmel aufſteigen und ſich längs der Berge hinziehen?“ — „Das hat ſehr wenig zu bedeuten,“ verſetzte er. „Unſer unfehlbares Wetterglas iſt der Rhein. Wenn das Waſſer des Falls in die Höhe ſteigt, können wir uns furchtlos in die Klippen und die Krümmungen des Fluſſes wagen. Dieſes Anzeichen hat uns noch nie betrogen. — „Das iſt nicht wie im Krieg,“ fuhr er heiter fort; „da werden die Vorbedeutungen tagtäglich Lügen geſtraft.“

In einem heitern, von Gutmüthigkeit und Verſtand beſeelten Ton, der mich entzückte, fuhr er fort, die Zeitungen und ihre verwirrten Nachrichten, ſo wie den Krieg zu beſprechen, deſſen Urſachen er Mühe hatte zu begreifen. „Aber wollt ihr Schweizer,“ fragte ich, „nicht bald dieſe uneinnehmbare Feſtung erobern helfen?“

„Vielleicht,“ ſagte er nachdenkend, indem er ſein langes Ruder ruhen ließ. „Man übt unſere Milizen ein, unſere Krieger ſpielen Soldaten. Am Sonntag ſind wir nach der Predigt

den Fluß gegangen. Man hatte Schanzen aufgeworfen,
aſtopol vorſtellen ſollten; man hat zwei Parteien gebil-
ie Einen haben Kähne beſtiegen und haben eine Flotte
, die ſo aufgeſtellt war, wie die große Flotte der Ver-
n. Die, welche die Feſtung beſetzt hielten, haben ſich
aken geſchlagen." — „Und auf welcher Seite iſt der
blieben?"
einer Treu, er iſt lang ſtreitig geweſen. Es war dieß
3 Alle ein Feſt- und Freudentag. Endlich hat die Flotte
Man hat Hurrah gerufen! und dann haben Freunde
inde den Ruhm der Sieger getheilt. Aber wenn es ſich
handelt, ſich in der Ferne zu ſchlagen — hm, ſo ſcheint
daß wir andere Pflichten zu erfüllen haben. Es iſt
ür uns, unſere Kräfte zuſammenzuhalten, als wie Aben-
Gegner am Ende der Welt aufzuſuchen. Was liegt uns
m Kanonenlärm? Der Sieg hat für uns keinen Werth,
s ſich nicht darum handelt, unſere Gränzen, unſere
unſere Familien zu vertheidigen. Die Schweiz hat
viel Arme, um ihre Verfaſſung und ihre Freiheit zu
die den deſpotiſchen Regierungen jederzeit verhaßt iſt."
ſe und andere nicht weniger bemerkenswerthe Worte,
r mit Ueberzeugung und Feſtigkeit ausſprach, machten
bhaften Eindruck auf mich. Ich reichte ihm unwillkür-
Hand. Er erwiederte meinen Händedruck mit einer
Einfachheit. Zum erſtenmal hörte ich einen Bauern
echten und Freiheit ſprechen. Seine Sprache war oft
— von heißer Vaterlandsliebe begeiſtert, ſprach er wie
denkender Staatsmann. Ich war darüber ſo erſtaunt,
endlich glaubte, mein Schiffer ſei irgend ein wohlha-
Bürger der Republik, der aus irgend einer Laune den
rittel angezogen habe. „Habt Ihr eine Familie," fragte
, „ein Geſchäft, ein Haus oder eine Fabrik in der Stadt
aufen?" „Ich habe," ſagte er, „eine armſelige Hütte
r Halde, die Sie dort ſehen. Ich muß meine Frau,

die ein braves Weib ist, und meine noch kleinen Kinder ernähren. Ehemals hatte ich mir ein kleines Vermögen erworben. Ich besaß damals einen Kahn nahe bei dem Wasserfall, um die Reisenden auf das andere Ufer hinüberzuführen. Einst habe ich den Fuß gebrochen, als ich einen englischen Herrn hinüberfuhr. Von da an mußte ich auf diese Arbeit verzichten, die eine große Kraft erfordert. Während der sechs Monate, in denen es mir unmöglich war, irgend eine Arbeit zu unternehmen, verbrauchte ich das Geld, das ich gewonnen hatte. Aber der gute Gott verläßt Niemanden. So lang der Mensch einen Kopf und Arm hat, soll er den Muth nicht sinken lassen."

Auf diese Weise unterhielten wir uns, und der Kahn ward oft den Wellen Preis gegeben. Dann aber stieß er oft an, da er bald gegen eine Klippe, bald gegen das Ufer getrieben wurde. Als wir den Fluß wieder hinauf fuhren, schwebten wir auf den Wogen, ohne beinahe die Bewegung zu bemerken, die uns vorwärts trieb. Wir kamen wieder in die Nähe des Falls. Ich fühlte schon, wie ein feuchter Nebel mein Gesicht überströmte. Als ich dem Sturze so nahe war, war ich wahrhaft entzückt. Ein unwiderstehlicher Zug drängte mich nach dem fürchterlichen Abgrund, in welchem die Wogen aufwirbelten. Der Schiffer bemerkte es, und indem er die Ruder einsetzte, sagte er: „Wenn Sie keine leere Furcht haben, wollen wir näher hinzufahren. Ich habe mich oft an den Rand des Abgrunds gewagt, aber ich war allein. Jetzt schauen Sie aber, wie die Neugierigen herbeilaufen. Der Muth ist eine schöne und große Tugend." Diese Worte flößten mir ein noch ungekanntes Gefühl von Unerschrockenheit ein. Doch werde ich eine innere Bewegung, diesen Lärm, dieses Schaukeln des Kahns, der sich nach allen Richtungen drehte, niemals vergessen. Dreimal fuhren wir durch dieses Schaummeer, das von den Wolken herabzufallen schien; dreimal verlor ich den Athem und das Bewußtsein meines eigenen Daseins.

Nach dieser thörichten Fahrt landete ich und verlor mich auf

Pfaden in der Mitte der großen Fichten. Man hört den
brauſen. Der Sand, auf welchem ich ging, war feucht.
einer Annäherung verſteckten ſich die leuchtenden Inſekten
die mit Moos oder Epheu bedeckten Felsſtücke. Der Ge-
ver Vögel tönte ſo ſchmachtend und geheimnißvoll. Oft
rteten ſich zwei Stimmen wie in einem leidenſchaftlichen
ich. Zuweilen ſchwiegen ſie ſtill und nahmen dann die
rochene Strophe wieder auf, wie wenn ihr Geſang auf
iblicke von Seufzern und den Aufwallungen der Liebe
rochen worden wäre. Ich ſetzte mich unter eine Zitter-
l, welche der Wind bewegte. Dann ſetzte ich, meiner
nereien müde, meinen Weg wieder fort. Ich gelangte in
ölzerne Gallerie und endlich in ein Häuschen, deſſen ge-
zte Bretter rings um mich ſchwankten. Das Getöſe war
ar. Der Waſſerfall erhob ſich, einem Koloß ähnlich, hoch
: Luft. Waſſerſtaub flog auf allen Seiten herum und
e das wie vom Brauſen des Sturms erſchütterte Häuschen.
h vermied, in das Schloß Lauffen einzutreten, das einige
te weiter oben ſtand. Dort waren denkende Weſen, und
hte die Einſamkeit. Uebrigens hätte ich auch den Künſt-
ht mehr dort gefunden, der aus dieſer Wohnung eine
att gemacht hatte, von der aus er die wunderbaren
n und die unbeſchreiblichen Färbungen der Wellen und
olken nachbilden konnte. Ich kehrte langſam durch die
denen Pfade zurück. Es koſtete mich Mühe, ſie zu ver-

In dieſem einſamen Schatten fand meine Seele eine
he Stätte. Warum konnte ich nicht dort bleiben?

XX.

Des Knaben Funkelaugen braunten,
Zählt ihm der Greis vom Vaterland;
Er zeiget ihm die Folianten:
„Für Dich ſchrieb Alles meine Hand!“
Der Knab ward ſeines Wunſchs Erfüller:
Der Enkel iſt Johannes Müller.

A. E. Fröhlich.

Tauſendfarbige Sträuße, lange und dichte Blumengewinde verbergen die Geräthſchaften und die Mauern der Wohnung. Es iſt ein Feſttag. Man erinnert mich auf dieſe Weiſe an einen Jahrestag, den ich vergeſſen hatte. Aber meine Seele iſt von tiefer Trauer erfüllt. Dieſe ſo ſchönen Blumen, auf denen der Thau noch perlt, und dieſes friſche Grün thun mir weh, wie die zu lebhaften Sonnenſtrahlen dem kranken Auge ſchmerzlich fallen. Das Herz ſchwillt auf, wenn es mitten unter einem freudigen Schauſpiel allein zu leiden hat. Ach! wie bitter ſind die inneren Thränen, wenn die Lippen lächeln müſſen So fühle ich mich gedrängt, meine Zither zu ergreifen; ich ſtelle ſie auf den großen runden Tiſch, deſſen Rand mit Heliotrop und Jasmin bedeckt iſt. Ich ſpiele lange, die Gegenwart wie die Zukunft vergeſſend. Ich beſinge den Schmerz, jenen Schmerz, der in uns erzittert, wie die Saiten unter den Fingern. Die Töne werden allmählich ſanfter, gleich dem duftenden Hauch der morgenländiſchen Nächte. Ich ſinge die Liebe zum Vaterland, das Land meiner Väter, den Garten, wo einſt meine Aſche ruhen wird. Wie zerreißend ſind dieſe Hymnen, die meiner Seele entquellen! — Als ſich endlich meine Hand auf den Saiten ermattet hinſchleppte, halte ich an — und der Ton wiederhallt einen Augenblick. Mein Arm ſtützt ſich auf die Roſen, die ich zerdrücke. Meine Gedanken ſchwingen ſich bald von den Ufern der Donau auf die Gipfel der Gletſcher. — Ich glaube, einen Namen ganz leiſe liſpeln zu hören, der alſobald meinen Geiſt weckt. Das Andenken an Johannes von

ergreift meine Seele. Hat nicht auch er die Vaterlands-
eprieſen? Hat nicht auch er für ſein Vaterland ein neues
gewünſcht? Hat er nicht deſſen Ruhm jedem Wiederhall
pen erzählt?

:ſer große Geſchichtſchreiber ward im Jahr 1752 zu Schaff-
geboren*). Sein Vater war ein Mitglied der Geiſtlich-
d lehrte die hebräiſche Sprache am Stadtgymnaſium.
chätzte ihn allgemein wegen ſeiner Tugenden und der
ichkeit ſeiner Kenntniſſe. Der etwas ſtrenge Ernſt des
rs war durch die nachſichtige und anmuthige Güte ſeiner
gemildert. Mehrere hervorragende Männer der Schweiz
en glücklichen Einfluß ihrer Mutter erfahren. Die Frauen
:andes zeichnen ſich durch den Schwung ihrer Ideen und
ısgeſprochene Neigung zum Studium aus. Sie legen
eitlen Beifall der Welt weit weniger Werth, als auf
lbegründete Achtung, die ſich ein gebildeter Geiſt oder
:ele erwirbt, welche über die Kleinlichkeiten erhaben iſt,
den Müßiggang der Salons in Anſpruch nehmen**).

---

n der Lebensbeſchreibung der großen Männer haben wir die
Journal des Débats bei Gelegenheit des Werks von Loménie
umarchais anempfohlene Methode befolgt. „Dieſes Buch hat
anderes Verdienſt, welches ihm, wie es uns ſcheint, den größ-
lg ſichern muß. Es iſt, wie der Verfaſſer ſelbſt in ſeiner
ſagt, eine von jenen genauen und gründlichen Biographien
Vorbild der Engländer, in denen ſich die Citate mit der
ı vermiſchen, um ſie zu beleuchten und zu begründen, eine
nd ſchon lange bekannte Methode, die wir außer andern Din-
von unſern Nachbarn und Verbündeten entlehnen ſollten."
Guizot in den Débats, Jan. 1856.)

„J. G. Müller hatte Anna Maria Schoop geheirathet, eine durch
iſt und trefflichen Charakter ausgezeichnete Frau, die den vor-
n und glücklichſten Einfluß auf die ſittliche und geiſtige Ent-
ihres Sohnes hatte." (Leben J. v. Müllers, in den „Selbſt-
n jetzt lebender Berliner Gelehrten." Berlin 1806.)

Müllers Mutter war mit einem lebhaften Geist begabt, welchen die ihrer Haushaltung gewidmete Sorgfalt zu entwickeln nicht verhinderte. Ihre beiden Söhne zeigten sich ihrer würdig. Obgleich Georg Müller die hervorragenden Talente des berühmten Geschichtschreibers der Eidgenossenschaft nicht hatte, nahm er doch unter den berühmten Männern jener Zeit eine ausgezeichnete Stelle ein.

Die Bestimmung unseres Johannes offenbarte sich frühzeitig*). Sein väterlicher Großvater, Pfarrer zu Schaffhausen, besaß kostbare Urkunden zur Geschichte der Schweiz. Er zeigte sie ihm oft und erklärte ihm eine Sammlung von Kupferstichen. Das Verhältniß des Großvaters zu dem Enkel hatte etwas Naives und Rührendes**). „So schön machte Johannes Schoop seinem Enkel den Eintritt in das Leben, daß keine böse Erfahrung späterer Jahre den Frohsinn und das Wohlwollen, womit so sein Großvater das kindliche Herz erfüllt, je ganz auszutilgen vermochte***)."

Wenn man ihn zu seinem Großvater führte, folgte er ihm in dessen Bibliothek, wo ihm Johannes Schoop allerlei staubige Bände zeigte, und ihm dabei sagte: „Johannes, das Alles hab' ich für dich geschrieben; ich schenke dir Alles. Hab' gute Sorge dazu, und lies es fleißig!" — Der Knabe soll ihm manchmal gesagt haben: „Großvater! ich will auch so ein Buch schreiben†)!"

---

*) „Die Liebe zur Geschichte war beinahe mit Müller geboren." (Selbstbiographie Müllers.)

**) „Dieser, (sein Großvater) auch Prediger, durch alte Tugend und eigenthümliche Heiterkeit und Herzlichkeit ein ausgezeichneter Mann, gab dem Knaben, sobald er begriffsfähig war, eine sehr große Liebe zur Geschichte, worüber, besonders die schweizerische, er viele große Sammlungen und Chroniken zusammengeschrieben hatte." (Müllers Selbstbiographie.)

***) Ebendaselbst.

†) Erinnerungen aus J. v. Müllers Jugendgeschichte, von J. G.

ie groß wäre die Freude des Greises gewesen, wenn er
lauben können, daß dieser kindliche Entschluß den beredten
htschreiber des alten Helvetiens verkündigte!
brigens konnte ein aufmerksames Auge in Müller schon
bstthätige Leuchten eines bedeutenden Geistes bemerken. —
nem fünften Jahre war er bei der Hochzeit eines seiner
ndten. Er stieg auf eine Bank, und erzählte eine Be-
eit aus der Geschichte auf eine so dramatische Weise, daß
ch und nach alle Gäste um ihn sammelten, und ihn mit
en anhörten. Im neunten Jahre „hatte er versucht, die
hte seiner Vaterstadt zu schreiben." Die Episoden der
machten auf ihn den nämlichen Eindruck wie auf Zwingli.
s in der That etwas Ergreifenderes, als das prachtvolle
, das sich in der heiligen Schrift entfaltet, das mit der
ung beginnt, und erst mit der Zeit im Schooß der Ewig-
digt? Diese großen Begebenheiten ließen im Gemüth des
einen Eindruck zurück, der nie verwischt worden ist.
ölf- oder vierzehnjähriger*) Knabe saß er oft auf der
nk zwischen seinem Bruder und seiner Schwester Maria
lena, und erzählte ihnen die erhabenen Geschichten des
und Neuen Testaments. So gab ihm das Studium des
esten und lebendigsten aller Bücher jenes tiefe Gefühl
irklichkeit, welches sich überall in seinen schönen Gemäl-
e Urschweiz, in der Erzählung jener epischen Schlachten

— „Hierauf lernte er noch aus Hübners deutlich und ange-
schriebener Historie die vier Hauptmonarchieen der gesitteten Welt,
ihm zu danken, daß er im eilften Jahre die Epoche und Pe-
der einzelnen Regierung auswendig wußte." (Müllers Selbst-
ie.)

Um diese Zeit machte er auch über die Profangeschichte Arbeiten,
sein Alter wunderbar waren. „Eine sehr mühsame Vergleichung
üfung des Calvisischen, Usher'schen und Petavischen Systems der
ogie in der alten Geschichte ward hierauf sein erster Versuch
er Kritik." (Müllers Selbstbiographie.)

offenbart, welche die Eidgenossen den furchtbaren Heeren der östreichischen Aristokratie lieferten. Wie viele Geister des ersten Rangs haben in den Quellen der Schrift geschöpft! Ohne von den Kirchenvätern zu sprechen, sind nicht auch Dante, Milton, Bossuet, Zwingli, Pascal, Calvin, Johannes von Müller sämmtlich in dieser Schule gebildet worden?

Als der junge Johannes mit dem siebenten Jahre in das Gymnasium trat, fand er am Heidelberger Katechismus nicht eben so viel Geschmack als an der Bibel. „Trüber war die aufblühende Jugend, unter einem verdrießlichen Schulrector, der den heidelbergischen Katechismus, des Cellerius lateinisches Wörterbuch und Baumeisters Definitionen der Wolfischen Philosophie, die Niemand erklärte, auswendig zu lernen mit größter Strenge nöthigte, und von des Knaben Ungelehrigkeit hierin äußerst nachtheilige Berichte gab. Letzterer, seit er selbst sich bewußt ist, hing mit ausschließlicher Leidenschaft an der Geschichte*)." Seine einzige Erholung, sehr verschieden von den gewöhnlichen Zerstreuungen, bestand allein darin, daß er seinen Freunden die schönen Ueberlieferungen der Wüste, wie sie im Alten Testament berichtet werden, oder die Wohlthaten und die Leiden des Erlösers erzählte. Er legte sich mit demselben Eifer auf die Erlernung der Persergeschichte: lange und trockene Geschichtswerke las er bis zu zehnmal. Sein Gedächtniß war so außerordentlich, daß er die Jahreszahlen der Thronbesteigung und des Todes aller Herrscher der vier großen Monarchien und der europäischen Staaten, so wie die Namen der Bürgermeister und der Hauptpfarrer der Kirche von Schaffhausen auswendig wußte. „Aber erst in der peinlichsten Zeit seines Schullebens, in seinem dreizehnten Jahr fing er an, die römischen Klassiker näher kennen zu lernen. Diese, welche er in erstohlenen Stunden an den sonderbarsten Orten zu lesen pflegte und alsobald verstand, war wie ein elektrischer Funke, der in seine Seele fuhr,

*) Müllers Selbstbiographie.

:e unausſprechliche Verehrung und Liebe großer Männer
: Freiheit in ihr entzündete*)."
verließ das Gymnaſium, um in das **Collegium Huma-**
einzutreten, in welchem man ſich auf die Univerſität
itete. Ein glücklicher Zufall gewährte ihm den Vortheil,
ihre lang den Unterricht mehrerer geſchickter Lehrer allein
eßen. Er arbeitete damals, um den Unterricht beſſer zu
ı, von vier Uhr des Morgens bis tief in die Nacht hinein.
ine Eltern beſtimmten ihn für den geiſtlichen Stand.
Jüngling ließ es ſich nicht ungern gefallen, — es reizte
Hoheit und Herzlichkeit der Quellen, der Reichthum der
amkeit, welchen ihre Auslegung und Behauptung erfor-
ie großen Namen der Kirchengeſchichte, zuletzt das Bei-
Johann Lorenzen von Mosheim, welchen großen Ge-
und guten Mann er ſich gewiſſermaßen zum Vorbild
t**)."
: dieſer Abſicht bezog er die Univerſität Göttingen, wo
ımals Männer von europäiſchem Rufe befanden, wie
und Johann David Michaelis. Dort unternahm er
ırze Geſchichte der Märtyrer, auf welche die erſte Kirche
echt ſo ſtolz iſt, zu ſchreiben. Dieß war ein verführeri-
Gegenſtand für einen Schriftſteller, der mit einem wahr-
ramatiſchen Talent die bei langwierigen Forſchungen ſo
e Geduld in einem ſo hohen Grade verband. Die große
von offenbar mythiſchen Urkunden, die ihm unter die
kamen, machten ihm dieſe Arbeit verhaßt. „Ich für mein
" ſchrieb er an ſeinen Bruder, „würde um alle Schätze
Zelt keine Unwahrheit ſchreiben, oder Sätze behaupten,
weil ſie wahr ſind, ſondern weil ſie alt ſind und allge-
geglaubt werden. Kein Menſch ſoll je ſehen, daß meine
auch nur Eine Unwahrheit ſchreibt. Das nimmt dem

*) Ebendaſelbſt.
**) Ebendaſelbſt.

Schriftsteller den Credit, stärkt die Welt in zu lang eingewurzelten Vorurtheilen, hindert die Wahrheit und ist am Ende unredlich und Betrug*)."

Mancher Schriftsteller unserer Tage würde wohl daran thun, diese schönen Grundsätze zu beherzigen.

Während Müller in Göttingen studirte, versuchte ein Mann, der einen großen Einfluß auf ihn ausübte, aber der gegen die Demokratie sehr feindselig gesinnt war, sein Herz gegen sein Vaterland zu stimmen. Sein Vater bekämpfte die Vorurtheile, welche in seinem Geiste Wurzel zu schlagen begannen, mit Erfolg. Die Liebe zu seinem Geburtslande erwachte in ihm mit neuer Gluth. Er schrieb an seine Eltern: „Ich werde also bei Euch, liebe Eltern, im Vaterlande, wenn nicht die Vorsehung es ausdrücklich anders haben will, ruhig, glücklich, rechtschaffen und von tugendhaften Freunden geliebt, meine Tage zubringen. Zu niedrigen Künsten, zu Flattereien werde ich mich nie erniedrigen. Lieber schwarzes Brod gegessen, in Wasser getaucht, als eine einzige Handlung begangen, die des Adels unsers Geistes unwürdig wäre**)."

Ein Jüngling, der so viele Wißbegierde zeigte, mußte in seinen Lehrern ergebene Freunde finden. Er spricht mit wahrer Begeisterung von dem Verhältniß, in dem er zu ihnen stand. Miller besitzt mein ganzes Herz, ich das seinige. Er ist mein Tarney; Euer Sohn, theuerste Eltern, ist sein Lanwill. Ich halte mich in diesen angenehmen warmen Tagen meist immer in unserm schönen Garten am Hause auf, an der sanft aussehenden Leine, in einer ganz dichterischen Gegend, zwischen schattigen Gebüschen, unter obstreichen Bäumen — lerne von meinem Tarney***) Philosophie des Lebens, die erhabene Kunst, von der man so viel schreibt, und meist so wenig fühlt. —

*) Brief vom 11. März 1790.

**) Brief vom 23. Dez. 1770.

***) Namen aus Müllers Geschichte.

er genaue Umgang mit einem Walch, mit einem Schlö-
ie lehrreich iſt mir dieſer! Meine große Hochachtung gegen
wergleichlichen Canzler von Mosheim iſt ſich immer gleich
en*)."

ide des Jahres 1770 begann Müller ſeine ſchriftſtelleriſche
hn. Er hatte eine „Skizze der Kirchengeſchichte"
m 9. Jahrhundert und eine „Geſchichte der Mönchs-
" verfaßt. Dieſe zwei Werke ſind niemals erſchienen.
r hatte ſeine Begeiſterung für die theologiſchen Studien
n. Er berichtet ſelbſt, daß die Fortſchritte der kühnen
jung der Bibel, welche durch Semler an die Tagesord-
gekommen war, viel dazu beitrug, ſeine Anſichten zu
ern.

erzählt dieſe Umwandlung mit Treuherzigkeit**): „Es
ie Zeit eines Ueberganges von den Illuſionen der Wolfi-
Demonſtrirmethode zu einer neuen Anſicht und Begründung
eologiſchen Sätze. Hiebei brauchte man dazumal noch
Umſicht. Es iſt aber nicht ermunternd für den jungen
ffizier, wenn er zur Kenntniß vieler Breſchen gelangt,
die Haltbarkeit der Feſtung zweifelhaft machen, und er
ndern hört, man dürfte wohl eher die Feſtungen über-
eingehen laſſen. Hiezu kam, daß Johann David Michaelis,
indlich gelehrter, ſonſt ſehr einſichtsvoller Mann, durch
poſſenhaften Vortrag dem Jüngling die Poeſie der hebräi-
Meiſter und Seher auf einige Zeit wirklich ungenießbar
Endlich brachte Schlözer ihn der Muſe, die über ſeine
gewacht, und die er zuerſt geliebt, für immer zurück***)."
iller nahm von der Theologie Abſchied, indem er eine

Brief vom 7. Okt. 1770.
Man muß in einem Brief vom 16. Juni 1771 eine merkwür-
urtheilung der Arbeiten Semlers leſen, welchen er einen „un-
n, aber ſonderbaren und neuerungsſüchtigen Mann" nennt.
) Müllers Selbſtbiographie.

Abhandlung herausgab, in welcher er bewies, „die Kirche möchte doch ja Nichts fürchten“ *); er selbst aber wollte fürs erste Nichts mehr mit ihren Sachen zu thun haben **).“

Da sein akademischer Curs mit dem Herbst 1781 zu Ende ging, zeigte er die Absicht, denselben zu verlängern, eine Absicht, die seine Eltern nicht billigten. „Das Bewußtsein der hohen Pflicht,“ schrieb er ihnen, „die jeder treue Verwalter anvertrauter Talente auf sich hat; die grenzenlose Begierde, dem Gott, dem ich Alles zu danken habe, auf sehr vielerlei und auf die möglichst ausgebreitete Weise zu dienen; der weise und überlegte Rath großer Männer, welche von Schmeichelei und Complimenten Nichts wissen; zugleich, ich läugne es nicht, das natürliche Bestreben, so glücklich als möglich zu werden, bewegen mich zu dem Entschluß, außer den Pflichten, welche mein künftiger Stand von mir fordert, mich noch einer andern Art von Pflichten zu unterwerfen, noch in ein anderes Verhältniß zur Kirche zu treten, noch auf andere Weise meinen Mitbürgern und zugleich der Nachwelt zu dienen — durch „Schriften.“ Nachdem er die großen Arbeiten der berühmten Gelehrten angeführt hatte, welche Deutschland damals besaß, fügt er hinzu, daß er in den hervorragenden Geistern der Schweiz ebenfalls Vorbilder finde, die nachzuahmen ihn glücklich machen würde ***).

Nach Schaffhausen zurückgekehrt, vollendete Müller seine Schrift über den Cimbrischen Krieg †); er fing an, Materialien für die Geschichte der Schweiz zu sammeln, und wurde ein thätiger Mitarbeiter der Gelehrten, welche in Berlin die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ herausgaben. Die Regierung von Schaffhausen, welche seinen Fleiß und seine Talente belohnen

*) Christo rege, nihil esse Ecclesiæ metuendum. Gott. 1770.

**) Müllers Selbstbiographie.

***) Ebendaselbst.

†) Bellum Cimbricum. Zür. 1772.

e, ernannte ihn, als er 20 Jahr alt war, zum Professor der
ischen Sprache. Wenn er in seiner Geburtsstadt Neider
die ihn mit kleinlichen Neckereien verfolgten, wurde er
die Theilnahme und die Achtung der ausgezeichnetsten
ner der Schweiz, wie Bodmer, Geßner, Haller, Lavater,
indig entschädigt. Dieser letztere schrieb einst an seinen
ıb Spalding: „Müller ist ein zwanzigjähriges **monstrum**
itionis. Er hat das beste Herz, aber er ist schneidend
kühn, wenn er die Feder in der Hand hat. Er besitzt
Genius der Geschichte; — sein Gedächtniß scheint beinahe
ienschlich."

Müller wandte seine großen Gaben ausschließlich zum Stu-
der Geschichte seines Vaterlandes an. Sein kleines Studir-
r war mit Chroniken, Handschriften, Karten, mit allen
hen Hülfsquellen angefüllt. Um diese Zeit berichtete er
Freund von dem Plan zu einer „Geschichte des schwei-
en Volkes," welche der Buchhändler Gebauer von ihm
gt hatte. Man findet in diesem Brief große Pläne und
aterländisches Gefühl, das man nicht genug bewundern
„Noch hat Niemand, so viel ich weiß," sagte er, „in
Kompendium unsrer Geschichte von unserer Kultur, von
Geschichte unserer Handlung, unsers Ackerbaues, unserer
: eigene Kapitel gemacht; und wer sie zuerst macht, wird
der unausbleiblichen Unvollständigkeit noch viele Fehler
Welt schreiben. Diese wollt' ich gern schreiben, wenn
ur durch den Plan meiner Arbeit und verschiedene gute
schaften derselben bei den Freunden der helvetischen Ge-
: verschiedene neue Ideen rege machen, und den Fleiß
:r anspornen könnte, endlich einmal eine pragmatische Ge-
: unsers Vaterlandes, mit Uebersteigung der freilich fast
rsehlichen Hindernisse zu verfassen, und alle alten nebst
r eigenen Arbeit in Vergessenheit zu bringen und in Nacht
graben. Zugleich möchte ich gern so viel sagen, als einem
ehrten, wenigstens unhistorischen Helvetier von den Thaten

ſeiner Väter zu wiſſen nöthig iſt, und es auf ſolche Weiſe erzählen, daß der in Manchen faſt erſtorbene Patriotismus wieder aufgeweckt, und unſere Landsleute zu mehreren, der Söhne Tells würdigen Thaten, zu größerer und edlerer Denkungsart begeiſtert würden*)." Die Betrachtungen, die er hinzufügte, werden einſt der Ausgangspunkt einer neuen hiſtoriſchen Methode werden, zu der man übergehen wird, wenn ein wahrhaft chriſtlicher und wahrhaft liberaler Geiſt die Menſchen vollſtändig von den Vorurtheilen des Mittelalters befreit haben wird.

„Der Pöbel der Geſchichtſchreiber" ſagte er an einem andern Ort, „hält lärmende Thaten, Menſchen würgen, Verwüſtungen und überhaupt die Thorheiten des menſchlichen Verſtandes (vielleicht aus ſympathetiſcher Zuneigung) für allein merkwürdig. Mir däucht, daß es dem Patriotismus und der Tugend unſerer Mitbürger zuträglicher wäre, wenn die ſtillen Verdienſte mehr hervorgezogen und reizender gemalt würden. Der Mann, der in einem Staate die erſte Schule geſtiftet, iſt größer als der, der die erſte Landvogtei erobert**)."

Die Betrachtung der großartigen Erſcheinungen der Geſchichte, welcher er ſich hingab, begeiſterte ihn von Tag zu Tag mehr.

„Das Schauſpiel der großen Bewegungen der menſchlichen Geſellſchaft entzückt mich, begeiſtert mich zu dem Wunſch, ſie zu malen, und die alten Zeiten mit den Schatten ihrer Helden und ihrer Dichter zu durchwandeln. Ueber dieſem Gedanken vergeſſe ich jede perſönliche Rückſicht, Titel und Einkünfte. Wer nicht zu einem der Geſchichte würdigen Leben berufen iſt, ſollte zum Wenigſten die Geſchichte auf eine ſeiner Leſer würdige Weiſe ſchreiben***)."

Die im Jahr 1761 geſtiftete „helvetiſche Geſellſchaft" verſammelte ſich damals alljährlich abwechſelnd zu Olten und

*) Brief an Füßli vom 20. Dez. 1771.

**) Brief an Füßli vom 6. Jan. 1772.

***) Brief an Gleim.

ɔchinznach in der Nähe der Habsburg. Dort ſah Müller 9. Mai 1773 zum erſtenmal den edlen Karl Victor von ſtetten, der mit einer umfaſſenden Gelehrſamkeit eine hoch- ge und gefühlvolle Seele verband. — Die „Briefe eines ɜen Gelehrten an ſeinen Freund," welche im Jahr ɔ veröffentlicht wurden, ſind ein edles dieſer Freundſchaft tetes Denkmal. Man findet in ihnen jenes Jugendfeuer, es das Hofleben leider nur zu früh abkühlen ſollte. „Ich lange", ſchrieb Müller, „den Umgang eines Freundes der heit gewünſcht, der mir ungefähr gleich an Jahren, die e Bahn des Lebens mit mir durchwandert, und in deſſen ı Schooß ich meine Entwürfe und Ueberlegungen, Vater- Wiſſenſchaften und menſchliches Geſchlecht betreffend, mit ɔſchaftlicher Freimüthigkeit ausſchütten könnte. So dürſtet ːr Wüſte ein beduiniſcher Araber nach einer erlabenden e, wie ich, o Freund, nach Ihres Gleichen verlangte! — he kein Menſch die Briefe, welche das Gemälde unſerer ıden und Fehler, unſrer guten und unvollkommenen Ge- n und Entwürfe, unſre freundſchaftlichen Ahndungen und ɜtweiſungen erzählen*)."

ndem Müller mit großem Eifer an die Ausführung ſeines s ging, fragte er ſeinen Lehrer über das Studium der ſiſchen Sprache um Rath. „Dieß iſt meine liebſte Sprache," er. — — „Könnte ich richtig franzöſiſch ſprechen," ſchrieb ːerm 19. Mai 1773 in einem Briefe an Bonſtetten, „und en, ſo würde mir dieſe Sprache, was ſie dem großen ich iſt. Ich bin noch weit mehr, als für den brittiſchen ıgten Nachdruck und für die ſanfte muſikaliſche Harmonie ɜtalienер, für die Sprache eingenommen, die alle Welt ːer Normandie bis nach Fokzani**) redet, die in unſern ı die Sprache des cultivirten Menſchengeſchlechts iſt, und

*) Brief an Bonſtetten vom 14. Mai 1773.
**) Stadt in der Walachei.

mit dem pli meines Charakters ſo gut zuſtimmt.“ Müller hatte eine ausgeſprochene Vorliebe für Frankreich; er hätte ſich gern dort niedergelaſſen. Aber die wilde Unduldſamkeit, welche damals den Charakter der franzöſiſchen Geſetzgebung bildete, verſchloß ihm jede Ausſicht. Er ging daher zu Bonſtetten auf deſſen Landgut zu Valleyres nahe bei Orbe im Waadtland. Dort gab er ſich mit Begeiſterung ſeiner Liebe zur Natur hin. Dieſe fremde Anſchauung entzog ihn jedoch nicht den Plänen, welche er zum Nutzen der Schweiz und der Menſchheit ausführen wollte. Nichts iſt anziehender, als die neue Entwickelung dieſes großen Schriftſtellers. — Jeden Tag näherte er ſich dem Ideale mehr, ſo lange er auf dem vaterländiſchen Boden lebte: das edle und freie Leben Helvetiens entfaltete ſich in ſeiner Seele; er fühlte, daß er unermeßliche Pflichten habe, deren Verantwortlichkeit er nicht ablehnen könne. Er dachte nur an ſeine Aufgabe und an die Mittel, das Ziel zu erreichen, das ihm in erhabener Größe vorſchwebte. „Ich habe mir vorgenommen und trachte,“ ſchrieb er an ſeine Schweſter, „nicht bloß nach dem, was die meiſten Leute Glück nennen, ſondern nach dem, was wirklich iſt, und in der Verbeſſerung ſeiner ſelbſt, in der Freundſchaft und in guten Thaten beſteht. — — Meine liebe Schweſter, Gott laſſe Euch und mich leben, ſo ſollet Ihr einen Bruder beſitzen, der durch Weisheit und Verdienſte ſich vor den gemeinen Menſchen zu ſeinem und zu der Nachkommen Glück und ihrer Empfehlung wird auszuzeichnen ſuchen. Ich fühle zu ſehr, wie viel mir fehlt, als daß ich ſtolz werden könnte, aber ich freue mich, daß ichs fühle, und daß ich die Wege, es zu verbeſſern, kenne**).“

Um ſeinem innern Ruf zum Geſchichtſchreiber zu entſprechen, fühlte Müller das Bedürfniß, eine vollſtändigere Kenntniß der Menſchen und der Welt zu erwerben.

Er wollte ſich aus dieſem Grunde in diejenige Stadt der Schweiz begeben, in welcher die wiſſenſchaftliche und litera-

**) Brief an ſeine Schweſter vom Okt. 1773.

Thätigkeit damals am höchſten ſtand. Er gab daher am Januar 1774 ſeine Entlaſſung bei dem Kleinen Rath von ffhauſen ein, indem er die Abſicht ausſprach, ſich ganz der ichte ſeines Vaterlandes zu widmen. „Ein Geſchichtsbuch tiefe Einſicht des Rechts geſchrieben," ſchrieb er demſelben, eine politiſche Zeitung; eine Geſchichte mit Juridik, aber Kenntniß der allgemeinen Rechte der Menſchheit iſt eine ies facti; eine richtige ſcharfe Einſicht der Politik und e ohne Kenntniß der Menſchen und der Affekte ihrer Seele n unmögliches Ding. Bücher mit allen dieſen Eigenſchaften, ohne Licht, Lebhaftigkeit und Schmuck des Vortrages, ſind die meiſten Leſer ein verborgener Schatz. Und kein Wort allen dieſen Schriftſtellern zu ſagen, ſo darf ich überhaupt die genaueſte Kenntniß der Menſchen, ihrer Rechte, ihrer n und ihrer Sprachen niemals hoffen, dem Vaterland fremden Völkern die auszeichnenden Dienſte zu leiſten, die ünſche*)." Müllers's Abſicht ward von den Behörden ſei- Vaterſtadt gebilligt, welche ihm einen ſchmeichelhaften Be- ihrer Achtung gaben, indem ſie ihm ſeinen Lehrſtuhl auf ſtimmte Zeit aufbewahrten und ihm einen Stellvertreter t.

So reiſte er denn nach Genf, wo er Hofmeiſter der Söhne Staatsrathes Tronchin-Calandrini wurde, „eines durch Cha- r und Geiſt gleich achtungswerthen Mannes**)." Deſſen s war der Sammelplatz der Gelehrten, der ausgezeichneten den, der gebildeten Damen, deren Zahl in dieſer den Wiſſen- en ergebenen Stadt groß iſt. Müller ſah bei Tronchin berühmten B. de Sauſſure, der durch ſeine Alpenreiſen ſo nt iſt, und den trefflichen Karl Bonnet, der ſich mit glei- Erfolg mit Theologie, Philoſophie und den Naturwiſſen-

*) An meine gnädigen Herrn vom wohlweiſen Kleinen Rath zu Schaff- n, den 15. Jan. 1772.

**) Müllers Selbſtbiographie.

ſchaften beſchäftigte. Er brachte oft ganze Tage in Bonnets Landhaus in Genthod zu. Dort beſchäftigte er ſich unter der Leitung des berühmten Verfaſſers der „Betrachtungen über das Chriſtenthum“ mit Naturgeſchichte und Philoſophie.

„Meine See iſt die ſchönſte*),“ rief er aus, „und jenſeits dieſer ſchönen See wohnt ein Mann, welchen ich vorzüglich liebe, derjenige Philoſoph, der vielleicht unter allen am meiſten Menſchenfreundlichkeit und die angenehmſten Sitten mit ſo ſeltenem Scharfſinn vereinigt. Und dieſer Verfaſſer des **Essai analytique** kennt unſre Geſchichte, als wenn er ſie ſchreiben wollte; und ich bin wie ſein Sohn**).“

Die großen Kenntniſſe, welche ſich Müller täglich erwarb, ließen ihm das Gefühl der republikaniſchen Gleichheit nicht verlieren. „Unſere Bediente ſind mir gut, weil ich überhaupt gewohnt bin, Niemand, und am wenigſten die Leute vom Volke zu verachten. Daher befand ich mich in den kleinen Kantons ſo wohl. — — Wir ſind alle eines Gottes Menſchen; und ich halte den Hochmuth für das Laſter, welches zum Verderben der Menſchlichkeit allenthalben unendlich viel thut***).“ Muß man ſich wundern, daß ihm ſolche Gefühle Worte eingaben, die der freien Schweiz würdig waren? „Der Antritt meines vier und zwanzigſten Jahres,“ ſchrieb er an ſeine Eltern, „iſt für mich ein großer Aufruf zu großem Eifer im Arbeiten, und zu unausgeſetzter Anſtrengung, dem Vaterland und Andern, welche mich anwenden wollen, durch Verdienſte und gute Thaten mich auf eine diſtinguirte Art nützlich zu machen. — Wenn man in der Hiſtorie unſers Menſchengeſchlechts die brillanten Großthaten tugendhafter und erhabener Geiſter täglich vor Augen ſieht, ſo muß die Seele wohl niedrig und übelhaft oder ohne alle Reſſorts ſein, wenn dieſe großen Dinge ſie nicht zur

*) Worte Voltaire's.

**) Brief an Füßli vom 15. Mai 1774.

***) Brief an die Seinigen von 31. Aug. 1774.

ihmung entflammen. — Ich geſtehe Euch unverholen, daß
ne Zeit lang die Gefahr der Republiken mit Gleichgül-
betrachtet, und eines Fürſten Dienſt vielleicht dem trau-
Dienſt eines ſchwachen, kränkelnden Vaterlandes vorge-
hätte; aber wenn ich dieſe Verräthereien und Ungerech-
en ſehe, empört ſich jede Empfindung meines Herzens; und
ich die Lehren der alten Griechen und Römer, beſonders
der Engländer erwäge, ſo finde ich ehrlicher und rühm-
, der Wahrheit, der Tugend, der Freiheit auch in dieſen
ı, da ſie aus Europa vertrieben werden wollen, treu zu
n; das Vaterland ſo lang möglich zu unterſtützen zu
:n, und wenn es untergehen ſollte, die Freiheit auf fer-
Küſten zu ſuchen. Die Schweizer-Hiſtorie intereſſirt mich
as gemeine Weſen; die Geſchichte und Philoſophie lehren
den Vorzug der Tugend und der Freiheit und den wah-
ichern Weg zur Ehre und zum Glück*)."

Müller geſteht ſelbſt, „daß er niemals weder viel Geſchmack
:r Erziehung noch viel Talent für dieſelbe gehabt habe**)."
: Stellung als Hofmeiſter wurde ihm daher auch bald zu-
, und im Monat April 1775 zog er zu einem Ameri-
, Namens Francis Kinloch. „Auf dem Hügel von Cham-
in einem beſcheidenen Landhauſe, dem aber die höchſten
ge der alten Welt, die Pracht des lemaniſchen Sees, die
gleichliche Kultur der Ufer entgegenlagen, im Genuß der
erſtücke des menſchlichen Geiſtes, im täglichen Umgange
ets, auch mit Voltaire, — — ſo lebten die Freunde bei
thalb Jahre***)." Müller benutzte die ihm zu Theil ge-
:ne Muße, um ſich mit aller Thätigkeit mit der Geſchichte
ſchweizeriſchen Volkes zu beſchäftigen: er erhielt von ver-
enen Seiten eine ungeheuere Menge Materialien. „Seit

) Briefe vom 3. Jan. 1775 an ſeine Eltern.
) Müllers Selbſtbiographie.
) Ebendaſelbſt.

ich die helvetiſche Geſchichte treibe," ſchrieb er damals, „hab' ich nie mit ſolchem Eifer und Erfolg 5—6 Stunden die Studien getrieben. Dieſes freie Volk, welches die Auswärtigen zu ſehr verachten oder zu übertrieben bewundern, welches ſie nicht kennen, und den Urſprung ſeiner Unabhängigkeit und ſeine Revolutionen, vergleiche ich mit den Sitten, den Verfaſſungen, den Veränderungen der übrigen Völker; ſeine Geſchichte ſuche ich, — — nach der Art der Griechen und Römer klar, richtig und intereſſant, Auswärtigen zu erzählen und auf die Nachwelt zu bringen, der Menſchheit und unſerer Nation zur Ehre und Troſt, daß ihr Name verehrt werde, wenn ihre ſämmtlichen Verfaſſungen nebſt allen andern Republiken von dem Deſpotismus, der ihnen drohet, verſchlungen ſein werden*)." — „Meine helvetiſche Geſchichte," ſchreibt er ein Jahr ſpäter, „nimmt mit ſtarken Schritten zu; mein Herz wird großer und edler Geſinnungen fähig. — Das iſt der Wiſſenſchaft Werk! — Die Wiſſenſchaften begeiſtern mich zu dem Gedanken, dem Vaterland, oder wer mir dazu die beſte Gelegenheit anbeut, ſolche Dienſte zu leiſten, daß mein Leben ſich nicht wie der Staubbach in Schaum oder wie der Rhein im Sand verliere, daß es die Felder der Wiſſenſchaften mit guten Grundſätzen, die Annalen mit gutem Beiſpiel befruchte**)."

Die amerikaniſchen Unruhen trennten die beiden Freunde. Müller brachte den Winter in Bonnets Hauſe zu „gleich vergnügt, in den urkundlichen Arbeiten weiter zu kommen, unterbrochen zu werden durch (Bonnet's) naturhiſtoriſche Verſuche und Erfahrungen, durch ſeine hohen Theorien, die Poeſie ſeiner Ausſichten, oder wenn über allerlei Büchern und Unterhaltungen die langen Abende ſchnell verfloſſen***)." Er gibt in einem ſeiner Briefe ausführlicheren Bericht über ſeine damalige Lebensweiſe. Nichts

*) Brief an Füßli vom 15. Mai 1774.

**) Brief an ſeinen Bruder vom Dez. 1775.

***) Müllers Selbſtbiographie.

:egt ſo hohes Intereſſe, als die großen Männer in ihrem
:trauten Briefwechſel zu ſtudieren, in welchem ſich ihre ganze
ele ohne Rückſicht auf die Zeitgenoſſen oder auf die Nach-
ımenſchaft ergießt. „Um halb acht Uhr ſtehe ich auf; und
die erſten Augenblicke des Aufwachens nicht die ſind, in
chen der Geiſt am lebhafteſten iſt, ſo widme ich ſie der
ſetzung meiner Auszüge aus verſchiedenen Verfaſſern über
:re Hiſtorie. — Wenn ich meinen Kaffee getrunken, ſo ſchließe
alle Bücher, ſpaziere im Garten oder beim Regen auf meinem
mer von neun bis ein Uhr, und denke über dieſe Hiſtorie.
ſuche in allen meinen Auszügen die Grundſätze der Frei-
und des gemeinen Wohls; ich trachte, dieſelben mit großem
ſt und in nachdrücklicher Kürze vorzutragen. — Bei dieſer
:it habe ich keinen andern Zweck, als die Begierde, einen
ılichen Namen auf die Nachwelt zu bringen, und denſelben
) die Ausbreitung der Tugend und Wahrheit zu verdienen.
ich erhöhet dieſe Arbeit meine eigene Seele, indem ſie mich
:r Gleichgültigkeit gegen die gewöhnlichen Wünſche der Men-
und in der Verachtung alles deſſen, was von dieſem Zweck
tet, unterhält und beſtärkt. — Für mich ſelbſt ſuche ich
s, als jene Unabhängigkeit, welche ich für das höchſte
eines Menſchen halte*)."

Seine Arbeiten ließen ihm ſo wenig Muße, daß trotz der
Genfs doch oft mehrere Monate verfloſſen, ohne daß er
ng**). — Dieſe Arbeiten waren jedoch nicht ausſchließlich
ıſchaftlicher Natur. Er wußte, daß ein Geſchichtſchreiber
ıediegenen Forſchungen die Vollkommenheit der Form ver-
ı muß, und daß der Styl allein den Werken des Geiſts
ıß und Dauer ſichern kann. „Noch eine Sache, die ich
: muß und will! Das iſt die große Kunſt zu reden und
reiben, die Alles fortreißt, Alles unterjocht, Alles über-

*) Brief an ſeinen Bruder vom 24. Dez. 1776.
**) Brief vom 11. März 1777.

redet, der Niemand widersteht, welche der Mensch nach seinem Willen führen mag, wie Jupiter seinen Donner*)." — „Dieser Rousseau lehrte mich eine sehr große, nicht genug von mir bedachte Wahrheit, die große Wichtigkeit und Allmacht der Kunst zu reden. Hat er nicht das ganze denkende Europa entzückt, sind sie nicht alle, seine Mitbürger ausgenommen, zu seinen Füßen, und lernen — Nichts, beten ihn an, nur weil er die Sprache so allmächtig führt, wie Gott Jupiter seine Donner. So will ich denn dieses großen Instrumentes mich auch bemächtigen. Von der Völkerwanderung bis auf Erasmus hat man gestammelt, von Erasmus bis auf Leibnitz geschrieben, von Leibnitz und Voltaire bis hieher philosophirt; so will ich denn — sprechen. In unsern Alpen rollt der Donner, und wiederhallt durch ganze Kantone; aus ihren Eingeweiden ergiessen sich der Rhein und die Rhone, sie stürzen von den Felsen der Eidgenossen mit majestätischem Brausen in die niederen Flächen der Germanen und Belgen, warum denn, o Freund! gleicht die Sprache selbst unsrer schönen Geister nur dem Staubbach, spritzt bloß nassen Staub in die Augen, reißt nicht die Herzen fort? — Unweit meinem Vaterland fällt der Rhein 80 Schuhe vom Felsen herab; wenn die Sonne aufgeht, glänzt der Schaum seiner Wellen wie Iris, keine Gewalt widersteht ihm; Fische, Schiffe, was ihm naht, reißt er hin, der erstaunte Fremdling verliert die Gegenwart des Geistes, und nähert sich mit Schauder. Mein Nutzen von Schaffhausen sei dieser Laufen, der mich lehre, was Cicero und Quintilian im stillen Kabinet, „wie die Beredtsamkeit sein müßte**)."

Als sein Bruder ihm die Langsamkeit vorwarf, mit der er sein Werk bearbeitete, ertheilte er ihm folgende Antwort, die wohl werth wäre, von den heutigen Schriftstellern erwogen zu werden: „Da dieses Buch gleich anfänglich wegen gewisser Kapi-

*) Brief an seinen Bruder vom Dez. 1775.

**) Brief an Bonstetten vom Jahr 1774.

ein Aufſehen machen wird, iſt es nöthig, daß ich es von
en Seiten wohl erwahre.“ Auch iſt kein Kapitel, das nicht
if oder ſechsmal umgearbeitet worden wäre, noch im ganzen
ich eine Redensart, welche mich nicht mehrere Spaziergänge
i meinem Zimmer gekoſtet hätte*).“ Man muß jedoch nicht
uben, daß dieſe Arbeit ihm im Geringſten mühſam geweſen
re. Man empfindet in der That ein großes Glück, wenn
n das gewöhnliche Leben verläßt, um auf den Höhen in der
ern Luft der Philoſophie zu leben.

Edita doctrina sapientum templa serena**).

„Die Liebe der Wiſſenſchaften macht mich vergnügter als
3 Geld, und ich werde mein Glück lebenslänglich in den
dien finden. — Ich ziehe Allem meine geliebten Wiſſen-
ten vor, dieſe köſtliche Nahrung des Geiſtes ſowohl in der
amkeit als in der Geſellſchaft, dieſen angenehmſten Umgang
unaufhörliche Beſchäftigung mit allem Schönen, Guten und
ßen. Hiezu kommt die wahrſcheinliche Hoffnung, durch Schrif-
die Achtung nicht allein der weiſeſten, ſondern auch der
ſehenſten Männer zu erwerben. — Ich ſtelle Euch (ohne
leichung, aber um die öffentliche Achtung für wahre Wiſ-
haften hiedurch zu beweiſen) den großen Haller vor***).“
Man kann ſich nicht beſſer vorſtellen, welche ungeheure Arbei-
die Studien eines Geſchichtſchreibers erfordern, als wenn
das Leben J. v. Müllers genauer betrachtet. Er glaubte,
ſelbſt die gründliche Kenntniß der Bücher nicht hinreiche,
die großen Bewegungen der Menſchheit gehörig zu würdi-

Es iſt ſchwer, ſich einen Begriff von den bedeutenden
rſchieden zu machen, welche eine aufmerkſame Beobachtung
en verſchiedenen Spielarten unſerer Gattung nachzuweiſen
ag. Der Menſch iſt dem Einfluß des Punktes, auf welchem

) Brief an ſeinen Bruder vom 28. Nov. 1777.
) Lucretius, De natura rerum.
) Brief an ſeinen Bruder vom 10. Juli 1778.

er ſich entwickelt, weſentlich unterworfen. Die erſten Eindrücke, welche die äußern Gegenſtände auf uns machen, wirken ſo ſehr auf uns, daß ſie ſich von unſerm ſittlichen Weſen nicht mehr trennen laſſen. Dieſe Thatſache erklärt, warum die Einbildungskraft der nordiſchen Völker von der der ſüdlichen ſo vollſtändig verſchieden iſt. Die Poeſie der ſüdlichen Volksſtämme ſpiegelt, um ſo zu ſagen, das Licht ihres Himmels wieder ab. Der Menſch des Nordens ſieht im Gegentheil das Leben von ſeinen düſtern und entzauberten Seiten an. Findet man in der griechiſchen Literatur Etwas, das dem Shakſpeare oder Byron ähnlich iſt? Die Dichter der nördlichen Länder kennen dieſe Entfaltung des Lebens, dieſes Glück des Daſeins nicht, welches die helleniſche Muſe charakteriſirt. Dieſe tiefen Unterſchiede beſtehen nothwendig zwiſchen den Menſchen, welche durch weite Entfernungen getrennt ſind. Aber in einem Land wie die Schweiz wird der Einfluß des verſchiedenen Klimas in einem Umkreis von wenigen Stunden bemerkbar, wegen der mehr oder weniger großen Erhebung des Bodens, wegen der Höhe, der Entfernung oder der Nähe der Gebirgsketten und einer Menge anderer örtlichen Umſtände. So kommt man in acht oder zehn Stunden Wegs aus einem ſpaniſchen Klima in ein lappländiſches; man kann in einem Zeitraum von einem halben Tage Pflanzen pflücken, welche vom 30. bis zum 40. Breitengrade wachſen. Ein Geſchichtſchreiber, der ſich eine genaue Vorſtellung von den ſchweizeriſchen Völkerſchaften machen will, iſt daher zu den ſorgfältigſten Studien gezwungen. — Aber dieſe Studien haben einen unendlichen Reiz mitten in einer ſo prachtvollen Natur. Müllers Geiſt war zu poetiſch, als daß er nicht alle ihre Schönheiten gefühlt hätte. Daher liebte er auch das Alpenleben, das an ſanften Rührungen ſo reich iſt, er liebte es, die Berggipfel zu beſteigen, die ſich in den Wolken verlieren, in die wildeſten Thäler zu bringen und an den Ufern der blauen Seen die lachenden Landſchaften zu betrachten, die ſich in ihren klaren Gewäſſern abſpiegeln. Im Jahr 1775

achle er mit Kniloch eine Reiſe in die innere Schweiz. „Die ommermonate des Jahres 1775 brachte er mit Bonſtetten ld am Jura, bald in dem Alpengebirge zu, in unerforſchten ndſchaften und unbekannten Thälern, höchſt lehrreich über Grundzüge des ſchweizeriſchen Volkes, fruchtbar ſelbſt für en alte Geſchichte *)."

Einen Monat ſpäter beſuchten die beiden Freunde die Bor- äiſchen Inſeln. „Meine Reiſe habe ich aufgeſchrieben. Faſt s kommt hier und da in mein Werk**)." Im folgenden re beſuchte er mehrmals Luzern und die Urkantone. „Hier ich Euch ſagen," ſchrieb er bei dieſer Gelegenheit, „daß ich ials vergnügter noch freier bin, als bei den Alpenbewoh- , welche nur die Natur kennen***)."

„Doch ſintemal der Menſch nicht bloß von Ideen lebt, war viele Dinge eine etwas eindringliche Maßregel nöthig †)." hielt er denn in Genf öffentliche Vorleſungen über die all- ine Geſchichte, welche die Grundlagen des ſchönen Werks en, das er ſeitdem unter dieſem Titel herausgab. Der ll, der ihm zu Theil wurde, ermuthigte ihn, ſich ganz iſtoriſchen Arbeiten zu widmen. Er entwickelt ſelbſt auf anziehende Weiſe die Grundſätze, welche ihn bei der Beur- ng der Begebenheiten leiteten.

In der Religion Verehrung des Reinſten, Innigſten, Höch- eine unerſchütterliche Feſtigkeit der Behauptung urkund- Rechts, welches der Anker von Sicherheit und Ruhe iſt; weck fortgehender Vervollkommnung durch die möglichſte, geordnete Freiheit, durch eine weiſe Stimmung der öffent- Meinung, und eine wohlverbreitete Verbeſſerung der

---

Müllers Selbſtbiographie. Man vergleiche hiermit einen Brief . Sept. 1777.

) Brief an ſeinen Bruder vom 7. Okt. 1777.

) Brief an die Seinigen vom 4. Sept. 1778.

) Müllers Selbſtbiographie.

Geſetze und Anſtalten; drei haßwürdige Ungeheuer: die Anarchie, welche die Auflöſung der Ordnung iſt und nicht beſtehen kann; die Deſpotie, welche die Uebertretung der Geſetze iſt, und der man zu entweichen ſucht; am allermeiſten die ungemeſſene Präpotenz irgend einer einzelnen Macht, welche die Zerſtörung aller Freiſtätte, der Tod aller Hoffnungen des Menſchengeſchlechts iſt, und ohne einen gänzlichen Unwerth der Völker, eine gänzliche Erſtummung aller Männer von Geiſt und Muth, und ohne doppelte Verrätherei der Räthe an den Fürſten, der Fürſten an ihren Häuſern und ſich ſelbſt, nicht ſollte aufkommen können*)."

Müller hatte die Abſicht, von dieſem Standpunkte aus die Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte zu ſchreiben. „Meine einzige Abſicht," ſagt er, „iſt das Wohl der Nachwelt, und da nun in Europa durch den Verfall der Freiſtaaten und die gewaltigen Heere**) Alles zu Grunde geht, und verloren iſt, iſt nun merkwürdig zu beſchreiben, durch welche Zufälle und Fehler wir in dieſen Zuſtand gerathen ſind; Liebe der Freiheit, man mag ſie finden, in welcher Welt man will, anzuflammen, damit in der alten Welt freie Völker wenigſtens ehrenhaft fallen, und in der neuen Welt die Freiheit beſſer behauptet werden möge***)."

Zehn Jahre ſpäter, am 14. Juli 1789 ſollte Müller die Wiedergeburt der europäiſchen Freiheit begrüßen, von der er damals mit ſo vieler Entmuthigung ſprach. In der chriſtlichen Geſellſchaft kann die Freiheit wohl beſiegt, aber niemals vernichtet werden. Die Worte, mit denen Müller ſeine Vorleſun-

*) Ebendaſelbſt.

**) Müller zeigt die Unverträglichkeit der großen Heere und der Freiheit auf vortreffliche Weiſe. Die freieſten Staaten der Welt, die Schweiz, die Vereinigten Staaten und England haben nur Milizen oder nur ſehr kleine Heere.

***) Brief an ſeinen Bruder vom 12. Juli 1779.

gen ſchloß, ſind viel tröſtlicher. Sie enthalten eine Ermahnung zu jener männlichen Kraft, welche die gute Sache, ſelbſt mitten unter ſcheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten retten kann. „Was ergibt ſich aus dieſen Vorleſungen? Was lernen Venedig und Bern aus den Tugenden Sparta's und Rom's, aus der Macht der feſten Grundſätze in der katholiſchen Hierarchie, von den Königen von Frankreich, von dem engliſchen Volk? Daß die beſtändige Richtung aller Seelenkräfte nach einem einzigen großen Gegenſtand das unfehlbare und einzige Mittel iſt, große Thaten auszuführen*)."

Nachdem Müller ſeine Vorleſungen zum zweitenmale gehalten hatte, brachte er einen Theil des Sommers 1780 in Bern zu, um den Druck des erſten Theils ſeiner „Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft" zu überwachen. Sollte man glauben, daß die Cenſur der Berner Ariſtokratie die Veröffentlichung eines Werks, welches den alten Ruhm des Landes verherrlichen ſollte, ungern ſah, und daß er gezwungen wurde, auf dem Titel „Boſton" ſtatt Bern als Druckort anzugeben? Eine ſolche Thatſache beweist zur Genüge, daß Condorcet nicht übertrieb, wenn er in ſeiner „Lobrede auf Euler" ein witziges Gemälde der ariſtokratiſchen Regierungen der entarteten Schweiz entwarf. „Euler war unter einem Volke geboren, in welchem alle Regierungen den Schein und die Sprache der republikaniſchen Verfaſſungen bewahren; wo man trotz des Unterſchieds, der in der Wirklichkeit bedeutſamer iſt, als der, welcher die erſten Sklaven eines Deſpoten von dem letzten ſeiner Unterthanen trennt, alle Formen der Gleichheit ſorgfältig bewahrt hat."

Wenn die Berner Regierung die Veröffentlichung des Müllerſchen Buchs mit Unruhe geſehen hatte, ſo wurde dieſes von den Gebirgsbewohnern von Uri, Schwyz und Unterwalden mit

*) Brief an ſeinen Bruder vom 14. Juli 1780. — Die angeführte Stelle iſt franzöſiſch, weil er ja die Vorleſungen in franzöſiſcher Sprache hielt. (Anm. d. U.)

der größten Theilnahme aufgenommen. Müller machte eine Fußreiſe durch die kleinen Kantone; er ging in ein Bauernhaus, um ſich Milch geben zu laſſen. Eine Ruine in der Nähe des Dorfs zog ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich; er befrug den Bauer über die Geſchichte dieſer Burg. Der Hirte antwortete ihm mit ſo viel Sicherheit, daß der Geſchichtſchreiber wiſſen wollte, wie er ſo gut unterrichtet ſei." „Nun!" antwortete er ihm, „findet man nicht alles dies im Buche vom Müller von Schaffhauſen?" Die Auflagen ſeines Werks wurden in den Dörfern nicht weniger verbreitet als in den Städten*).

XXI.

Quantum mutatus ab illo!
Virgilius.

Im Oktober 1780 begab ſich Müller nach Berlin „um die Monarchie zu ſehen, welche der Geiſt Friedrichs über ſich ſelbſt erhoben hatte**)." Der Geſchichtſchreiber der Eidgenoſſenſchaft, von Friedrichs Ruhm geblendet, ſchien weder ſeine Fehler, noch ſeine deſpotiſchen Neigungen zu bemerken. Auf dieſer Reiſe erſcheint die Schwachheit zum erſtenmal, welche ſich in ihm von Tag zu Tag mehr entwickelte. Seine lebhafte Einbildungskraft ward, wie die des berühmten Gibbon, von der Anſchauung der äußeren Größe lebhaft berührt; ſein Herz wurde durch die kindiſchen Gunſtbezeugungen gewonnen, welche ihm die Prinzen erwieſen. Er war außer Stand, die Selbſtſucht und die ſchlechten Leidenſchaften der willkürlichen Gewalt zu ſehen. Mit der Zeit wurde er für die Beweiſe der Achtung, welche ihm die gekrönten Häupter ertheilten, ſo empfänglich, daß in ſeiner Seele kleinliche Eitel-

*) Müllers Werke Bd. 5.
**) Müllers Selbſtbiographie.

keit an die Stelle der edlen Begeisterung seiner Jugend trat. Dieß ist eine große Lehre für diejenigen, welche nicht seinen umfassenden Verstand haben und sich vor den Verführungen der Höfe sicher wähnen*). Der Dunstkreis des Servilismus erweicht endlich die unabhängigsten und stolzesten Charaktere. Wie viele Geister des ersten Rangs hat man nicht gesehen, die irgend einen eiteln Titel oder ein Ordensband ihren Pflichten gegen die Menschheit und die Wahrheit vorgezogen haben? Diejenigen, welche die ihnen durch außerordentliche Gaben auferlegten Verpflichtungen fühlen, welche einzig und allein der Wissenschaft und der Erfüllung ihrer Pflicht leben, sind immer unendlich selten gewesen. Ein großer Verstand verleiht nicht immer einen festen Charakter. Die Geschichte der Menschheit zeigt uns viele Nachahmer des Erasmus, und nur wenige, die sich wie ein Chrysostomus, ein Huß, ein Hieronymus von Prag, ein Zwingli, ein Cyrillus Lucar, ihren Ueberzeugungen aufopfern wollen.

Unter allen Ländern von Europa ist übrigens die Schweiz dasjenige, in welchem die Männer, die ihr Leben nach ihren Grundsätzen eingerichtet haben, am zahlreichsten sind. Es genügt die Namen Zwingli, Farel, Viret, Calvin, Lavater, Pestalozzi, Escher von der Linth, Zschokke anzuführen**). Aber Müller bewahrte nicht, wie diese, die Freiheit bis an's Ende seines Lebens. Es kam ein Tag, wo es ihn bei fortwährender Berührung mit kleinlichen Leidenschaften und der unheilbaren Eitelkeit der deutschen Höfe eine ungeheure Mühe kostete, den Fürstendienst mit seinen freien Gesinnungen zu versöhnen. Wir haben absichtlich große Bruchstücke aus seinem Briefwechsel angeführt, um

*) Gibbon, scheint in seiner „Geschichte von dem Verfall des Römischen Reichs" geneigter zu sein, den Tamerlan (Timur-lang) zu bewundern, als die christlichen Märtyrer. Müller war doch noch nicht so weit gekommen.

**) Alle diese waren nicht geborne Schweizer, aber sie haben wenigstens in der Schweiz gelebt.

die Größe und die Kraft der Gesinnung zu zeigen, die er auf dem Boden seines Vaterlands gefunden hatte. Wir haben uns mit unwillkürlichem Wohlgefallen bei jenen beredten Geständnissen einer jungen, von der heiligen Liebe zur Wissenschaft, zur Gerechtigkeit und Freiheit begeisterten Seele aufgehalten. Die Aufgabe, die wir noch zu erfüllen haben, ist weniger angenehm. Aber die Schwächen der großen Männer müssen uns belehren, wie ihre Tugenden. Die Geschichte ist in unsern Augen keine eitle Gaukelei; sie ist eine fortwährende Belehrung, welche wir von der Vergangenheit erhalten. Laßt uns daher die Beispiele unserer Väter vor Augen haben, ohne ihre Irrthümer oder ihre Verirrungen zu theilen.

Indem wir den zweiten Theil von Müllers Leben studirten, haben wir mehr als einmal an einen andern Geschichtschreiber der Eidgenossenschaft gedacht, dem seine Schriften und seine unermüdliche Thätigkeit ebenfalls einen gerechten Ruhm erworben haben. Obgleich in einem monarchischen Lande geboren, erstarkte in Heinrich Zschokke, je älter er wurde, das edle Gefühl der Unabhängigkeit. Er war zu gleicher Zeit ein ausgezeichneter Schriftsteller und ein würdiger Bürger der freien Schweiz. Er verachtete jene leeren Auszeichnungen, welche Müller gefangen nahmen, und wies sie zurück. Seine Handlungen waren belehrend wie seine Werke, und die Nachkommenschaft wird in dem stolzen Dasein des „Aargauischen Bürgers“ mehr Größe finden, als in der beinahe sklavischen Abhängigkeit des „Hofraths“. Die Zeit setzt in ihrer Unparteilichkeit alle Dinge an ihre wahre Stelle. Glücklich der Mensch, der, sich über die Vorurtheile seiner Umgebungen erhebend, das Dasein nach seinem wahren Werth zu schätzen weiß.

Der Brief, in welchem Müller seine Zusammenkunft mit Friedrich dem Großen erzählt, ist von großem Interesse, weil er das erste Anzeichen der Bezauberung ist, welche die Herrn der Erde auf den berühmten Geschichtschreiber ausübten.

„Ich wurde,“ sagt er, „um zwei Uhr des Nachmittags zum

König gerufen. Was glauben Sie wohl, daß ich gefühlt habe, als ich sein Vorzimmer betrat, im Begriff diesen berühmten Helden zu sehen, dessen Schwert die Franzosen, Russen, Oestreicher vierzehnmal in die Flucht gejagt hat, da er seit Julius Cäsar seines Gleichen nicht gehabt hat, dessen Blick die Königreiche zittern macht und der aus seinem Kabinet, vor welchem ich mich befand, seinen mächtigen Einfluß auf ganz Europa ausübt?"

Müller hätte kurz sagen können:

„Ich singe den Sieger der Sieger der Erde."

„Ich war außer mir: schon lange wünschte ich, Friedrich den Großen, dessen Name die Geschichte erfüllt, mit meinen Augen zu sehen*). Als der Kabinetshusar die Thüre eröffnete, trat ich muthig und ohne Verlegenheit ein**). Der König saß in Hauskleidung bei seinem Schreibtisch. Ich stand vor ihm. Er sprach eine Stunde lang mit einer Gnade, einer Güte, einem unendlichen Wissen über eine Menge gelehrter und politischer Gegenstände. Er frug nach meiner Familie. Wenn ich hundert Jahre lebte, würde ich das plötzliche Leuchten seines Blickes nicht vergessen. Ich habe so feine Züge, so viel Geist und so viel Gemüth, ein so glänzendes Auge niemals gesehen, und werde es auch wohl niemals wieder sehen.

„Ich werde immer an den wohlwollenden Ton denken, mit welchem er mir sagte, da er mich verabschiedete: Ich werde in Seinem Betreff Befehle ertheilen***)."

Müller wäre wahrscheinlich auf hundert Jahre, auf

---

*) Hier stimmt Müller einen ganz epischen Ton an:
Sum pius Aeneas, fama super aethera notus.

**) „Je suis donc une foudre de guerre!" sagt der Hase bei La Fontaine.

***) Brief vom 20. Februar 1781.

über die Lauheit seiner Urtheile. So schrieb ihm Gleim bei Gelegenheit seiner „Reisen der Päpste“:

„Voll der großen, starken, edeln Gedanken und weiten Aussichten, die meinen Müller Jedem kenntlich machen, sind die Reisen der Päpste. — Nur wünschte ich, Sie hätten auch nicht irgend Etwas einfließen lassen von Meinungen und Gedanken, das die Widerlegung einem Jeden, der es liest, in den Mund legt, zum Beispiel: „Hier bauten ihre Vaterhände die Hierarchie.“ Wollte Gott, sie hätten gebauet mit Vaterhänden, solchen wie Christus hatte, welche Gräuel aber des Papstthums fallen einem ehrlichen Menschen nicht ein bei diesen „Vaterhänden!“ „Ohne die Hierarchie hätte Europa keine Gesellschaft zum Wächter über den allgemeinen Vortheil.“ — Hatten die Griechen und Römer auch eine solche Gesellschaft? Haben wir Protestanten eine? — Ich kann nicht finden, daß die Religion des Papstes, wie sie jetzt ist, und wie sie zu Wien den Ablaß im königlich-kaiserlichen Pomp ertheilt hat, die Macht des Despoten mäßigen, oder einen bösen Fürsten zu einem guten umbilden kann mit Gründen seiner Religion; ich sehe vielmehr das Gegentheil*).“ Gleim's Kritik ist eben so tief als gemäßigt. Es genügt nicht, in allen Tonarten zu wiederholen, daß gewisse Päpste im Mittelalter die Partei der Völker ergriffen haben; dies ist nicht die praktische Frage. Es liegt uns daran zu wissen, daß das Papstthum jetzt in Europa die festeste Stütze des weltlichen und geistlichen Despotismus, das größte Hinderniß gegen die Fortschritte der Völker in der Freiheit und Gleichheit ist. Mag ein Schriftsteller wie Joseph de Maistre über „die Vaterhände“, welche das Gebäude der Hierarchie errichtet haben**), in Begeisterung gerathen, das ist begreiflich; aber hätte der Geschichtschreiber, der erst mit so viel Beredtsamkeit den Schwur auf dem Grütli erzählt hatte, nicht

*) Briefe Gleims an Müller vom 28. April 1782 in den „Briefen deutscher Gelehrten“ herausgegeben von Körte.

**) J. de Maistre, Du pape.

beſſer daran gethan, neue Steine zu einem Denkmal zu ſammeln, das ſein Wankelmuth unbeendigt laſſen ſollte*)?

Müller beantwortete Gleims Brief mit einer gewiſſen Verlegenheit, er ſei weit entfernt, für die Hierarchie die Stellung zurück zu wünſchen, welche ſie im Mittelalter gehabt habe; er ſei vielmehr ganz entgegengeſetzter Meinung. „Was nun geſchieht, iſt in Einem gut; die Geiſtlichkeit lernt auch das Joch fühlen. Eben deßwegen möchte ich ſie gerne erhalten, denn ſie wird an allen Höfen wider den ſein, der Alles bedrohet**).“ — Was den Papſt betrifft, ſo glaubt er „daß die Religion durch ihn erhalten worden iſt.“ — „Ich bin ſo neu nicht,“ fährt er fort, „daß ich nicht wiſſen ſollte, welcher Mittel der Papſt ſich manchmal bedient hat; aber was liegt daran?“

Daran liegt viel; denn hat nicht der heilige Paulus geſagt, daß man das Böſe nicht thun ſolle, damit Gutes daraus entſpringe? Das iſt der Ruf des evangeliſchen Bewußtſeins, der von den Eingebungen der gemeinen Weisheit himmelweit verſchieden iſt.

Das Evangelium verbietet uns bei ſeinem wahrhaft liberalen Geiſt, die Tyrannei zu entſchuldigen. Man kann gewiß ſein, daß ſie unter den Sklaven der öffentlichen Meinung genug Mitſchuldige und Schmeichler finden wird. Beinahe ſollte man glauben, daß die, welche den Völkern ein eiſernes Joch aufgelegt haben, die zauberiſche Gewalt haben, der Nachwelt die nämliche Furcht einzuprägen wie ihren Zeitgenoſſen. Man wagt es nicht, jene unbeugſamen Geſetze der chriſtlichen Moral, vor welchen ſich die erhabenſten Häupter beugen ſollten, auf ihre

*) Am 2. Dezember 1782 ſchrieb er an Gleim: „Ich werde meine übrige Zeit auf die Ausarbeit der Geſchichte anwenden.“ — So war dieſes patriotiſche Werk für ihn ſchon eine untergeordnete Arbeit.

**) Er meint den weltlichen Deſpotismus. — Zu dieſer Stelle machte J. v. Müller im J. 1806 die Bemerkung: „Das iſt freilich nun ganz anders!“ (Anm. d. Ueberſ.)

Handlungen anzuwenden. Man fragt ſich, „ob das Genie nicht eine von den Tugenden jener Geißeln Gottes ſei?“ Aber iſt die Zeit noch nicht gekommen, das Joch der Vorurtheile und Gewohnheiten des alten Servilismus abzuſchütteln? Welchen Begriff muß man ſich von der Gerechtigkeit machen, wenn ihre Stimme nicht einmal vor dem Richterſtuhl der unparteiiſchen Geſchichte gehört wird? Laßt uns annehmen, daß die während ihrer Lebzeit durch die Urtheilsſprüche des Deſpotismus gebrandmarkten Opfer von der Nachkommenſchaft nicht wieder in ihre Rechte und Ehren eingeſetzt werden, was ſoll aus der Billigkeit werden? Wer weiß? Wenn die einflußreichen Schriftſteller eine größere Unabhängigkeit zeigten, wenn ſie die Urtheile des Schickſals nicht mit ihrer feigen Gefälligkeit beſtätigten, wenn ſie nicht ſagten wie Brennus: „der Sieger hat immer Recht*),“ ſo würden ſich die Häupter der Völker wohl mehr um die Urtheile der Zukunft bekümmern. Unglaublicher Weiſe wiſſen ſie nur zu gut, bis zu welchem Grad ſie auf die ſchlaffe Gleichgültigkeit jener Menge Geſchichtſchreiber zählen können, welche die Größe ihrer Aufgabe zu ſehr vergeſſen, welche ſich vor allen Siegen der Gewalt beugen und vor Allem zu fürchten ſcheinen, den Deſpoten ihrer Zeit verdächtig zu werden. Sollte man nicht glauben, daß die Niederträchtigkeit und ſklaviſche Geſinnung unſrer traurigen Natur ankleben?“ Wie viele Schriftſteller machen ſich, ohne es zu wiſſen, vielleicht zu Höflingen der willkürlichen Gewalt? Kaum wagen ſie es, mit einiger Freimüthigkeit von der Bartholomäusnacht, von den Dragonaden und von den menſchlichen Opfern der Inquiſitoren zu ſprechen, aus Furcht das „Prinzip der Gewalt“ verhaßt zu machen. Es ſcheint, als ob ſie der Anſicht wären, daß wenn ſie ſich mit der Kraft des chriſtlichen Bewußtſeins gegen jene ewig verabſcheuungswürdigen Handlungen erhöben, ſie ſich gegen die Geſetze des „Anſtandes“

*) Vae victis! — Vgl. Cousin, Introduction à l'histoire de la philosophie.

und der „Ehrfurcht“ verfehlen würden. Ich würde nicht zu Ende kommen, wollte ich alle Trugſchlüſſe aufzählen, welche die Feigheit eingeben kann. Welcher Unterſchied zwiſchen dem Stolz der Schriftſteller im freien Griechenland und der furchtſamen Vorſicht unſerer Zeitgenoſſen.

Müller konnte bei dem eindringlichen Studium der Meiſterwerke der griechiſchen Literatur, dem er ſich in Kaſſel widmete, dieſen Unterſchied bemerken. „So eben ſchließe ich den Demoſthenes“, ſchrieb er an ſeinen Bruder. — „Unter allen mir bekannten Rednern iſt er der größte*), nach ihm aber Thucydides. — Die Alten ziehe ich den Neuern überhaupt vor**).“ — „Ich habe ſeit meinem letzten den Plato vollendet, welch ein Mann! wie viele ſchlafende Saiten in der Seele ſeine Beredtſamkeit nach ſo vielen hundert Jahren elektriſirt! Er iſt einer, der in der Geſchichte meines Geiſtes Epoche machen wird. Keiner hat von geiſtigen Dingen klüger geſprochen***), denn als großer Geiſt begriff er, daß durch das, was in die Sinne fällt, nicht möglich iſt, Ueberſinnliches zu erklären oder zu beweiſen†), — „Seit meinem letzten habe ich den Ariſtoteles geleſen. — Seine Beredtſamkeit iſt die des großen Verſtandes, ein vorzügliches Muſter aber im Buch vom Weltall und andern, die er Alexandern zuſchrieb, und worin kein Lehrer ſpricht, aber der Weiſe zum Helden. Er iſt auch hierein groß, daß er in Allem des μηδὲν ἄγαν (nicht zu viel) beobachtet. — In Rückſicht auf den Ge-

*) Warum? weil er das Geklirr der Ketten, welche der Tyrann mit ſich bringt, nach allen Seiten hin erſchallen läßt.

**) Sie waren ihnen ſicherlich an Muth überlegen, was ihre geiſtige Ueberlegenheit nicht vermindert. — Brief an ſeinen Bruder vom 13. Dec. 1771.

***) Er hätte hinzufügen ſollen: „und kühner für ſeine Zeit“. Man leſe den „Eutyphron“, wenn man daran zweifelt. Er hat auch Sokrates gegen ſeine Henker in einer bewunderungswürdigen Rechtfertigungsſchrift vertheidigt.

†) Brief an ſ. Bruder v. 19. Jan. 1782.

brauch, den unſre Väter von ihm gemacht, halte ich dafür, daß Kindern keine Speiſen des Mannesalters und jenem 13. Jahrhundert kein Philoſoph des ariſtoteliſchen gehörte, ſie konnten ihn gar nicht verſtehen; kaum wir ſind reif dazu*)."

Müller ſtudirte zu gleicher Zeit jene heiligen Bücher, über welche wir Tag und Nacht ſinnen ſollten.

Nocturna versate manu, versate diurna**).

Statt in der Bibel, wie gewiſſe unwiſſende Chriſten oder manche dem Deſpotismus hingegebene Theologen, ein Geſetzbuch des fluchwürdigſten Servilismus zu ſehen, betrachtete er ſie mit Recht als die ewige Schutzmauer der liberalen Ideen. „Ich habe mir vorgeſetzt" ſagte er, „in allen meinen Schriften die Freiheit zu vertheidigen, denn was Gott für dieſe ſchon ſo oft gethan, bezeugt, daß er ſie liebt***). Aber Müller begriff, daß man die Freiheit nicht wirklich liebt, wenn man nicht Willens iſt, ihr die größten Opfer zu bringen, wenn man nicht aus Liebe zu ihr jener gemeinſamen Ruhe zu entſagen weiß, die von den faulen und feigen Seelen für das Höchſte gehalten wird. „Es iſt gut, daß Unruhen entſtehen," ſagte er, „obwohl ich die Urheber verabſcheue. Europa kann unmöglich lange bleiben, was es iſt†). — Wenn wir fortſchlummerten, würden wir ſelbſt an das Joch uns gewöhnen. Bewegung erweckt unſern alten Geiſt, und wer würdig iſt, frei zu leben, iſt nicht wie Prometheus an einen Felſen gefeſſelt" ††).

Bei ſeiner ungeheuern Lektüre fand Müller doch noch Zeit, mehrere Schriften abzufaſſen. Seine ſchon erwähnten Reiſen der Päpſte machten großes Aufſehen; ſie haben die nämliche Tendenz

*) Brief an ſ. Bruder vom 26. Januar 1782.

**) Horatius.

***) Brief an ſeinen Bruder v. 14. Mai 1782.

†) Dieß hat er ſieben Jahre vor Erſtürmung der Baſtille geſchrieben.

††) Brief an ſeinen Bruder vom 14. Mai 1782.

wie „die Geſchichte der weltlichen Herrſchaft der Päpſte.“ Müller verſtand weder ſeinen wiſſenſchaftlichen Eifer zu regeln, noch ihn zu beſchränken. Alle hiſtoriſchen Fragen zogen ihn nacheinander heran. Livius, Thucydides, Tacitus hatten ihr ganzes Leben der Geſchichte ihres Vaterlandes gewidmet. Müller, der ſie zuerſt zum Muſter genommen hatte, vergaß jeden Tag die eben ſo edlen als klugen Vorſätze ſeiner Jugend.

Seine Stellung in Kaſſel war wenig beneidenswerth. Seine Beſoldung war ſo ganz unzureichend, daß er Schulden machen mußte. Zudem gefiel ihm die Geſellſchaft der deutſchen Gelehrten nicht*). Die Erinnerung an ſein Geburtsland — das er bei einem ſolchen Charakter nie hätte verlaſſen ſollen, wurde in ſeiner Seele wieder mächtig. „Geliebte Luft der väterlichen Hügel,“ rief er aus, „wer weiß, wie bald ich Dich genießen kann**)!“ Er bat daher den Landgrafen um ſeine Entlaſſung, verließ Caſſel und ging nach Genf, wo er bei dem „verehrten Tronchin, dem Freunde ſeiner Jugend***),“ eine Anſtellung als Vorleſer fand.

Müller geſteht, daß nur ſein geringes Vermögen ihn beſtimmen konnte, ſein Vaterland von Neuem zu verlaſſen, um die Stelle eines Bibliothekars anzunehmen, welche ihm der Kurfürſt Erzbiſchof von Mainz anbot†). In Mainz zogen ihn ſehr untergeordnete Beſchäftigungen, politiſche Fragen, die für einen Bürger der freien Schweiz ohne großes Intereſſe waren, von den Arbeiten ab, welche ſeine ganze Thätigkeit hätte in Anſpruch nehmen ſollen. Er hatte ſogar die Schwachheit, im April 1787 eine diplomatiſche Sendung nach Rom zu übernehmen. Er verirrte ſich je länger je mehr in dieſe Laufbahn, als er vom Kurfürſten den Titel und die Stelle eines „wirk-

*) „Die deutſchen Gelehrten ſind, überhaupt genommen, ſelten munter und weltkundig.“ (Brief an ſeinen Bruder vom 22. Febr. 1782.)

**) Brief vom 23. Nov. 1782 an ſeinen Bruder.

***) Müllers Selbſtbiographie.

†) Ebendaſelbſt.

lichen geheimen Legationsraths" erhielt. Wer ſollte es glauben! Die Ehre, in dem Staatskalender dieſes Fürſtenthums und unmittelbar nach dem erſten Miniſter und den Staatsräthen aufgeführt zu werden, erfreute ſeine Eigenliebe. Die Menſchen gewinnen wenig durch das Alter! Die Erfahrung und die Ueberlegung, welche ſie täglich mehr von den Genüſſen der Eitelkeit losreißen ſollten, da ſie ihnen deren Leerheit zeigt, ſcheint ſie im Gegentheil ihren böſen Rathſchlägen zugänglicher zu machen. Zuletzt behandeln ſie alle edlen Regungen ihrer Jugend als „Träumerei und Täuſchung." Sie verzweifeln, ihren großen Gedanken, denen ſie früher ihre ganze Liebe gewidmet hatten, in dieſer ſelbſtſüchtigen Welt den Sieg zu verſchaffen. Statt ſich bemühen, ihre Nächſten zur Höhe ihrer eigenen Ueberzeugungen zu erheben, finden ſie es bequemer, ſich zu ihnen herabzulaſſen, um wie ſie auf dieſer Erde des Elends zu kriechen, um nach einigen Staubkörnern zu haſchen, die ſie „Ehren und Würden" nennen. Aber um wie viel betrübender iſt es, wenn man ſolche Erbärmlichkeit im Leben der Männer findet, die ihr Geiſt vor ſolchen Erbärmlichkeiten ſicher ſtellen ſollte! Müller hatte einen zu hohen Gedankenſchwung, als daß er ſich den Forderungen ſeiner neuen Stellung ganz hätte hingeben können. In einem Brief vom 23. April 1788 bricht eine heimliche Unzufriedenheit mit ſeinem diplomatiſchen Amte durch. Die Zeit ſollte ſie nicht vermindern.

Die immer enger ſich knüpfenden Bande, die ihn an einen kleinen deutſchen Hof knüpften, entriſſen ihm nicht ſeine ganze frühere Liebe zur Freiheit. Während einer bedenklichen Krankheit im Jahr 1789 brach die franzöſiſche Revolution aus. Er begrüßte ihre Morgenröthe mit Begeiſterung*). Er diktirte die folgenden Betrachtungen:

„Der 14. Julius iſt der ſchönſte Tag ſeit dem Untergang der römiſchen Weltherrſchaft. Das vorige Seculum ahmte fran-

*) Vergleiche Klopſtock's Ode: „Kennet euch ſelbſt."

zösische Frivolität nach, das künftige wird Muth von ihnen lernen. Um wenige Burgen reicher Baronen, um wenige Köpfe weniger, meist schuldiger Großen, ist diese Freiheit wohlfeil erkauft. Sie wird eine Kraft in ihren Charakter legen, wodurch die politische Macht Frankreichs wieder furchtbar emporsteigen wird. Mögen sie dann fallen, die, welche zittern, ungerechte Richter, überspannte Tyrannen! Es ist recht, sehr gut, daß die Räthe und Könige gewahr werden, sie auch seien Menschen*).

Müller, welcher die Entwickelung der französischen Revolution mit Interesse verfolgte, sah bald, welche Ursachen ihren Erfolg hindern würden. Diese zwei Ursachen sind gerade dieselben, welche der Freiheit dieses Landes seit dem Anfang dieses Jahrhunderts verderblich gewesen sind: das Streben nach dem Ideal politischer Einrichtungen und die Verachtung des Christenthums. Das Streben nach dem Ideal politischer Einrichtungen hat durch seine bald wunderlichen und bald drohenden Erfindungen die schüchternen Geister erschreckt, welche sich beeilt haben, in den Armen des Despotismus eine Zuflucht zu suchen. Die Verachtung des Evangeliums hat die liberalen Ideen in den Augen derjenigen in Verruf gebracht, welche ein religiöses Glaubensbekenntniß für jede politische Verfassung für unerläßlich halten. Dadurch, daß man gegen jeden Glauben Geringschätzung zeigte, der sich auf christliche Ueberlieferungen gründete, welche sich, wenn sie richtig verstanden werden, vollkommen mit der Freiheit vereinigen lassen, hat man die ultramontane Reaction vorbereitet, vor dessen Fortschritten diejenigen mit Recht erschrecken, welche das menschliche Geschlecht nicht wieder unter ein entwürdigendes Joch wollen fallen sehen. Müller setzte die englische Revolution von 1688 in ihrer praktischen Auffassung über die französische. Er bewunderte die Klugheit, mit welcher die englischen Staatsmänner einen Stützpunkt in den christlichen Ideen gesucht hatten.

*) Brief an seinen Bruder vom 14. Aug. 1789.

Wenn man Alles improviſiren will, wie die franzöſiſchen Demokraten am Ende des 18. Jahrhunderts, ſetzt man ſich der Erneuerung des Deſpotismus aus. Die Länder, denen es entſchieden gelungen iſt, die willkürliche Gewalt zu beſiegen: die Schweiz, Holland, Schweden, Dänemark, England, die Vereinigten Staaten haben eine Politik befolgt, die von der des Nationalconvents ſehr verſchieden war. Sie haben nicht unternommen, die Geſellſchaft vom Standpunkt der griechiſchen Philoſophie umzugeſtalten. Sie haben ſich auf jenen wahrhaft chriſtlichen Geiſt geſtützt, den das Evangelium denen eingiebt, die ſich nicht zu Sklaven des geiſtlichen Deſpotismus der römiſchen Kirche machen. Leider ſind die Fehler Frankreichs nie ohne Einfluß auf die übrigen romaniſchen Länder. Nur zu oft haben die Franzoſen Nachahmer in Spanien, Portugal, Italien, und ſelbſt an den Ufern der Donau unter den Rumanen gefunden. Während daher der Sieg der Freiheit bei den Völkern geſichert iſt, welche dem ſkandinaviſchen und angelſächſiſchen Stamm angehören, ſind die romaniſchen Länder nahe daran, unter das Joch der abſoluten Gewalt zurückzufallen, oder ſie ſind ihm ſogar ſchon beſtändig unterworfen.

Aus dem gründlichen Studium der Geſchichte ſeines Vaterlands hatte Müller gelernt, wie die Völker ihre Unabhängigkeit erobern und bewahren können. Daher liebte er es auch, die Blicke nach ſeinem Vaterland zu richten, wenn er den Zuſtand der Dinge in Europa dargeſtellt hatte. „Bei allen Mängeln," ſagte er, „finde ich doch noch Zürich als das Muſter eidgenöſſiſcher Städte an Bürgerſinn, Haustugenden, Nationalkraft, und wenn ich die übrige unfranzöſirte Schweiz (Rhätien beigezählt), in Erwägung ziehe, ſo freut mich das Vaterland doch wieder; und ich hoffe, es ſollen doch noch wohl zehen Gerechte darin ſein*)."

Kurz vor dem Einzug der Franzoſen in Mainz erhielt Müller, welcher dazumal „geheimer Staatsrath und Staatsreferendär"

*) Brief an ſeinen Bruder vom 9. November 1789.

war*), plötzlich die Einladung, ſich nach Wien zu begeben. Die ultramontane Partei hatte ſchon lange geheime Abſichten auf ihn. „Ein ſehr verehrungswürdiger, redlicher, ſeinem Glauben äußerſt anhänglicher Mann, der Müller ſchätzte und liebte, hatte deſſen ungeheuchelte Ehrfurcht für eben dieſen Glauben, ſeine Meinung von der Brauchbarkeit gewiſſer Anſtalten — — für eine Neigung zu einem Schritte gehalten, woran er nicht gedacht, und hiedurch zu dieſem Beruf weſentlich beigetragen**).“ Müller war zu aufgeklärt und zu gewiſſenhaft, um ſich zu ſolchen Dingen herzugeben. Es iſt ſehr begreiflich, daß Männer, welche einen eingewurzelten Widerwillen gegen die liberalen Ideen haben, ſich zum Katholicismus bekehren***). Dahin führt die Conſequenz alle diejenigen, welche ihre geheimen Neigungen zur Bewunderung der willkürlichen Gewalt ſtimmen. Wir begreifen gewiſſe Bekehrungen ſehr wohl, von denen die römiſche Kirche nur zu großen Lärm gemacht hat. Man kann eine wahre Gelehrſamkeit, ſehr umfaſſende Kenntniſſe in einem beſondern Fache beſitzen, und doch nicht genug Seelen- und Charakterſtärke haben, um die freie Prüfung zu ertragen. Es iſt dann Nichts natürlicher, als daß man ſich beeilt, ſeine Freiheit an den Stufen des wurmſtichigen Throns des Papſtthums niederzulegen. Man wird dort „jene Ruhe“ finden, von der eine Schriftſtellerin unſerer Zeit ſpricht†), die Ruhe im Tod, in der Entſagung

*) Müllers Selbſtbiographie. **) Ebendaſelbſt.

***) So Hurter, Antiſtes von Schaffhauſen, der ſich ſeit ſeiner Bekehrung zum Lobredner des fluchwürdigen Ferdinands II. von Oeſtreich aufgeworfen hat. Man hat über dieſen Mann viel geſchrieben. Er ſelbſt hat eine Schrift herausgegeben: „Der Antiſtes Hurter in Schaffhauſen“ (Schaffh. 1840) und „Geburt und Wiedergeburt. Erinnerungen aus meinem Leben“ (Schaffh. 1855). A. de Saint Chéron, ein den Jeſuiten ergebener Schriftſteller hat „Das Leben, die Arbeiten und die Bekehrung von F. Hurter“ (franzöſiſch) herausgegeben. (Paris 1844.)

†) Die Frau Gräfin Ida Hahn-Hahn: „Von Babylon nach Jeruſalem.“ Dieſer ſonderbare Titel bedeutet von Berlin nach Rom.

alles desjenigen, was die Würde der menſchlichen Natur bildet. Müller war keineswegs entſchloſſen, eine ſolche Ruhe anzunehmen. Dennoch hatte man Alles aufgeboten, um ihn zu verführen. Der Kaiſer hatte ihm vorher einen Adelsbrief ertheilt, und ihn zum Ritter ernannt. Dieſe Auszeichnungen, welche er Anfangs als mit der Einfachheit ſeiner Sitten unverträglich mit Entſchiedenheit ausgeſchlagen hatte, ſetzten ihn nicht wenig in Verlegenheit*). Endlich ergab er ſich darein, ſich „Johannes, Edler von Müller zu Sylveden, des heiligen Römiſchen Reiches Ritter“ zu nennen**). Er erröthete bisweilen über die Verwandlungen, welche der freie Bürger des alten Helvetiens erfuhr. So ſchrieb er, als er bei der Kaiſerkrönung den Kurfürſten von Mainz vertrat: „Ich ſchäme mich über mich ſelbſt; meine größte Freude iſt, daß ich mich von größeren Thoren umgeben ſehe, als ich bin, und zwar von ſolchen, die es aus freiem Willen ſind.“ Ein trauriger Troſt für einen Mann wie Müller! War er nicht geſchaffen, um dem großen Haufen den richtigen Weg zu zeigen, und nicht, um ihm in ſeinen Verirrungen zu folgen?

Leere Ehrenbezeugungen können einem von den Vorurtheilen der Eitelkeit der Welt beherrſchten Geiſt genügen; aber ſie erfüllten die Seele des großen Geſchichtſchreibers mit Verwirrung und Ungewißheit. Als er im Monat Juli 1791 zum Staatsreferendarius ernannt wurde, träumte er von glücklicher Muße zu ſeinen Studien. Er erinnerte ſich, daß der gelehrte und tugendhafte Abauzit, der einzige ſeiner Zeitgenoſſen, den J. J. Rouſſeau geprieſen hatte, „zu Genf mit 25 Louisd'or Einkommen bis in ſein 88. Jahr gelebt habe.“ Zürich, das immer ein Mittelpunkt geiſtiger Thätigkeit geweſen iſt, zog ihn mit ſeinen reichen Bibliotheken und ſeinen entzückenden Landſchaften an. Dort hätte er ſeine Titel und „ſeine Dekorationen

*) Brief vom 28. Okt. 1790.

**) Brief ohne Datum, aber vom Jahr 1791.

abgelegt," um nur Johannes Müller zu ſein; dort hätte er ſeine „vaterländiſche und ſeine allgemeine Geſchichte" geſchrieben*). Er vergoß Thränen, wenn er daran dachte, daß er die Jahrbücher ſeines ruhmvollen Vaterlands unvollendet laſſen würde. Seine Ahnungen täuſchten ihn nicht. Mit Seelenkraft hätte dieſes Unglück vermieden werden können.

Doch gab die öſtreichiſche Regierung die Hoffnung nicht auf, ihn zu gewinnen. Als die Franzoſen Mainz eingenommen hatten, ſtürzten ſie die Regierung des Kurfürſten Erzbiſchofs. Auf der Rückreiſe von Wien erfuhr Müller, daß die Stadt den republikaniſchen Truppen in die Hände gefallen ſei. Er ſchlug alle Anerbietungen ihres Generals Cuſtine aus, holte den Kurfürſten in Eichfeld ein, und als er von dieſem in diplomatiſchen Angelegenheiten zum Kaiſer geſandt worden war, nahm er am 12. Februar 1797 den Titel eines Hofraths an, den ihm das Haupt des deutſchen Reichs anbot.

So ſehr er auch von allen dieſen Umwandlungen ſeines Lebens in Anſpruch genommen war, verfolgte er doch die Entwickelung der franzöſiſchen Revolution mit der lebhafteſten Theilnahme. Die Urtheile eines ſo ausgezeichneten Geiſtes verdienen zu einer Zeit wieder hervorgezogen zu werden, in der man ſo ſehr damit beſchäftigt iſt, den wirklichen Charakter dieſer großen Begebenheiten zu würdigen**).

„Wenn die Franzoſen Religioſität hätten," ſagte er, „und ihre Sache auf Gott und Moral gründeten, ſo glaubte ich***); ſo aber ſage ich, daß ihr Gebäude auf Sand ruhet, und ein Wind vom Herrn es umreißen wird†)."

---

*) Brief an ſeinen Bruder vom 29. Aug. 1791.

**) Wie verſchieden ſind doch die Urtheile eines Thiers, de Conny, A. Gabourd, Mignet, Granier (de Caſſagnac), Lamartine, Buchez.

***) An den Erfolg der Revolution.

†) Brief an ſeinen Bruder vom 22. Juli 1791.

So ſagte Müller ſchon im Jahr 1791 den 18. Brumaire voraus.

„Ich bekenne," fuhr er fort, „daß ich in der franzöſiſchen Revolution viel Gutes finde; — aber die Franzoſen ſind auf einem ſchon äußerſt fatalen Wege; abſtrakte Theorien ſind ihnen Alles. — — Auch kann ich nicht glauben, daß ſie ohne Gott auslangen werden. — Weil ich daher glaube, daß ihre Sache, ſo wie ſie jetzt iſt, böſe iſt, ſo wünſche ich nicht die Herſtellung (†††) des Deſpotismus, — — aber eine balancirte Verfaſſung mit einer Mittelmacht*)."

Aber wenn Müller die Fehler der Volkspartei mit Strenge beurtheilte, ſo war er auf der andern Seite über das ruchloſe Treiben der Ariſtokratie entrüſtet, welche ſich mit den Fremden zur Unterdrückung Frankreichs verſchwor.

„Die ariſtokratiſchen Franzoſen," ſagte er, „machen viel tolles Zeug; aber es wird Nichts aus ihrem Rath**)."

In der erſten Zeit ſeines Wiener Aufenthalts bemerkte Müller, deſſen Charakter ſo zutrauensvoll war, die Schwierigkeiten ſeiner neuen Stellung nicht: die heuchleriſche Milde des Deſpotismus des Hauſes Oeſtreich mußte ihn nothwendig täuſchen. Die abſoluten Regierungen tragen die Macht, über welche ſie zu gebieten haben, bisweilen zur Schau. Der Schrecken, den ſie einflößen, ſcheint ihnen das beſte Vertheidigungsmittel gegen die Fortſchritte des Zeitgeiſts. Der Wiener Hof hat zu jeder Zeit eine geſchicktere Politik vorgezogen. Sie hat beſtändig dahin gearbeitet, der willkürlichen Gewalt „väterliche Formen" zu geben***). Daher haben auch oberflächliche Geiſter — deren Zahl ſo groß iſt — durch die pomphaften Erklärungen verführt, an

*) Ebendaſelbſt.

**) Brief an ſeinen Bruder vom 29. Nov. 1791.

***) Alle Welt weiß, daß er Schriftſteller in ſeinem Sold hat, welche den Auftrag haben, ihn als die einſichtsvollſte, väterlichſte und duldſamſte Regierung darzuſtellen.

denen er nicht geizig ist, mehr als einmal die Treuherzigkeit gehabt, „von seinen liberalen Absichten“ zu sprechen. Man darf sich daher nicht wundern, daß Müller, der, wie gesagt, von Natur vertrauensvoll war, im Anfang seines Aufenthalts in Oestreich durch Scheinworte geblendet worden ist. Uebrigens bezeugte ihm der Kaiser ein besonderes Wohlwollen. Selbst der Erzbischof von Wien lud ihn, ohne zu sehr über seine „Ketzerei“ zu erschrecken, zum Mittagessen ein. Aber als man sah, daß er Protestant und liberal blieb, veränderte sich seine Stellung. Eine interessante Stelle seiner Selbstbiographie zeigt, wie groß die Schwierigkeiten seiner Lage waren.

„Um dieselbige Zeit wurde durch den tollesten Mißbrauch des Namens der Freiheit auch die Vertheidigung der gesetzmäßigen, die tadellose Unternehmung jener alten Eidgenossen, die Lehre, wodurch Luther einen Theil Europas von Aberglaube und Unglaube zurückzog, und durch die Verirrungen und Leidenschaften talentvoller Männer die Geisteskultur selbst in ungünstigen Schatten gestellt. Nachdem persönliche Interessen den Mißverstand zur Maxime erhoben, konnte der, welcher nicht bereute, die Geschichte seines Volkes, wie sie ist, — — geschrieben zu haben, und über dieses in der angestammten Kirche blieb, nicht viele Wirksamkeit oder Auszeichnung erwarten*).“ Müller wurde mit der Zeit gewahr, daß er nicht allein niemals zu Einfluß gelangen würde, sondern auch, daß man in despotischen Ländern nicht einmal auf die Duldsamkeit rechnen kann, die den historischen Arbeiten so nothwendig ist, bei welchen man sich von dem vollständigen Servilismus leiten läßt. Sein Briefwechsel enthält hierüber Mittheilungen, welche die der willkürlichen Gewalt unterworfenen Länder mit lebhaften Farben malen. Man griff ihn zuerst in den der Regierung verkauften Zeitungen an. „In einem Stück der Minerva werden auch mir in den ersten Theilen

*) Müller's Selbstbiographie. — Man muß nicht vergessen, daß diese Zeilen lange nach Müllers Aufenthalt in Wien geschrieben worden sind.

der Schweizer Geſchichte befindliche Stellen vorgehalten, die allerdings jetzt anders geſchrieben werden müßten als 1788*). Der berühmte Geſchichtſchreiber ſchwankt ſchon! Er ſucht, ſich vor ſeinen eigenen Augen zu rechtfertigen, indem er behauptet, daß ein Totalunterſchied zwiſchen der alten ſchweizeriſchen und der franzöſiſchen Revolution beſtehe. Die öſtreichiſchen Inquiſitionen hatten vollkommen Recht, dieſe ſpitzfindige Vertheidigung nicht durchgehen zu laſſen. Die ſchweizeriſche Revolution, das unſterbliche Werk der Bauern, war, wie die franzöſiſche, gegen das ariſtokratiſche Princip gerichtet geweſen. Wenn die beiden Revolutionen auch einen verſchiedenen Weg eingeſchlagen hatten, ſo waren ſie nichts deſtoweniger in ihrem Ausgangspunkte durchaus gleich. Müller wußte es wohl, als er über die Einnahme der Baſtille jubelte. Aber die Wiener Luft ſchwächte ſeine Ueberzeugung ſelbſt ohne ſein Wiſſen. Dieſe Zugeſtändniſſe genügten aber denen nicht, welche ihn hatten bekehren wollen. Die Wichtigkeit, die man ſeinen Meinungen beilegte, erregte ihm fortwährende Unannehmlichkeiten. Man legte ſeine Worte, ſeine Schriften, ſeine vertrauteſten Briefe mit der hartnäckigſten Böswilligkeit aus.

Es zeigte ſich jetzt eine Gelegenheit, die Freiheit wieder zu gewinnen. Am 6. April 1798 ernannte ihn die Wahl-Verſammlung von Schaffhauſen beinahe einſtimmig zum Mitglied des oberſten Gerichtshofs der helvetiſchen Republik. Er kämpfte mehrere Tage gegen die Erinnerungen ſeiner Jugend; endlich ſchlug er die Stelle unter ziemlich leeren Vorwänden aus. Um dieſelbe Zeit leiſtete ein anderer Geſchichtſchreiber der Eidgenoſſenſchaft, Heinrich Zſchokke, der Schweiz die mannigfaltigſten Dienſte. Aber der Verfaſſer der „Aarauer Abende“ war ein Mann von entſchiedenem Charakter, während Müllern alle Entſchloſſenheit fehlte. Uebrigens bereitete dieſem ſeine falſche Stellung und die Abſchwächung ſeiner edlen Ideen manchen gehei-

*) Brief an ſeinen Bruder vom 16. Nov. 1796.

men Schmerz. Man hatte einen Theil seiner Briefe an Bonstetten ohne seine Ermächtigung herausgegeben. Dieß gab ihm Gelegenheit über sich selbst nachzudenken: „Ich finde, daß weniger aus mir geworden ist, als diese Briefe anzukündigen schienen. Dieses war eine Folge meiner Lage, daß ich der Literatur nie ganz leben konnte, und auch jetzt noch Amphibion bin*).“

Dennoch fand man seine Umwandlung nicht vollständig genug. Ein Mann, dem er mit Recht oder Unrecht sein Vertrauen geschenkt hatte, drängte ihn, sich zu bekehren. „Es würde mich nicht wundern,“ sagte Müller treuherzig, „wenn höhere dahinter wären“ **).

Mitten unter diesen Aufregungen verdoppelte sich seine Ungewißheit. Er wußte weniger als je, welche Richtung er seinem Leben geben sollte. „Soll ich in der Geschichte der Schweiz fortfahren, oder, nach Andern, die Universal-Historie endlich ausarbeiten? — — — Es reizt mich, die Universal-Historie; es schmerzt mich, der Schweizergeschichte untreu zu werden; die Schatten der Helden stehen vor mir; soll die alte Schweiz selbst ihr Denkmal verlieren***)?“

Müller fühlte die Schwierigkeiten seiner politischen Stellung täglich mehr. Die Ueberlegenheit seines Geistes, die in seinen Schriften niedergelegten liberalen Ideen, seine bürgerliche Herkunft machten ihn dem Adel verhaßt. Er bat um die Stelle eines Bibliothekars an der kaiserlichen Bibliothek und erhielt sie. In seiner gewöhnlichen Unschuld glaubte er, sich vor allen Nekkereien sicher gestellt zu haben. „Ich danke Gott für diesen meinen Beruf, der mir alle vernünftige Freiheit läßt, und worin mich Jedermann so völlig an meiner Stelle findet. Gott! wer mir in meiner Jugend gesagt hätte, die gewaltige prächtige

*) Brief an seinen Bruder vom 27. Juni 1791.
**) Brief an seinen Bruder vom 13. Okt. 1798.
***) Brief an seinen Bruder vom 28. Dez. 1799

Bibliotheca Augusta sollst du in großen Ehren und mit gutem Auskommen verwalten*)!"

Müller benutzte die Muße, die ihm seine neue Stellung gewährte, um die vaterländische Luft einzuathmen. Von Schaffhausen begab er sich in die Niederlande und nach Frankreich. Er hatte zum Ueberdruß sagen hören, daß Frankreich durch die Revolution zu Grund gerichtet und verwüstet sei. So folgte denn eine Ueberraschung der andern. „Das ist dasjenige Land," rief er aus, „welches nach dem alten Rom am gewaltigsten und mit der größesten Ordnung über den größern Theil des bekannten Transalpiniens herrschte, das gegen die Araber zuerst mit entscheidendem Glück ein Damm wurde, Karls des Großen Erbreich, und unter dem heiligen Ludwig der Gesetzgebung Muster; das wirksamste auf die europäische Cultur durch Popularisirung der Wissenschaften; in unsern Tagen auserseh en, die ganze rostende Maschine des europäischen, wo nicht des ganzen menschlichen Wesens gewaltsam zu bewegen. Nichts hebt höher als der Gedanke eines seit anderthalb tausend Jahren so oft, und jetzt mehr als je, zu den allergrößten Wirkungen auserkornen Volkes. — So trat ich ein, fest entschlossen zu s e h e n, als wenn ich nie von einer Partei Etwas g e h ö r t hätte. Und was sah ich denn? Das Gegentheil von fast allem Gehörten: einen sehr sorgfältigen Landbau, dessen Mängel von unvollkommner Kenntniß der Theorie, nicht von der Revolution herkommen; in vielen Dörfern neue Häuser; die Abnahme der Mannschaft gar nicht größer als bei uns, und eine unglaubliche Menge junger Leute und Kinder, größere Vertheilung der Güter, Merkmale des Verfalls nützlicher Anstalten, aber dagegen auch Ressourcen, freudigen Nationalstolz im Gefühl der Triumphe und Präpotenz über die Feinde. Die Menge, besonders in Altfrankreich, scheint gewonnen zu haben. Die Nachtheile kann man ohne Unbill kaum anders als unvermeidliche Folgen der Er-

*) Brief an seinen Bruder vom 6. März 1801.

ſchütterungen und des Kriegs, alſo als vorübergehend betrachten *).“

Die Verwunderung der Fremden, welche Frankreich durchreisten, war allgemein **). Die Verbeſſerung des Zuſtands der Bauern, welche unter der früheren Regierung ſo traurig war ***), hatte das Anſehen des Landes vollſtändig verändert. Daher bewahrt auch die ackerbautreibende Bevölkerung einen tiefen Widerwillen gegen die im Jahr 1789 ſo ruhmvoll geſtürzte Ordnung der Dinge. Sie darf ſich nicht vorwerfen, wie gewiſſe Mitglieder des Bürgerthums, die Wohlthaten der Revolution vergeſſen zu haben. Und doch hat Loménie den Bürgern in einem vortrefflichen Werk gezeigt, welchen Erpreſſungen ſie ehemals ausgeſetzt waren †).

Als Müller nach Wien zurückgekehrt war, fand er alle alten Kränkungen wieder. Und doch vernachläſſigte er keine Vorſicht, die geeignet war, das Mißtrauen des öſtreichiſchen Deſpotismus zu beſiegen. Seine Klugheit hatte ſogar etwas Kindiſches. „Ich trachte,“ ſchrieb er im Auguſt 1803 an ſeinen Bruder, „auch ſelbſt unſchuldige auswärtige Verhältniſſe mit Klugheit nach und nach zu löſen, ſo wie ich merke, daß man ſie hier mißbilligt. Mein erſter Wunſch iſt, ſowohl dem Kaiſer beſtens zu dienen, als meine Zeit ruhig, zum Beſten der Nachwelt anzuwenden.“ Dieſe übertriebene Lenkſamkeit, welche ſo wenig an die ſtolze und edle Unabhängigkeit erinnert, welche Müller in

*) Brief an ſeinen Bruder vom 27. Mai 1801.

**) S. Ch. de Rémusat, Fox, in der Revue des deux mondes v. J. 1856.

***) Dieſe Thatſache wird von Fénélon, Vauban, La Bruyère u. A. m. bezeugt. — Man vergleiche auch die Geſchichten von Frankreich von Lavallée, Heinr. Martin und Michelet.

†) Louis de Loménie, Beaumarchais et son temps. — Der Verfaſſer hat zu dieſer Arbeit die glaubwürdigſten und unbekannteſten Quellen benutzt.

ſeiner Jugend bewies, entwaffnete die niedrigen Leidenſchaften nicht, welche er durch ſeine Treue gegen die reformirte Kirche und die liberalen Ideen aufgeregt hatte. Einige mächtige Freunde verſuchten umſonſt, einen ſo unſchädlichen Mann zu beſchützen. „Müller wäre doch in Wien geblieben, wenn nicht die unter dem Mantel der Redlichkeit oder des Dienſteifers ſich ſo gern verhüllende Gemeinheit einiger Menſchen durch Verunglimpfung der herrſchenden Denkungsart, Verordnungen über das Bücherweſen veranlaßt hätte, welche die ſonderbarſten Verbote und auch das zur Folge hatten, daß Müller die Fortſetzung ſeiner (gewiß nicht revolutionären) Schweizergeſchichte ſelbſt auswärts nicht herausgeben durfte. Zugleich wurde ihm bei der Hofbibliothek eine Stelle vorenthalten, für die wohl Niemand in oder außer Wien ihn unqualifizirt geglaubt hätte. Durch dieſe Kränkungen wurde er einem Hauſe, einer Monarchie, einer Nation, die er wahrhaft liebte, und einer Lage, welche für ihn ſonſt ſo ſchicklich war, entriſſen*)." Dieſe Verfolgungen erbitterten ſein von Natur wohlwollendes Gemüth. „Bald," ſchrieb er, „bald verzeih' ich Rouſſeau ſeine Miſanthropie**)." Eine Reiſe in das proteſtantiſche Deutſchland gab ihm ſeine Heiterkeit wieder. „Was war es," ſagte er, „das bei dem erſten Eintritt auf preußiſchen Boden mich neu belebte? — — So hier, da ich mir zu Hauſe ſchien, wie ein aus der Fremde heimgekommener Sohn. Es ſchien mir ohne Raiſonnement ſo, daß Preußens Sachen die meinigen ſeien, und die des Glaubens meiner Väter, und die der immer geliebten, hier freien und ehrenvollen Literatur. Ich fühlte mich wie neubelebt, hier ohne Scheu Reformirter und Gelehrter ſein zu dürfen. Hiezu kam die Tendenz des Königs***) Berlin zu einer Freiſtätte und einem Mittelpunkt deutſcher Art und Kunſt und aller vernünftigen Freiheit zu machen. Auch

*) Müllers Selbſtbiographie.

**) Brief an ſeinen Bruder vom 31. Dez. 1803.

***) Friedrich Wilhelm III.

ſah ich von letzterer nicht die mindeſte üble Folge*)." Die preußiſche Regierung machte Müller die glänzendſten Anerbietungen. Wien gerieth darüber in Bewegung und man bot ihm eine beträchtliche Vermehrung ſeiner Beſoldung an. Aber der berühmte Geſchichtsſchreiber war der Sklaverei müde, in welche die öſtreichiſche Regierung die Geiſter ſchlug; er entſchied ſich dann zu Gunſten Preußens.

Alle dieſe Aufregungen hatten Müller nicht gehindert, tiefe Studien über die Kirchenväter zu machen, eine Sache vom höchſten Intereſſe, die von unſern Zeitgenoſſen allzuſehr vernachläßigt wird. Es geht aus ſeinem Briefwechſel hervor, daß er die orientaliſchen Kirchenväter denen des Abendlands vorzog. Nichts iſt bemerkenswerther als ſein Urtheil über die Polemik des Hieronymus gegen Origenes. „Ich las auch, was Hieronymus an Origenes auszuſetzen hat, und bin auch da oft mit dem Widerlegten einverſtanden. Gewiß war Origenes ein Mann von Genie und an glücklichen Muthmaßungen und Deutungen fruchtbar; aber Hieronymus und die ganze herrſchende Partei wollten alle kühnen Flüge, alles Luſtwandeln neben der Heerſtraße durchaus nicht zugeben**)." Die Begeiſterung des Bethlehemitiſchen Einſiedlers für das Mönchthum gefiel auch ihm nicht. „Ich habe das Leben der heiligen Paula geleſen, ohne aber zu billigen, daß ſie ſich ruinirte; es iſt entſetzliche Ueberſpannung in dem allem. Ich ſah neulich lebendige Beiſpiele, die von La Trappe, mit weniger Erbauung als dégoût und Mitleiden***)." Im folgenden Jahre ſpricht er nochmals von Origenes. „Auf Weihnacht ergriffs mich gewaltig, über die Religion wieder einmal etwas Köſtliches zu genießen; und ich widmete dazu die Tage vom 25. Dez. bis 3. Jan., und wählte Origenes. Nicht leicht dachte ein Vater mehr über das Chriſtenthum, noch

*) Brief an ſeinen Bruder vom 12. März 1804.
**) Brief an ſeinen Bruder vom 5. Juni 1798
***) Brief an ſeinen Bruder vom 28. Juli 1798.

forſchte einer tiefer in allen Winkeln, wo etwas iſt oder nicht iſt. Alſo die Schrift **De principiis**, wovon leider faſt bloß Rufini Ueberſetzung da iſt. Gleichwohl fand ich großen Genuß. Der umfaſſende Geiſt, welcher die Apokataſtaſis, die endliche Reduktion aller Divergenzen auf die urſprüngliche Reinheit und Wahrheit und Glückſeligkeit, fand, ſah vor Allem in die Tiefen der Gottheit und Menſchheit. Wie er erbebt über dieſer Zeit Ungeſtüm, über dieſer Jahre Verluſt, dieſen Anſtoß! O ihr Elenden von 553*), ihr verdammtet den, dem ihr würdig waret, Schuhriemen zu löſen. Welch ein anderes Chriſtenthum, wenn man auf dieſem Wege fortgeſchritten, und was er trocken ſagt, gemahlt, ans Herz gebracht, und ſo ſich in der Höhe und Größe und Unermeßlichkeit gehalten hätte, ohne die heilige Religion in eine Folterkammer oder einen Diskutirſaal einzuſperren**)!" — „Des Origenes „Anfänge" vollendete ich; es iſt ſeine eſoteriſche Lehre, ſeine „Weisheit für die Vollkommenen;" mir gefällt ſie, ohne daß ich Alles annähme***)."

Der heilige Johannes Chryſoſtomus behagte ihm nicht weniger als Origenes. „Nicht genug kann ich dir ſagen von dem reinen göttlichen Vergnügen, das mir Chryſoſtomus macht, wahrlich der Chriſten Cicero, großer Forſcher des Herzens in allen ſeinen Tiefen†)." — „Je mehr ich den Chryſoſtomus ſtudiere, deſto mehr Weisheit, Mäßigung, Schönheit, Humanität und Hoheit finde ich in der ganzen Schrift, aber in der Lehre Chriſti beſonders. Zum Herzen, zu allen menſchheitlichen Bedürfniſſen paſſend war doch kein Syſtem der Philoſophen, kein heiliges Buch der Nationen††)."

Trotz ſeiner Vorliebe für das Morgenland, klagt er an einem

*) Die fünfte Kirchenverſammlung zu Konſtantinopel.
**) Brief an ſeinen Bruder vom 28. Dez. 1799.
***) Brief an ſeinen Bruder vom 11. Jan. 1800.
†) Brief an ſeinen Bruder vom 2. Juni 1803.
††) Brief an ſeinen Bruder vom 29. Juni 1803.

andern Ort über die Leichtigkeit, mit welchem es „die Schultheologie angenommen hat, welche die griechische Kirche damals schon so sehr verunstaltete.“ — Er trägt kein Bedenken zu sagen, daß in dieser Kirche „schon viel Saame zum Polytheismus gestreut gewesen“ sei*). Aber dieser großen Kirche steht eine glänzende Zukunft an dem Tag bevor, wo sie sich von jenen fremdartigen Zusätzen befreien wird, um den Völkern von Neuem den Glauben eines Justinus Martyr und eines Clemens von Alexandrien zu verkündigen. Müller zweifelte seinerseits nicht an der künftigen Bestimmung des Orients, und das zu einer Zeit, wo die scharfsinnigsten Beobachter an demselben zu verzweifeln schienen. „Wenn die türkischen Länder einst entbarbarisirt sind**), werden wir erstaunen, die alte Welt wieder auferstanden zu sehen***).“ Möchte sich die Prophezeihung des berühmten Geschichtschreibers bald verwirklichen, möchten unsere Brüder durch Thatkraft, geistige Thätigkeit, Liebe zum Fortschritte beweisen, daß sie die ältern Söhne der christlichen Civilisation sind, die durch die Tyrannei ihrer Unterdrücker eine Zeit lang in ihrer Entwickelung aufgehalten worden ist.

Ehe sich Müller nach Berlin begab, machte er eine Reise in die Schweiz. Frau von Stael behielt ihn zwei Tage in Coppet. In Genf traf er den Amerikaner Kinloch, den ergebenen Freund seiner Jugend. Alle edlen Gefühle, alle großen Gedanken lebten in seinem Geburtsland, das er so sehr geliebt hatte, mit neuer Kraft wieder auf. Nachdem er so lange an den Höfen gelebt hatte, wußte er die Herzlichkeit und Einfachheit der Gewohnheiten seines Vaterlandes zu würdigen. Als er Bern verlassen mußte, wurde es ihm schwer um das Herz.

*) Brief an seinen Bruder vom 10. April 1793.

**) Was unmöglich ist ohne die Wiederbelebung der christlichen Stämme dieses großen Reichs.

***) Brief an seinen Bruder vom 20. Februar 1801.

„Ach," ſagte er, „wenn ich nur einen Vorwand finden könnte noch einen Tag länger hier bleiben zu können." In Baſel konnte er, da er von der Schweiz Abſchied nehmen ſollte, ſeine Thränen nicht zurückhalten. Er ſollte ſein Vaterland nicht wieder ſehen.

Die theilnehmende Aufnahme, die ihm in Berlin zu Theil wurde, konnte ihm einigen Troſt gewähren. Er fand dort endlich eine Stellung, die ihm zuſagte. Aber die Annehmlichkeiten derſelben verminderten ſeinen Eifer für das Studium in keiner Weiſe. Er war mehr als je von der heiligen Liebe zur Arbeit und zum Fortſchritt beſeelt. „Viele reden jetzt," ſchrieb er an ſeinen Bruder, „vom Zurückziehen, Aufgeben, Schlafen: es iſt auch mir etwa eingefallen, der Welt und ſelbſt wiſſenſchaftlichem Betrieb zu entſagen, und, wie man etwa in den mittlern Zeiten that, irgendwo unbekannt und allem abgeſtorben, allein in der Betrachtung zu leben. Aber immer noch erſchallt in mein Inneres das Wort: ich ſoll wirken, ſo lang es Tag iſt, und ehe die lange Nacht kömmt, wo alle That aufhört*)." Dieſe ſchönen und edlen Worte wären bei Müller keine leere Formel. Er ſchrieb in Berlin eine „Abhandlung über den Geiſt Friedrichs II.," geſchichtliche Abhandlungen für die Akademie der Wiſſenſchaften, und gab Herders Werke heraus, ſeine „Lebensgeſchichte," aus der wir mehrere Bruchſtücke mitgetheilt haben, endlich eine große Anzahl Rezenſionen für gelehrte Zeitſchriften. Die Schlacht bei Jena und die Vernichtung der preußiſchen Monarchie entzogen ihn leider ſeinen geliebten Studien. Dieſe Unglücksfälle warfen ihn nieder. Jedoch bewies ihm der Sieger alle die dem berühmten Geſchichtſchreiber der Eidgenoſſenſchaft ſchuldige Achtung. Nachdem Müller von dem Wohlwollen geſprochen, das ihm die franzöſiſchen Generale bezeugten, ſagte er: „Von dem Kaiſer habe ich in Anſehung meiner nichts Anderes erfahren, als was mich zu den beſten Hoffnungen für die Zukunft

*) Brief vom 24. Dez. 1805 an ſeinen Bruder.

berechtigt. — Es ſind mir ehrenvolle und ſehr angenehme Vorſchläge gemacht worden, und ich erwarte zu vernehmen, wiefern ſie von dem Kaiſer beſtätiget werden dürften. — Im Fall jene Ideen Anſtand finden ſollten, ſo müßte ich ſuchen, zu Heidelberg oder anderswo die nöthige Unterkunft zu finden; doch wäre Paris mir am liebſten. Außer daß ich der großen Städte nun einmal gewöhnt bin, iſt Paris jetzt, wie das alte Rom, die eigentliche Hauptſtadt der civiliſirten Welt."

Dieſer Brief iſt vom 8. Nov. 1806. Am 19. ſchrieb ihm Maret, ſich am folgenden Tag um ſieben Uhr Abends zu Napoleon zu begeben. Der Geſchichtſchreiber der Schweiz hatte das Glück, ſich mit den zwei größten Kriegshelden des 18. und 19. Jahrhunderts vertraulich zu unterhalten, mit dem Sieger von Roßbach und dem Sieger von Jena. „Der Kaiſer," ſchrieb Müller, „fing an von der Geſchichte der Schweiz zu ſprechen, daß ich ſie vollenden ſoll*), daß auch die ſpäteren Zeiten ihr Intereſſe haben**). Er kam auf das Vermittlungswerk***), gab ſehr guten Willen zu erkennen, wenn wir nur uns in nichts Fremdes miſchen und im Innern ruhig bleiben. Wir gingen von der Schweiz auf die altgriechiſche Verfaſſung und Geſchichte über, auf die Theorie der Verfaſſungen, auf die gänzliche Verſchiedenheit der aſiatiſchen (und derſelben Urſachen im Klima, der Polygamie u. a.). Die entgegen geſetzten Charaktere der Araber (welche der Kaiſer ſehr rühmte) und der tartariſchen Stämme (welche auf die für alle Civiliſation immer von jener

*) Ein vortrefflicher Rath, den Müller hätte benutzen ſollen, und in welchem man Napoleons praktiſchen Blick wieder erkennt.

**) Allerdings! Die Geſchichte der Reformation, Zwingli, Cappel, die Predigten Farels in Neuenburg, der Aufenthalt Calvins in Genf, ſeine Kämpfe, die Hinrichtung Servet's u. ſ. w. haben auch ihr Intereſſe.

***) D. h. auf die der Schweiz gegebene Mediationsakte, und die durch ſeinen mächtigen Willen herbeigeführte Beruhigung dieſes Landes. (Anm. d. Ueberſ.)

Seite zu besorgenden Einfälle und auf die Nothwendigkeit einer Vormauer führte); von dem eigentlichen Werth der europäischen Cultur (nie größere Freiheit, Sicherheit des Eigenthums, Humanität, überhaupt schönere Zeiten, als seit dem 15. Jahrhundert); alsdann wie Alles verkettet und in der unerforschlichen Leitung einer unsichtbaren Macht ist, und er selbst groß geworden durch seine Feinde; von der großen Völkerföderation. — Es ist noch sehr viel und in der That über fast alle Länder und Nationen gesprochen worden. — Ich widersprach bisweilen, und er ging in die Diskussion ein. Ganz unparteiisch und wahrhaft wie vor Gott muß ich sagen, daß die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, die Feinheit seiner Beobachtungen, der gediegene Verstand (nicht blendende Witz), die große umfassende Uebersicht mich mit Bewunderung, so wie seine Manier, mit mir zu sprechen, mit Liebe für ihn erfüllte. — Nach fünf Viertel oder anderthalb Stunden ließ er das Concert anfangen, und ich weiß nicht, ob zufällig oder aus Güte, er begehrte Stücke, deren zumal Eines, auf das Hirtenleben und den schweizerischen Kühreihen sich bezog. Nach diesem verbeugte er sich freundlich und verließ das Zimmer.

Seit der Audienz bei Friedrich (1782) hatte ich nie eine mannigfaltigere Unterredung, wenigstens mit keinem Fürsten. Wenn ich nach der Erinnerung richtig urtheile, so muß ich dem Kaiser in Ansehung der Gründlichkeit und Umfassung den Vorzug geben; Friedrich war etwas voltairisch. Im Uebrigen ist in seinem Ton viel Festes, Kraftvolles, aber in seinem Mund etwas eben so Einnehmendes, Fesselndes wie bei Friedrich. Es war einer der merkwürdigsten Tage meines Lebens. Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er auch mich erobert*).“

Die Beziehungen Müllers zu den Franzosen mißfielen einigen Gelehrten und Berliner Damen. Göthe vertheidigte ihn im „Morgenblatt“. Müller dankte ihm mit Wärme, und erklärte

*) Brief an seinen Bruder vom 19. Nov. 1806.

ihm die Beweggründe zu seinen Handlungen. „Meine Grundsätze," schrieb er ihm, „sind immer dieselben;" aber die Welt hat sich geändert; ist es unsere Schuld? — Ich bin der Ansicht, die Deutschen thäten eben so gut daran, mit Weisheit und Patriotismus an ihrer Freiheit zu arbeiten, als sie von den Kosaken zu erwarten. — So lange Deutschland keinen großen Mann an der Spitze hat, und sich für seine Vormundschaft nur Kalmücken oder Franzosen anbieten, halte ich es für klug (denn Alles hat seine Zeit), sich den civilisirtesten von diesen beiden zu Freunden zu machen und den Samen einer bessern Zukunft auszusäen*)."

Das Wohlwollen, das Napoleon bewiesen hatte, blieb nicht ohne Frucht. Er wurde im Jahr 1807 zum Minister-Staatssekretär des Königreichs Westphalen ernannt, welches damals ein Bruder des Kaisers, der Prinz Hieronymus, regierte. Dieser Fürst empfing ihn mit der größten Leutseligkeit, und verlieh ihm bei der ersten Zusammenkunft das Großkreuz des niederländischen Löwen.

So fand sich Müller von Neuem in die Politik geworfen. Die Widerwärtigkeiten, die ihn erwarteten, waren um so größer, als es schwierig war, in Kassel Uebereinstimmung unter die Deutschen und Franzosen zu bringen. Auch nahm seine Gesundheit bald ab. Von den aufreibenden Arbeiten der Regierung ermüdet, gab er seine Entlassung, und er erhielt die Generaldirektion des Unterrichts mit einem Einkommen von 30,000 Franken. Dieß war seine letzte Stelle. Er starb in Kassel, 57 Jahre und einige Monate alt. „Alles was ist, ist von Gott, und Alles kommt von Gott."

Dieß waren seine letzten Worte. Einer seiner Freunde schrieb seinem Bruder: „Sein Ende ist sanft gewesen wie sein edles Herz. Keine Reue hat seine Reise in die Ewigkeit getrübt. Da ist er vor uns ohne irgend eine Veränderung in den Zü-

*) Brief vom 16. März 1807.

gen. Sein Lächeln ſchwebt noch auf den Lippen und drückt Ruhe und Glück aus*)."

XXII.

Fort treibt es mich, da hilft kein Widerſtehn!
Fr. Otto.

Zſchokke's feſter und entſchiedener Charakter bildet einen auffallenden Gegenſatz zu Müller. Wenn das Leben des Verfaſſers der „Allgemeinen Geſchichte" im Kampf zwiſchen widerſtrebenden Grundſätzen iſt, ſo verhält es ſich ganz anders mit dem volksthümlichen Schriftſteller, welchem die Eidgenoſſenſchaft ſo viele gute Beiſpiele und treffliche Arbeiten verdankt, unter welchen die Geſchichte des Schweizerlands eine ausgezeichnete Stelle einnimmt. Unerſchütterlich in ſeiner Ueberzeugung, ein aufrichtiger Republikaner, hört er weder auf die verführeriſche Stimme der Großen, noch auf die verderblichen Eingebungen der Eitelkeit. Wenn er die allgemeine Achtung und Bewunderung ver-

*) Die Wichtigkeit der Arbeiten Müllers hat die Aufmerkſamkeit vieler Schriftſteller auf ſich gezogen. Sein Leben iſt von Schütz in lateiniſcher Sprache beſchrieben worden: „Memoria J. de Müller," und von dem berühmten Heyne: „Memoria J. de Müller," in deutſcher Sprache von Rommel: „Rede zur Gedächtnißfeier J. v. Müllers am 14. Juni 1809;" von Wachler: „J. v. Müller"; von Woltmann: „J. v. Müller"; von Siebelis: „J. v. Müller" und von Döring: „Leben Johannes v. Müller." Die neueſte und vollſtändigſte iſt im J. 1839 vom Doctor Karl Monnard, einem ausgezeichneten ſchweizeriſchen Schriftſteller. Er hat außer ſeinen eigenen Forſchungen die der Biographen des berühmten Geſchichtſchreibers benützt. Nebſt der „Selbſtbiographie Müllers" iſt es die beſte Arbeit, die man über dieſen Gegenſtand leſen kann.

dient, ſo weiß er ſie durch Arbeiten jeglicher Art und durch Dienſte zu gewinnen, die er der Wiſſenſchaft, der Vernunft, der Freiheit leiſtet.

Heinrich Zſchokke ward im J. 1770 zu Magdeburg geboren. Er war der Sohn eines Tuchfabrikanten, der ſich nicht die geringſte Mühe für ſeine Erziehung gab. Daher ſah das Kind, welches ſeine Mutter frühzeitig verloren hatte, in den Büchern nur „Schwarz auf Weiß.“ Der zukünftige Geſchichtſchreiber der Schweiz brachte ſein Leben auf irgend einem Baum zu, von dem er Nüſſe und Aepfel abſchlug. Er verheerte die Gärten, lief auf den Dörfern herum, und lieferte den Katzen mörderiſche Schlachten. Dieſe Schlachten genügten ſeiner kriegeriſchen Neigung nicht. Mit einem hölzernen Säbel bewaffnet, ſetzte er die Nachbarſchaft ſeines väterlichen Hauſes in Verwirrung. Der Tod ſeines Vaters brachte keine Aenderung in ſeine Neigungen. Umſonſt wollte ihn ſein Bruder Andreas, deſſen Geiſt nicht ohne Bildung war, zu ernſtlichen Studien anhalten. Der junge Heinrich blieb düſter und unthätig vor ſeinem Buch, in welchem er nicht las. Nur die Töne der Flöte, auf der ſein Bruder ſpielte, konnten ihn aus dieſer Gleichgültigkeit reißen. Die Muſik verſetzte ihn in eine Art Verzückung.

Wegen ſeiner unbeſieglichen Faulheit verzweifelnd, vertraute ihn Andreas der älteſten Schweſter an. Endlich erwachte Heinrichs Geiſt. In der Primarſchule wie auf dem Gymnaſium zeigte er den größten Eifer. Da er bald nicht genug Gelegenheit fand, neue Kenntniſſe zu erwerben, wollte er die Univerſität beziehen. Dieſer Plan war in ſeiner Lage nicht leicht auszuführen. Aber die Hinderniſſe reizten dieſen unternehmenden Geiſt nur um ſo mehr. An einem kalten Wintermorgen, es war im Januar 1788, reiste er nach Roſtock, wo er zufällig mit einem Bürger bekannt wurde, der ihm eine Stelle als Hauslehrer verſchaffte. Seine Thätigkeit war ſchon ſo groß, daß er zugleich die Vorleſungen beſuchte und als Correktor in einer Buchdruckerei arbeitete. Und doch fand er noch Zeit zu ſchrei-

ben, und alle Ideen, die in ſeinem Kopfe gährten, aufzuzeichnen. Es ſcheint, als ob dieſes regelmäßige und beſchäftigte Leben einem wißbegierigen Geiſte hätte genügen müſſen, aber ſeine Einbildungskraft durchbrach unwillkürlich den engen Kreis, in den er gebannt war. Er hätte mit Victor Hugo ſagen können:

„Mein unaufhaltvoller Geiſt träumt ſtets von Krieg.“

Zſchokke träumte von jenen glorreichen Kämpfen, die zum Ruhme führen. Er ſtrebte vor Allem nach der Ehre eines dramatiſchen Dichters. Dieſer Gedanke bemächtigte ſich ſeiner mit ſolcher Gewalt, daß er die Stelle als Sekretär und Dichter bei einer Schauſpielertruppe annahm. Das Beiſpiel Shakeſpear's und Moliere's ließ ihn vielleicht hoffen, daß er in dieſer Stellung eine größere Kenntniß des Theaters erwerben könne. Leider waren ſeine Verrichtungen wenig geeignet, die Entwickelung ſeines Talents zu befördern. Sie beſchränkten ſich darauf, irgend ein altes Stück den Launen und Talenten der Truppe anzupaſſen, und mit den Behörden der kleinen Städte zu korreſpondiren. Aber die Jugend wirft über Alles einen merkwürdigen Zauber. In dieſen Jahren denkt man ungefähr wie Béranger's Zigeuner:

„Wie ſelig iſt doch das Wanderleben!“

So fand denn Zſchokke auch, daß dieſes Leben ſeinen eigenen Reiz habe. Aber ſein Charakter war durchaus friedlich. Die Zänkereien dieſer Künſtler niederen Rangs ekelten ihn bald an. Verſtändiger geworden, verließ er die Schauſpieler und ging nach Frankfurt an der Oder, um dort ſeine Studien zu vollenden.

Zſchokke ſuchte ſeinen dortigen Aufenthalt zu benützen, um ſich mit der Theologie zu beſchäftigen, welche ihm nur wenig Intereſſe abgewann. Uebrigens waren ſein Fleiß und ſeine Talente ſo groß, daß ihm eine einzige Wiſſenſchaft nicht genügte. Er war von den Pflichten ſeiner neuen Stellung ſo durchdrungen, daß er das unruhige Treiben ſeines Nomadenlebens völlig vergeſſen hatte. Er wußte, wie viel Zeit, Ruhe und Ausdauer

es bedarf, um dem Geist alle Entwickelung zu geben, deren er fähig ist. So lebte er denn in einer vollständigen Abgeschlossenheit, ohne irgend eine von den Zerstreuungen aufzusuchen, nach denen die deutschen Studenten in ihrem unruhigen Leben so gierig sind. Indessen hielt er einst auf dem Grabe eines Freundes eine Rede, welche die Aufmerksamkeit auf ihn zog, und ihn seiner Dunkelheit entriß. Von nun an wurde er der Redner und der Dichter der Universität. Sein Ruf drang über die Gränzen dieses engen Kreises, als er sein Drama „Abällino“ dichtete, welches auf den großen Theatern Deutschlands einen seltenen Beifall erhielt. Dieses Stück ließ vom dramatischen Standpunkte aus viel zu wünschen übrig, aber es zeigte, daß der Verfasser eine nicht gewöhnliche Leichtigkeit des dichterischen Schwungs und der Darstellung besaß. Aber über diesen Versuchen vergaß Zschokke seine Universitätsstudien nicht. Er wurde zum Doctor der Philosophie und Magister der schönen Künste promovirt. Er hielt sogar bald darauf Vorlesungen als Privatdocent an der Universität.

Die zahlreichen Gegenstände, über welche er las, bezeugten die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse. Er hielt nach einander Vorlesungen über Geschichte, Naturrecht, die Exegese des Neuen Testaments, Aesthetik und Moralphilosophie. Seine Vorlesungen erhielten solchen Beifall, daß man seine Ernennung zum außerordentlichen Professor erwartete. Aber er besaß die Biegsamkeit Müllers nicht. In Folge seiner Weigerung, dem Staatsminister, der nach Frankfurt gekommen war, die Aufwartung zu machen, wurde seine Ernennung auf zwei Jahre verschoben. Da entschloß er sich, unterdessen eine größere Reise zu machen. Er ging im Jahr 1795 nach Berlin und nach Leipzig. Hiernach reiste er in die Schweiz, von wo er sich nach Paris wandte. Er kam zur Zeit der Verschwörung Babeufs dort an, und verfolgte mit Interesse die Entwickelung des revolutionären Dramas. Dieses zwecklose Leben ermüdete ihn. Er begann, Widerwillen gegen den gelehrten Beruf zu fassen und entschloß

ſich, nach Rom zu reiſen, um ſich der Malerei zu widmen. Doch fand er ſich insgeheim nach der Schweiz gezogen; er wollte dieſe großartigen Landſchaften, die ihn entzückt hatten, noch einmal wiederſehen. Nachdem er einige Wochen in Bern zugebracht hatte, beſuchte er die herrlichen Thäler des Oberlands und begab ſich über die Gebirge der Waldſtätte nach Chur. Dort fand er ſeinen Koffer nicht, den er dort treffen ſollte. Dieſer ſcheinbar bedeutungsloſe Umſtand entſchied über ſein ganzes Leben. Da er nicht wußte, wie er die Zeit ſeines gezwungenen Aufenthalts in Chur zubringen ſollte, beſuchte er den Dr. Reſemann, welcher an der Spitze eines Inſtituts im Schloße Reichenau ſtand. Dort hatte der Herzog von Chartres, nachmals Ludwig Philipp, im Jahr 1793 eine Zufluchtſtätte gefunden.

Die zwei Fürſten, welche nach einander über Frankreich geherrſcht haben, der Eine als König, der andere als Kaiſer, haben in der beſcheidenen Stellung eines Profeſſors und eines eidgenöſſiſchen Hauptmanns in dieſem Lande der Freiheit gelebt. Die Geſchichte wird erzählen, wer von ihnen den liberalen Glaubensbekenntniſſen, die ſie auf dieſer edlen Erde abgelegt haben, am treueſten geweſen ſein wird. Allein man kann jetzt ſchon behaupten, daß unter allen Fürſten, welche über Frankreich geherrſcht haben, keiner den Eingebungen der Rückſchrittspartei weniger nachgegeben hat als Ludwig Philipp. Er hat die Gedanken- und die Religionsfreiheit kräftig zu vertheidigen, das Mönchsthum in Schranken zu halten, und die Intriguen der Jeſuiten und des Klerus zu durchkreuzen gewußt, welche ſich nach ſeinem Sturz der wichtigſten Stellungen bemächtigen ſollten. Allerdings ſah dieſer Fürſt, ſo aufgeklärt er auch war, nicht, daß die Zeit gekommen ſei, den Bauern und Handwerkern in dem „Lande des Geſetzes“ eine Stellung einzuräumen. Dieſer Mangel an Scharfblick iſt die Urſache ſeines Falls geweſen; aber die Nachwelt wird ihm dafür dankbar ſein, daß er die Fortſchritte des Obſcurantismus und des Ultramontanismus aufgehalten hat. Die Schmähungen, mit welchen ihn gewiſſe Leute

überhäufen*), zeugen hinlänglich von den Dienſten, die er ſeinem Lande geleiſtet hat. Es iſt ein beiſpielloſes Ergebniß, daß es ihm gelungen iſt, die konſtitutionellen Grundſätze in einem katholiſchen Lande achtzehn Jahre lang aufrecht zu erhalten. In der That wird jeder aufmerkſame Beobachter haben bemerken können, daß ſeit dem Anfang unſers Jahrhunderts die liberalen Verfaſſungen in den Gegenden nicht Wurzel faſſen, welche der Herrſchaft Roms unterworfen ſind. Nichts iſt leichter zu begreifen. Wie könnte es da freie Bürger geben, wo die Geiſter in der Sklaverei ſind? Wenn man den römiſchen Katholizismus mit der Freiheit verſöhnen will, wie es der Pariſer „Korreſpondent“ nach dem Vorgange Lamennais verſucht, ſo iſt das gerade ſo viel, als wenn man die Quadratur des Zirkels ſuchen will.

Zſchokke beſuchte das Inſtitut, wo der Herzog von Chartres eine Zufluchtsſtätte gefunden hatte, als ein Mann, der mit den pädagogiſchen Fragen vollſtändig vertraut war. Neſemann ward ſo ſehr von ſeinem Wiſſen und ſeinem Charakter entzückt, daß er ihn beſchwor, die Leitung des Inſtituts zu übernehmen. Zſchokke gab ſeinen Bitten nach, und Reichenau ward bald in der ganzen Schweiz berühmt. Bei ſeinem Unterricht wollte Zſchokke nicht bloß auf die Entwickelung des Geiſtes hinarbeiten; er wollte vor Allem Bürger heranbilden, welche fähig ſeien, die großen Ueberlieferungen des ſchweizeriſchen Volks fortzuſetzen. Nichts ſchien ihm geeigneter, dieſen Zweck zu erfüllen, als das Studium der Heldenthaten, an denen die Schweiz ſo reich iſt. Er wollte ſeinen Zeitgenoſſen die herrlichen Scenen der Vergangenheit in das Gedächtniß zurückrufen, um ſie vor Selbſtſucht und Gleichgültigkeit zu bewahren, in denen die wirklichen Gefahren der überkünſtelten Civiliſation liegen. Niemand begriff beſſer als er, wie groß die Aufgabe der Geſchichte ſei.

*) Man ſ. Crétineau-Joly, Histoire du Sonderbund, — Michaud, Biographie de Louis-Philippe.

Ich ſpreche hier nicht von der Geſchichte, wie ſie in den vom Abſolutismus beherrſchten Ländern beſteht, wo ſie dazu beſtimmt zu ſein ſcheint, die Laſter und Verbrechen der Deſpoten zu vertheidigen, ſondern von der, welche ſich über die Vorurtheile der Höfe, über die ariſtokratiſchen Berechnungen und die vorübergehenden Intereſſen der Dynaſtien erhebt. Ihre Aufgabe beſteht darin, den Menſchen zu zeigen, daß man nie unterliegt, ohne es verdient zu haben. Die Völker, welche zu leben würdig ſind, verlieren ihre Nationalität niemals. Umſonſt werden ſie von fremden Herren mit Füßen getreten; umſonſt bemüht ſich die Tyrannei des Auslandes, ihre Sprache zu vernichten, ſelbſt ihren Namen verſchwinden zu machen, umſonſt ſtrengen ſich alle Ränke der Politik und die Feigheit des Verraths an, um ihre Niederlage zu verewigen. So lange ſie den Glauben an ihr Recht, die Hoffnung auf die Zukunft, ein wahrhaft männliches Herz bewahren, kann der Sieg der Gewalt und der Schlechtigkeit nicht beſtändig ſein. Man hat geſagt, daß „Gott für die mächtigen Bataillone“ ſei; dieß iſt eine Gotteslästerung gegen den Erhalter der unvergänglichen Geſetze der Ordnung und der Gerechtigkeit. Gott iſt für die freien und der Aufopferung fähigen Seelen. Er kann wohl über die Einzelnen wie über ganze Nationen Tage der Prüfung und der Troſtloſigkeit ſchicken; aber er vergißt ſelbſt im Grabe und im Tode diejenigen nicht, welche weder an ſich ſelbſt noch an der heiligen Sache des Vaterlandes und der Freiheit verzweifeln.

Solcher Art waren die Gefühle, welche Zſchokke beſeelten. Von dieſem Geſichtspunkt ſchrieb er die „Geſchichte des Freiſtaats der drei Bünde in Rhätien,“ welche ſo viele Heldenthaten enthält. Der Erfolg ſeines Buchs übertraf ſeine Hoffnung und gab ihm die Idee ein, in einer Reihe von Schriften an der ſittlichen Erziehung des Volkes zu arbeiten, in deren Mitte er ſein Leben zubringen wollte. Niemand hat beſſer als er, die wahren Intereſſen der Demokratie eingeſehen. Er begriff vollkommen, daß, um ein freies Volk zu halten, man ſeine Ideen

erweitern, ihm das Gefühl seiner Größe einflößen, ihm seine Pflichten eben so sehr als seine Rechte lehren muß. Er gehörte nicht zu jenen Leuten, welche unter dem Vorwande, an der Befreiung der Menschen zu arbeiten, sie mit Haß und üblen Leidenschaften erfüllen. Nicht durch die Erniedrigung der höheren Klassen allein kann man die andern erheben; denn die, welche heute besiegt worden sind, können leicht morgen Sieger werden. Damit es einem Stande gelinge, eine gesellschaftliche Stellung zu erringen, damit er dieselbe zu bewahren lerne, bedarf er nicht allein der Thatkraft, sondern auch der Aufklärung, der Mäßigung, der Zucht, jener politischen Geschicklichkeit, die man nicht ohne Arbeit und Mühe erwirbt. Zschokke war besser als irgendwer von diesen großen Wahrheiten durchdrungen. In den wilden Gebirgen Rhätiens wohnend, wo der Unterricht noch sehr zurückgeblieben war, setzte er jede persönliche Berechnung bei Seite, um sich mit dem ihm anvertrauten Institut und mit der Verbreitung des Unterrichts in dem Kanton zu beschäftigen. Mit Arbeiten überhäuft und ohne Vermögen, war sein großer Gedanke, der Freiheit würdige Bürger heranzubilden. Es hat in unserm Jahrhundert Schriftsteller gegeben, welche dem volksthümlichen Geschichtschreiber der Schweiz überlegen waren; aber Zschokke war mehr als ein ausgezeichneter Mann, er war ein Mann von Charakter. Er hat sich, nicht wie so viele andere, mit einer spekulativen Bewunderung alles Großen und Schönen begnügt, er wollte, daß Alle, selbst die letzten Bauern, die Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit lieben sollten. Dieses Werk hat sein ganzes Leben in Anspruch genommen, es wird ihm die Bewunderung der zukünftigen Jahrhunderte erwerben. Die Nachwelt wird in ihm einen wahren Christen sehen, für den das Evangelium niemals ein todter Buchstabe oder ein Gesetzbuch des Servilismus, sondern das brüderliche Gesetz war, aus welchem mit der Zeit die Befreiung des menschlichen Geschlechts hervorgehen soll.

Möchte er bald anbrechen der Tag, an dem diejenigen,

welche mit überlegenen Eigenschaften des Geistes begabt sind, wie der Verfasser der „Aarauer Abende," ihre Pflichten gegen die Menge begreifen! Statt nur an Größe und Reichthum zu denken, statt in den Palästen der Großen oder an den Höfen der Fürsten zu kriechen, werden sie die Führer des Volks werden, sie werden ihm gute Beispiele, so wie erhabene Lehren geben, sie werden ihm den Haß der Sklaverei und die heilige Liebe zum Vaterlande lehren. Dann werden sie aus ihrem edlen Beruf ein wahres Priesterthum machen. Es verschmähend, die Kunst anzubeten und die Höflinge des Glücks zu sein, werden sie an der Spitze der Menschheit einherschreiten, wie die glänzende Säule, welche in der Wüste dem getreuen Volke Jehova's voranging. Die meisten von ihnen haben jetzt nicht einmal eine Ahnung dieses erhabenen Berufs. Viele haben sich allerdings gestellt, als ob sie sich der Sache des Volkes widmeten, aber man hat später gesehen, daß sie nur die Absicht hatten, dasselbe auszubeuten. Nachdem sie die Farben der Demokratie aufgesteckt hatten, als diese die Oberhand hatte, sind sie deren unbarmherzigste und feigste Gegner geworden, sobald sie gesehen haben, daß sie unterdrückt sei.

So ist der Schriftsteller nicht gewesen, dessen Leben wir hier erzählen. Er hat die leeren Auszeichnungen der Eitelkeit stets verachtet; er zog den Titel eines „Aargauer Bürgers" den aristokratischen Ehrenbezeugungen vor, welche ihm der bairische Hof antrug. Als er berühmt geworden, blieb er der bescheidene, thatkräftige und hingebende Diener der arbeitenden Klassen. Soll man sich nun darüber wundern, daß sein Name in dem Herzen des schweizerischen Volks wie der eines Freundes lebt? Dieser so reine Ruhm ist durch ein arbeitsames Leben, durch ein Leben voll politischer Redlichkeit und aufrichtiger Selbstentsagung erworben worden. Welch ein schönes Vorbild für alle diejenigen, welche an dem Fortschreiten der Menschheit arbeiten wollen!

Nach seiner „Geschichte der drei Bünde" faßte Zschokke den

Plan zu einem Buch, das ausſchließlicher der ungebildeten Klaſſe des Graubündtner Volks gewidmet ſein ſollte. Dieſes Buch enthielt einen Abriß der Religion, vorzüglich vom Geſichtspunkt der praktiſchen Moral nebſt einer Ueberſicht der Geographie, und eine Ueberſicht der Geſchichte von Graubündten. Dieſe Schrift erhielt großen Beifall und wurde ſelbſt in die romaniſche Sprache überſetzt*). Zſchokke erhielt dafür die einzige ſeiner würdige Belohnung, das Geſchenk des Bürgerrechts in Graubündten.

Indeſſen führten die Ereigniſſe bedeutende Veränderungen in ſeinem Leben herbei. Die Franzoſen drangen in die Schweiz ein, und gründeten an der Stelle der alten Eidgenoſſenſchaft die „Eine und untheilbare helvetiſche Republik.“ Die Graubündtner wurden aufgefordert, ſich an dieſelbe anzuſchließen; aber die Mehrzahl des Volkes widerſetzte ſich und verlangte den Schutz Oeſtreichs. Zſchokke's Freunde gehörten zur franzöſiſchen Partei. Mit ihnen den Verfolgungen der öſtreichiſchen Partei ausgeſetzt, ſah er ſich gezwungen, nach Aarau zu flüchten. Die helvetiſche Regierung ließ ihn nicht lange unbeſchäftigt. Sie beauftragte ihn mit mehreren friedlichen Sendungen in verſchiedene Kantone, deren er ſich als ein für das Glück ſeines zweiten Vaterlandes beſeelter Mann entledigte. Der Wunſch, demſelben zu dienen, gab ihm den Gedanken zu ſeinem „Schweizerboten“ ein, einem Volksblatt, in welchem er ſich bemühte, das Nationalbewußtſein zu wecken, jeden Bürger über ſeine wahren Intereſſen zu belehren, ihm zu zeigen, daß die Freiheit ohne Liebe zur Arbeit und ohne die Ausübung der geſellſchaftlichen Tugenden unmöglich ſei. Zſchokke beſaß das Talent, dieſe hohen Wahrheiten in einem einfachen und originellen Styl auszudrücken. Daher drang denn auch der „Schweizerbote“ bald in die niedrigſten Hütten; nie hatte noch eine Zeitung in der

*) Dieß iſt die älteſte Sprache der Graubündtner; ſie iſt lateiniſchen Urſprungs.

Schweiz einen ſolchen Erfolg gehabt, nie hatte die Tagespreſſe ſo geeignet geſchienen, zur Erziehung des Volks und zum Fortſchritt der liberalen Ideen beizutragen. Die Regierung ſah ein, welche großen Dienſte Zſchokke dem Lande erwies. Daher ernannte man ihn, nachdem er die ihm übertragenen zahlreichen Sendungen zur allgemeinen Zufriedenheit ausgeführt hatte, zum Statthalter des Kantons Baſel. Mitten in dieſer Thätigkeit fuhr er fort, die Nationalgeſchichte dem Volke zugänglich zu machen. Zu dieſem Zweck gab er die „Geſchichte vom Kampf und Untergang der ſchweizeriſchen Berg- und Waldkantone," deren merkwürdiger Kampf gegen Frankreich am Ende des 18. Jahrhunderts der ſchweizeriſchen Tapferkeit ſo ſehr zur Ehre gereicht.

Aloys Reding, Zſchokke's vertrauter Freund, hatte in dieſem Kampfe die ruhmvollſte Rolle geſpielt. Als er zum Haupt der Regierung ernannt worden war, wollte er den edlen Schriftſteller im Dienſte der Republik behalten. Aber die Selbſtſucht, die er bei den Staatsmännern herrſchen ſah, hatte deſſen Gedanken nach einer andern Seite gerichtet. Er wollte ſich ausſchließlich der Belehrung des Volks widmen. Die Erzählung erſchien ihm als das geeignetſte Mittel, eine große Anzahl Leſer mit der Wahrheit bekannt zu machen. Er erwarb ſich bei dieſer Darſtellungsart großen Beifall. Er unternahm es ſogar, die höchſten Wahrheiten in dieſer Form darzuſtellen; davon gibt ſein „Alamontade" hinlängliches Zeugniß. Dieſes bemerkenswerthe Werk hat zum Zweck, diejenigen zu tröſten, deren Leben durch die Ungerechtigkeit der Menſchen vergiftet ward, und deren Daſein nur eine Kette von Leiden iſt.

Im Frühling 1812 reiste Zſchokke zu Fuß von Bern nach Aarau. Er wollte in der Umgebung dieſer Stadt einen einſamen Ort aufſuchen, wo er ſich den politiſchen Bewegungen entziehen könne. Er fand im Schloß Biberſtein die ſo lang gewünſchte Ruhe, und er beſchäftigte ſich dort leidenſchaftlich mit Phyſik, Chemie, Naturgeſchichte, Poeſie und Philoſophie. Aber

die Ruhe unſers Denkers wurde bald durch die Unruhe des Herzens geſtört. Eine Viertelſtunde vom Schloß ſteht gleich auf einem Hügel des Jura, welcher den Lauf der Aare beherrſcht, die Pfarrkirche von Kirchberg. Der Pfarrer hatte eine junge und liebenswürdige Tochter, an die Zſchokke bald mehr als an ſeine Arbeiten dachte. Er mochte noch ſo entſchieden ſeine großen Arbeitspläne erneuern; jetzt fand er nur noch Geſchmack an der Botanik und ſeine Ausflüge führten ihn immer nach der Seite, wo die ſchöne Nanny wohnte.

Man erinnert ſich an die Geſchichte der Picciola, welche Saintine mit ſo viel Gefühl erzählt hat. Man weiß, wie ſich in dem Geiſte des Gefangenen, von dem uns dieſer Roman erzählt, eine Blume und ein junges Mädchen lange mit einander vermengten. So bildete ſich auch Zſchokke ein, daß wenn er botaniſiren ging, er Scabioſen und Vergißmeinnicht aufſuchen wolle. Aber wenn er an den Gräben das Tauſendguldenkraut mit ſeinen gelben Sternchen, den himmelblauen Ehrenpreis, die weißen Blumen der Winden betrachtete, ſo lächelte ihm Nanny's liebliches Bild hinter den grünen Wänden zu. Wenn er ihr auf ſeinem Spaziergang nicht begegnet war, ſo ſchlich er mit geſenkten Augen in ſeine Einſamkeit zurück, mit gedrücktem Herzen, ohne die friſchen Genzianen, oder das goldene Johanniskraut, die unter ſeinen Schritten aufblühten, eines Blicks gewürdigt zu haben. Ein neues Gefühl erfüllte ſein ganzes Leben. Er ſang jenes reizend traurige Gedicht, welches die langen Träume unſerer ſchönſten Jahre wiegte. Uebrigens mußte Zſchokke mehr als irgend ein Andrer den Einfluß eines lebendigen und tiefen Gefühls erfahren. Jede Seite ſeiner Schriften offenbart eine Seele von ſeltenem Gefühl, für die die Einſamkeit unmöglich iſt, und die das Bedürfniß zu lieben mit aller Gewalt empfindet. Sein Geiſt war nicht wie der eines Spinoza, Leibnitz, Pascal, Kant, allen Eindrücken des Gemüths verſchloſſen. Sein Gedanke war beſtändig nach dem Glück des häuslichen Heerdes gerichtet. Indem er die Schweiz

zu ſeinem Vaterlande wählte, hatte er deren Neigungen und Ideen vollſtändig angenommen. Nun hat aber das Volk dieſes Landes weit mehr Neigung für die Freuden des häuslichen Lebens, als für diejenigen leerer und nichtswürdiger Zerſtreuungen der Welt.

Während ſich Zſchokke ſeiner neuen Liebe ganz hingab, war die Schweiz fortwährend die Beute der inneren Zwiſtigkeiten, welche durch die Mediationsakte ihr Ende erreichten, die der gewaltigere Wille Napoleons den Kantonen aufdrang. Zſchokke nahm keinerlei Antheil an dieſem großen Ereigniß. Aber man hatte ſeine alten Dienſte nicht vergeſſen. Das Aargau ſchenkte ihm das Bürgerrecht, und er wurde zum Mitglied der Forſtkommiſſion ernannt. Damals gab er den „Gebirgsförſter“ heraus. Niemals hat er irgend Etwas gering geſchätzt, was dem Intereſſe des Volks zum Vortheil gereichen konnte. Glücklich in ſeiner Biberſteiner Einſiedelei, weigerte er ſich, mit ſeinem Freund Bonſtetten nach Coppet zu gehen, wo Frau von Stael damals ihren Hof hielt. Endlich heirathete er die Tochter des Pfarrers von Kirchberg. Nach den Honigwochen, die ein ganzes Jahr dauerten, ließ er den „Schweizerboten“ von Neuem erſcheinen. Im Jahr 1808 unternahm er ein Werk von ganz verſchiedenem Charakter, die „Stunden der Andacht.“ Dies war eine Schrift in wöchentlichen Lieferungen, welche Betrachtungen für die häusliche Andacht enthielten. Seine Sammlung berührte keine von den Streitpunkten, welche die chriſtlichen Confeſſionen trennen, und er hielt ſich lediglich an die Darſtellung der tröſtlichſten Wahrheiten des Evangeliums. Die „Stunden der Andacht“ fanden die größte Anerkennung ſowohl bei den Katholiken als bei den Proteſtanten. Seit lange fühlte man das Bedürfniß eines dem ſtreitſüchtigen und beſchränkten Sektengeiſt fremden Werkes, das geeignet ſei, jene friedlichen Tendenzen zu nähren, welche den wahren Charakter des Chriſtenthums bilden. Der Ruf der „Stunden der Andacht“ verbreitete ſich bald in ganz Deutſchland. Es erſchienen 25 Auf-

lagen, ohne daß es der Neugierde des Publikums gelang, den Namen des Verfassers zu entdecken.

Der Ruf, welchen Zschokke durch seine Schriften in den deutschen Ländern erworben hatte, zog die Aufmerksamkeit des bayrischen Hofes auf ihn. Deutschland, welches Joh. v. Müller der Schweiz entrissen hatte, wünschte auch Zschokke wieder zu erwerben. Auf den Reisen, die er nach Bayern machte, überhäufte ihn der König mit Auszeichnungen; er verlieh ihm das bayrische Indigenat, so wie den Adel, und bot ihm einen Lehrstuhl in München an. Er lehnte auf die angemessenste Weise, aber entschieden, Ehrenbezeugungen ab, die ihm mit seinen rein demokratischen Gesinnungen und mit seiner Eigenschaft als Bürger einer Republik unvereinbar schienen. Mit einem Zartgefühl, welches deutlich beweist, daß seine Ueberzeugungen bei aller Unerschütterlichkeit doch nichts Rohes hatten, wollte er dem König seine Dankbarkeit beweisen, ohne seinen Ideen untreu zu werden, und er schrieb die „Geschichte des bayrischen Volkes.

Nach diesen Reisen ließ sich Zschokke ein Haus am Fuß des Jura, am linken Ufer der Aare bauen; es liegt an einer schönen Halde, und wird von Pappeln halb verdeckt. Von nun an blieb er im Kanton Aargau. Sein Haus „zur Blumenhalde" wurde bald ein Wallfahrtsort für die zahlreichen Touristen, welche die Schweiz besuchten. Der berühmte Schriftsteller widmete sich der Erziehung seiner Kinder und literarischen Arbeiten, denen er sich mit unermüdlichem Eifer hingab. Fortwährend beschäftigte er sich mit der geistigen Bildung der untern Volksklassen, indem er reizende Novellen bekannt machte, welche ihm den Beinamen eines „Schweizerischen Walter Scott" erwarben; nebstdem verfaßte er geschichtliche Arbeiten. Einige seiner Erzählungen*), wie „die Sylvesternacht," „das Loch im

*) Cherbuliez, Löve-Weimars und de Suckau haben Zschokke's Erzählungen und Romane ins Französische übersetzt.

Aermel," „Colas," „das Tagebuch eines Vikars," sind in verschiedenen Gattungen wahre Meisterwerke..

Was die „Geschichte des Schweizervolks" betrifft, so sind dessen Auflagen zahllos; es ist ein ganz eigenthümliches Buch*), in welchem die Liebe zur Schweiz und zur Freiheit athmet. Der Verfasser hatte nicht die Absicht, die Geschichte der Schweiz einer genauen Kritik zu unterwerfen, noch über die dunkeln Punkte in derselben Licht zu verbreiten, sondern das Nationalbewußtsein zu wecken. Eine viel zu sehr verkannte Wahrheit hatte vorzüglich Eindruck auf ihn gemacht, die nämlich, daß die Geschichte mehr für das Volk als für die höheren Stände geschrieben werden sollte. „Von wunderhaften Heldenfahrten, guten und bösen Tagen der Väter," sagt er am Anfang seines Buchs, „ist viel gesungen und gelehrt. Ich aber will die alten Sagen verjüngen im Gemüthe alles Volks. Und ich trage sie den freien Mannen zu in Berg und Boden, auf daß ihre Herzen sich entzünden in neuer Inbrunst zum theuerwerthen Vaterlande. So merket denn auf meine Rede, ihr Alten und Jungen. Die Geschichte verflossener Zeiten ist ein Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen."

Der Schluß der „Geschichte des Schweizervolks" ist nicht weniger bewundernswerth als der Anfang. „Nicht aus Deutschland, nicht aus Welschland kommt der Feind, vor welchem das Schweizervolk zittert. Der furchtbarste Widerstand der Freiheit und Unabhängigkeit, wenn er kommt, wird aus unsrer eigenen Mitte hervortreten. Aber er muß ein Zeichen tragen, woran ihn Jeglicher kenne. Er ist's, welcher das Ansehen seines Orts dem ewigen Ruhm gemeiner Eidsgenossenschaft, und seinen und seines Hauses vergänglichen Vortheil dem öffentlichen Wohle voranstellt. — Er ist's, welcher vor dem Schwerte an der Hüfte des freien Volkes, aber nicht vor Schmeichelwort und Gabe der

*) Nicht wegen des Inhalts, sondern wegen der lebendigen und volksthümlichen Darstellung.

Könige und ihrer Gesandten erschrickt. Er ist's, welcher predigt: Gebietet den Tagblättern Schweigen, und den Lehrern der Jugend Stille; leget euer Geld an Zinsen, und verschwendet es nicht für Waffen und Heerwesen; verschließet die Rathstuben, und lasset das Volk nicht hören, was wir treiben; so mögen wir wieder Herren und Meister sein, und die Knechte werden uns dienen! Er ist's, welcher Mißtrauen zwischen Stadt und Land, Glaubensgroll zwischen Katholischen und Reformirten, Sperren zwischen Kantonen und Kantonen pflanzt, und jene Erschlaffung durch Eigennutz, jene Familienherrschsucht, jenen Geschlechterstolz, all jenes zwieträchtige Verderben noch einmal zurückruft, wodurch die alte Eidgenossenschaft einst blutig verschwand. Aber wir haben gelernt: Recht und Gerechtigkeit ist gewaltiger denn alle Gewalt, und jedes Hauses Glückseligkeit steht nun sicher unter dem Gesetz der Freiheit, und die Freiheit Aller ist nur geborgen durch die Unabhängigkeit des Schweizerbundes. Die Selbstständigkeit des Schweizerbundes aber ruht nicht fest auf Pergamentbriefen kaiserlicher und königlicher Zusicherungen, sondern allein auf einem eisernen Grund, der da ist unser Schwert. Der rechte Schweizeradel soll aus den Kirchen und Schulen des Volks hervorschreiten. Der rechte Staatsschatz muß im Wohlstand aller Haushaltungen liegen. Das große Rüst- und Zeughaus des Bundes soll in den Waffenkammern aller Bürger stehen. Die Versammlung der großen Räthe und der Landsgemeinden muß vor dem Ohre gesammter Eidgenossenschaft ertönen. So wird die heilige Sache des Vaterlandes die heilige Sache jeder Hütte, und ein göttlicher Gemeinsinn wird, wie himmlisches Feuer, den Moder spießbürgerlicher Selbstsucht verzehren. Nicht der Pfeil des Tellen, nicht der Dolch des Camogaskers*) hat die Bande schweizerischer Knechtschaft gelöset. Nicht bei St. Jakob, nicht auf der Malserhaide ward die Unabhängigkeit schweizerischer Eidgenossenschaft erfochten. Auf Grütli

*) Einer der Helden von Graubünden.

und unter dem Ahorn von Truns*) wurde nur die Losung des Kampfes gegeben. Wir kämpfen ihn noch, Eidgenossen! Und ihr, unsere Enkel, werdet ihn kämpfen über unsern Gräbern! Wachet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet! Vertrauet Gott! Alle Eidgenossen für Einen, und Jeder für Alle!"

Zschokke hatte in der glücklichen Abgeschiedenheit, in der sein thätiges Leben verfloß, nichts mehr zu wünschen. Er erfreute sich jenes ehrenwerthen Wohlstandes, den Horaz eine »aurea mediocritas« genannt hat, und den er seinen beständigen Arbeiten verdankte. Aber er war immer bereit, seine Ruhe dem Wohle der Schweiz aufzuopfern. Vor Allem war er Bürger. Als die Begebenheiten von 1830 der Schweiz ein neues Leben gaben, erschien er wieder auf dem politischen Schauplatz. Als er in seine geliebte Einsamkeit zurückkehrte, war ihm, sagte er, „als ständ er auf einer Bergeshöh, an deren Fuß vor ihm das Meer der Ewigkeit herüber rausche." Er warf damals einen heiteren Blick auf die Wechselfälle seines Lebens. „Mögen Andre mit Heimweh auf das verlorene Glück ihrer Kindheit blicken. Mir fehlte dies Paradies! Ich irrte als Waise ungeliebt und verlassen umher, nicht ungeliebt und verlassen von Gott! — Der Jüngling ward Mann. Das Leben lagerte heller sich vor ihm aus. Von da an wohlgemuth, rastlos und beharrlich wirkte er für die Herrschaft des Göttlichen auf Erden, wie und soviel er vermochte, um einst sein Ruhestündchen rechtmäßig verdient zu haben. Und wars zuletzt auch wenig; doch war sein Wille groß gewesen. Er genoß das Süße und Bittre des Irdischen, wie es ihm das Schicksal zuwarf, und dankbar für Beides, ohne sich lange um Vergängliches zu grämen, gewöhnt im Bewußtsein und Liebe des Ewigen zu leben. Nun ist der Feierabend da, und willkommen! Ich bereue nicht, gelebt zu haben. Mögen Andre in ihrem Herbste die eingesammelten Erndten überschauen und zählen. Ich kann dies nicht. Ich streute

*) Im Kanton Graubünden.

die Saat aus; wohin ſie der Wind entführte, weiß ich nicht. Mein war nur die Güte des Willens; über das Gedeihen der Arbeit verfügte die Hand Gottes, das Schickſal. Mögen Andre ſich eines mehr oder weniger mühſam erworbenen Reichthums oder Ranges oder Ruhms freuen. Ich gönne ihnen dieſe Freude, und bedaure ihre Mühen. Fortunas Huld hat mir keine goldenen Schätze geſpendet. Aber genügſam mit dem, was eigner Fleiß mir erworben, Sparſamkeit mir bewahrt hat, freu' ich mich jener edeln Unabhängigkeit, der ich von jeher nachſtrebte, und von welcher ich aus dem Wenigen auch zuweilen noch Unbeglücktern Hülfe zu reichen im Stande war*)."

Zſchokkes letzte Lebensjahre verfloſſen in einer vollkommenen Ruhe, ohne daß ſeine geiſtige Thätigkeit einen Augenblick nachließ. Er ſtarb „an der Fülle von Tagen," um mich eines bibliſchen Ausdruckes zu bedienen, von der Liebe und Bewunderung ſeiner Mitbürger umgeben; der Schweiz und den Gelehrten aller Zeiten das Muſter einer unermüdlichen und uneigennützigen Hingebung an die Intereſſen des Volks und der Freiheit hinterlaſſend. Er war 78 Jahre alt, als er am 27. Juni 1848 ſeine Seele Gott zurückgab**).

Das Aargau, wo Zſchokke ſo glückliche Tage verlebt hat, zählt jetzt unter ſeinen Mitbürgern einen Gelehrten, der von fremder Herkunft wie jener, eine nicht geringere Hingebung für die liberalen Ideen gezeigt hat, für welche er Verfolgungen erduldet hat, die den kräftigſten Muth hätten erſchüttern können.

---

*) Zſchokke, Selbſtſchau.

**) Außer Zſchokkes „Selbſtſchau", die in mehrere Sprachen überſetzt worden iſt, kann man noch über ſein Leben anführen: E. Münch: „Heinrich Zſchokke," Bär, „H. Zſchokke," Frensdorff, „H. Zſchokke," Genthe, „Erinnerungen an H. Zſchokke." Zwei ſchweizeriſche Zeitſchriften, die Genfer Bibliothèque universelle und die Revue Suisse von Neuchatel, haben auch Lebensbeſchreibungen von ihm mitgetheilt, die wir vorzüglich benützt haben.

Dr. Heinrich Kurz, im Jahr 1805 zu Paris von deutſchen Eltern geboren, ſtudirte zuerſt Theologie zu Leipzig. Im Jahr 1827 ging er nach Paris, um die orientaliſchen Sprachen zu ſtudiren. Der berühmte Sinolog Abel-Rémüſat, der Ueberſetzer der „Unveränderlichen Mitte," der Geſchichtſchreiber des Buddhismus, führte ihn in das Studium der Sprache des himmliſchen Reiches ein. Unter der Leitung dieſes ausgezeichneten Lehrers machte er in der Sprache des Meng-tſeu und Lao-tſeu ſo große Fortſchritte, daß er 1830 eine Abhandlung „über den politiſchen und religiöſen Zuſtand von China, 2500 vor Chriſti Geburt" in franzöſiſcher Sprache herausgab. In Folge davon zog er die Aufmerkſamkeit der aſiatiſchen Geſellſchaft auf ſich, welche ſo viele ausgezeichnete Gelehrte in ihrer Mitte zählt; ſie gab ihm einen glänzenden Beweis ihrer Anerkennung, indem ſie ihm den Auftrag ertheilte, eine neue Ausgabe des chineſiſchen Wörterbuchs von Baſile zu bearbeiten. Aber kaum war dieſe Arbeit begonnen, als ihn die Bewegungen des Jahrs 1830 nach Deutſchland zogen. In den deutſchen Staaten walteten damals Regierungen, deren rückſchreitende Tendenzen den gebildeten und liberalen Bevölkerungen unerträglich wurden. Daher hielt es Kurz für ſeine Pflicht, die Partei zu bekämpfen, welche damals auf Bayern laſtete, und die gegen die religiöſe Freiheit eben ſo feindlich geſinnt war, als gegen die politiſchen Reformen, welche von den beſſern Geiſtern gefordert wurden. Er übernahm die Redaktion der von Eiſenmann gegründeten Zeitſchrift: „Bayerns Deputirtenkammer," und vertheidigte darin die Grundſätze, welche in den Vereinigten Staaten und in Großbrittannien die Macht der größten germaniſchen Staaten bildet. Die Männer, welche damals in München regierten, konnten einen ſolchen Gebrauch der Preſſe nicht dulden. Die Vorleſungen, welche Kurz über die chineſiſche Grammatik hielt, wurden geſchloſſen. Nachdem er hierauf nach Augsburg übergeſiedelt, gab der muthige Publiciſt, weit entfernt, ſich durch jene brutale Verfolgung beugen zu laſſen, ein konſtitutionelles Oppoſitionsblatt: „die Zeit,"

raus. Aber dieſes verwickelte ihn bald in einen Prozeß. Zu ei Jahren Feſtung verurtheilt, benutzte er die Zeit, welche n dieſe gezwungene Muße in Würzburg gewährte, um die ineſiſche Dichtung „das Blumenblatt“ zu überſetzen, welches 836 in St. Gallen erſchien. Kurz, der ſich im Jahr 1834 t dieſer ſchweizeriſchen Stadt niedergelaſſen hatte, und daſelbſt m Profeſſor an der Kantonsſchule ernannt worden war, durfte offen, daß die freie Schweizererde ihn gaſtfreundlicher behan-eln würde, als das geknechtete Deutſchland. Aber der Jeſuitis-us hatte in St. Gallen, wo ein römiſcher Biſchof reſidirt, ne ſolche Macht, daß er 1839 als Proteſtant und Ausländer on ſeiner Stelle entlaſſen wurde. Kurz wurde jedoch in dem ämlichen Jahre, da er St. Gallen verließ, an die aargauiſche antonsſchule berufen, und 1846 zum Kantonsbibliothekar er-annt.

Seit Kurz in Aarau lebt, hat er mehrere wichtige Werke eröffentlicht. Er ſchrieb „Die franzöſiſche Conjugation nebſt einem Verſuche über die Bildungsgeſetze der franzöſiſchen Sprache,“ gab Murner's höchſt ſelten gewordenes Gedicht: „Vom großen luthe-riſchen Narren“, und mit Weiſſenbach „Beiträge zur Geſchichte nd Literatur aus den Archiven und Bibliotheken des Kantons Aargau“ heraus. Seine Sammelwerke „Handbuch der poeti-chen Nationalliteratur“, und „Handbuch der deutſchen Proſa“ gehören zu den gediegenſten und reichhaltigſten aller derartigen Arbeiten, und ſeine „Geſchichte der deutſchen Literatur“ zeugt von ächt hiſtoriſcher Auffaſſung. Sein zweites Vaterland ver-dankt ihm eine ſehr intereſſante Schrift, die Alle leſen ſollten, welche die ganze Schweiz wollen verſtehen lernen. Die Dichter geben oft richtigere Vorſtellungen als die Geſchichtſchreiber von einem Lande, deſſen Jahrbücher und Landſchaften weſentlich poetiſch ſind. Was mich betrifft, ſo habe ich das Werk des Dr. Kurz: „Die Schweiz, Land, Volk und Geſchichte in aus-gewählten Dichtungen“ (Bern 1852) mit dem lebhafteſten In-tereſſe geleſen. Der gelehrte Geſchichtſchreiber der deutſchen Litera-

tur hat ſeine langen Forſchungen über die Schriftſteller Deutſchlands und der Schweiz benutzt, um Schilderungen und Geſchichtserzählungen, welche in Unmaſſe bei alten und neuen Dichtern zerſtreut ſind, zu einem einzigen Gemälde zu vereinigen*).

Ich habe von den zwei bedeutendſten Geſchichtſchreibern der Schweiz geſprochen**). Aber man darf nicht glauben, daß ſie allein die Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft mit Talent geſchrieben haben. Unter den zahlreichen Schriftſtellern, welche ſich zu unſerer Zeit mit der Geſchichte dieſes Volks beſchäftigt haben***), freut es mich, die Herrn Hottinger, Vulliemin, Monard, dieſe gelehrten Fortſetzer Müllers, anzuführen; ferner Daguet, der durch treffliche geſchichtliche Arbeiten bekannt iſt, Euſebius Gaullieur aus Genf, von Tillier, Mallet, Zellweger, Sayous, de Gingins, von Rodt, Franscini, Lutz, L. Olivier, F. Picot, Dr. Berchtold und die Verfaſſer der wichtigen Sammlung „Gemälde der Schweiz†)."

Die „Geſchichte des ſchweizeriſchen Volks" von Daguet iſt

---

*) Ich habe dieſe biographiſchen Notizen der neueſten Ausgabe des Leipziger Converſationslexikons entlehnt.

**) Ueber die alten Chroniſten kann man die Einleitung zu „La Suisse historique von Eusèbe Gaullieur nachleſen.

***) Wer die politiſche Geſchichte der Schweiz im engern Sinne genauer will kennen lernen, leſe das „Bundesſtaatsrecht der Schweiz" von Dr. Bluntſchli, dem ehemaligen Führer der konſervativen Partei in Zürich, und jetzt Profeſſor an der Univerſität zu München; ferner Morin, Précis de l'histoire politique de la Suisse, welches im Jahr 1856 von Joel Cherbuliez in Genf herausgegeben wurde, und endlich E. Cherbuliez, Profeſſor am eidgenöſſiſchen Polytechnikum: „La Démocratie en Suisse. (Genf 1843). Morin und Cherbuliez haben im proteſtantiſchen und konſervativen Sinn geſchrieben.

†) Man iſt mit Recht vorzüglich auf L. Vulliemin, Château de Chillon, Ch. Monnard, Biographie de Müller, Gaullieur, Histoire littéraire de la Suisse française und Hottinger's „Zwingli" aufmerkſam geworden.

nicht eine einfache Erzählung der politischen und militärischen Begebenheiten. Dem Beispiel Vulliemins und Monards getreu, handelt er darin auf eine sehr interessante Weise von der Literatur, den Wissenschaften, den Sitten, Verfassungen, mit Einem Wort von Allem, was das innere Leben eines Volks bildet. Der Verfasser ist von aufrichtiger Vaterlandsliebe und dem lebhaften Wunsch beseelt, seinen Mitbürgern die Wichtigkeit und das Interesse ihrer Geschichte zum Verständniß zu bringen. Glückliches Volk, das zu gleicher Zeit Geschichtschreiber hat wie Müller, Theologen wie Zwingli und Lavater, Lehrer wie Pestalozzi, Fellenberg und Girard, Künstler wie Leopold Robert, Pradier und J. G. Müller, Volksschriftsteller und Dichter wie Zschokke, Bitzius, Usteri und Kuhn; Gelehrte wie Haller, Euler, Konrad Geßner, die Bernouilli; Philosophen wie Zimmermann, Prediger wie Zollikofer; Helden wie die Erlach, Bubenberg, Winkelried, Fontana! Wie viele große Völker würden ein Land, das nicht zwei und eine halbe Millionen Einwohner zählt, um so viele ruhmvolle Männer in allen Kreisen der menschlichen Thätigkeit beneiden!

XXIII.

O wie fühlt das Herz hier oben
Sich veredelt und gehoben!

Bornhauser.

Kennst du, Emanuel, diese lachenden Träume, die uns zuweilen heimsuchen, wenn wir ruhigen Geistes und mit einer durch irgend einen edlen Gedanken gereinigten Seele mit der Ruhe eines von keiner Reue getrübten Gewissens einschlafen? Da versetzen wir uns mit einem unbeschreiblichen Entzücken in das himmlische Reich, in eine vollkommene Welt. Wir sehen

Engel und ideale Geſchöpfe, die uns an ſich ziehen und uns ein ſeliges Lächeln entlocken. Das Herz erweitert ſich, wie in den erſten Augenblicken der Kindheit, wenn Alles nur Hoffnung, Liebe und Leidenſchaft iſt. Wenn ſich dann die Augen beim Anbruch des Tages öffnen, fragt man ſich, ob man nicht einen Augenblick in wirklicher Seligkeit gelebt habe; man zweifelt — und endlich ſagt man ſich, daß ſelbſt der Traum eine Freude geweſen iſt, welche werth iſt, zurückgewünſcht zu werden.

Dieß ſind meine Empfindungen, wenn ich die ſteilen Halden und die fruchtbaren Ebenen der helvetiſchen Republik durchwandere. Schon ſeit einigen Stunden habe ich Schaffhauſen durch eines der alterthümlichen Thore dieſer alten Stadt mit ihren engen Gaſſen, ihren düſtern Thürmchen und ihren ſchwarzen Mauern verlaſſen. — Vor meiner Abreiſe hatte ich mich, in einer grünen Laube vor der Mittagshitze geſchützt, wo ich mich einer köſtlichen Kühle erfreute, meinen Träumereien überlaſſen. Eine Oeffnung gegen den Rheinfall erlaubte mir, ihn in ſeiner ganzen Pracht zu bewundern. Die Sonne beleuchtete ihn mit ihren Strahlen. Alle Farben des Regenbogens ſpielten in dem Dampf, der aus ſeinen Wogen emporſtieg. Die vier mit Grün bedeckten Felſen, welche dieſes wüthende Meer trennen, zeichneten ſich auf ſeinen Wellen ab. Ein Arm des Stromes ſtürzt ſich mit Getöſe in ein dichtes Gebüſch und vereinigt ſich dann wieder mit der Waſſermaſſe. Während ich mich der Betrachtung dieſes Schauſpiels überließ, hörte ich die Glöckchen des Wagens, der mich wegführen ſollte. Ich entfernte mich ungern. In der Ferne hörte ich den Strom brauſen, während ich durch die Auen fuhr, wo Landhäuſer und Gärten die Hügel bedecken, welche zur Stadt führen. Bald ſchien mir das Brauſen nur noch wie ein ſchwacher Wiederhall; — dann verſchwand es ganz, und nur ein ſanfter Wind wehte vor meinem Ohr.

Zu gleicher Zeit verlor ich die ſeltſamen Dächer und die Thürme von Schaffhauſen aus dem Geſicht. Urſprünglich ein Dörfchen, wo einige Schiffer ihre Waaren abluden, gleicht dieſe

Stadt jetzt allen jenen befestigten Ortschaften des Mittelalters, welche an Schrecken erinnern, vor denen wir nicht mehr zu zittern brauchen. Die hohen Thürme ihrer gezinnten Mauern vermengten sich am Horizont mit den Tannen und den Felsen. Ich flog durch ein frisches Thal, das die Alpen mit einem großartigen Amphitheater umgaben. Zuweilen fuhren wir längs klarer Bäche, die zwischen niederhangenden Weiden fließen. Der Himmel strahlte; Alles trug das Gepräge einer unaussprechlichen Heiterkeit. — Während meine Phantasie über diese schöne Schweiz in Entzücken gerieth, die ich zu durchziehen wähnte, sah ich andere Farben an den Schlagbäumen, andere Trachten, ein neues Volk. Ich befand mich im Großherzogthum Baden. Aber wir gelangten bald wieder auf schweizerischen Boden, und auf der ersten Station erblickte ich das weiße Kreuz im rothen Feld, das Zeichen des Bundes und der christlichen Freiheit.

XXIV.

Unter mir spiegelt sich Zürich in bläulich versilberten Wassern,
Ihre Mauern bespült plätschernd die Wallung des Sees.

J. G. v. Salis.

Wenn die alten Dichter die Götter malten, setzten sie in den Olymp, von den traurigen Gottheiten des Lasters und des Irrthums umgeben, eine durch ihre Weisheit und ihre anmuthige Ruhe Achtung gebietende Gestalt. Ihre Worte waren Prophezeihungen; ihr Wille wurde selbst von dem Herrn des Donners geachtet. In ihrer Gegenwart hörten die Satyrn mit ihren Spöttereien auf, denn jede ihrer Bewegungen flößte Ehrfurcht ein. Minerva ging unter den furchtbaren Mächten, welche die Welt erschütterten, festen Schrittes einher, mit ihrer majestätischen Stirne die Versammlung der Unsterblichen beherrschend.

So steht Zürich mitten unter den Städten. Und unser altes

Europa, das so viele Wunder besitzt, betrachtet freudig dessen Schönheit, Wissen und Tugend.

Die Limmat rauscht in ihren alten Mauern, und der tiefe See breitet seine Wellen bis zu den Füßen der Hügel aus, an denen große Paläste und weiße Landhäuser erglänzen.

Am Ufer dieses Sees, in einem Garten, der dem der Armide gleicht, ruhte mein Blick bald auf dem mit Wäldern bekränzten Albis, bald auf den Gletschern, die sich am fernen Horizont in goldenen Wolken verlieren. Hier ist Alles lieblich, Alles ist voll Leben, Alles athmet Glück. Harmonische Töne, die aus einem nahen Wäldchen kamen, erschienen wie Musik vom Himmel. Die Luft wiederhallte von jenen Chören, welche die Freiheit anriefen, wie die Anbeter der Sonne beim Anbruch des Tags das herrlichste Gestirn mit ihren Gebeten herbeiriefen.

Indessen war die Nacht angebrochen, und ich saß noch da wie in Entzücken verloren, in einer wollustvollen Trunkenheit schauend und hörend. Die Stimmen entfernten sich, und ein geheimnißvoller Schleier bedeckte schon diese mannigfaltigen Scenen. Tausend unbeschreibliche Düfte steigen gen Himmel empor, dem Weihrauch vergleichbar, der sich zur Feier der Abendpracht auf dem unermeßlichen Altar der Natur erhebt. Einer jener Kähne, die auf der krystallenen Woge hin und herflogen, hielt bei mir an. Von dem Hauch getrieben, der das lispelnde Laub bewegte, trug er mich weit von dem Ufer weg. Die Lichter der Stadt wurden rings um den See angezündet, und glänzten wie Sterne. Die schwarzen Gestalten der Kirchen zeigten ihre Umrisse. Aber wo sind die Gesänge, wo das fröhliche Fest des Tages? Ich sehe in der Ferne nur noch Mauern, die kaum aus der Dunkelheit hervortraten. Man möchte sie für Katakomben halten, die von heiligen Lampen beleuchtet werden.

Glückliches Vaterland so vieler edler Geister, des stolzen Zwingli, des gelehrten Bodmer, des trefflichen Pestalozzi, des evangelischen Lavater, hörst du, wie um die Mitternacht der Wiederhall erwacht, um die Namen deiner ruhmvollen Kinder

zu wiederholen? Sind es Pilgerinnen, die, von den Arbeiten und dem eitlen Weltlärm ermüdet, hier mit frommem Sinn niederknieen, um zu bereuen und zu lieben? Oder ſind es die wogenden Schatten der Pappeln, die ſich auf dem Sand des Ufers verlängern?

Deine Größe iſt es, o Gott, die ich in der Schöpfung bewundere, dem Werke Deiner Macht. Es iſt Dein Geiſt, den ich immer ſuche, ſelbſt wenn ich mich an die Schritte der Propheten hefte, die Du von Jahrhundert zu Jahrhundert erweckt haſt, um die göttliche Erziehung des Menſchengeſchlechts zu vollenden. Von meiner Begeiſterung hingeriſſen, bin ich ſo oft den von meiner Einbildungskraft geſchaffenen fantaſtiſchen Weſen nachgegangen, ohne zu bemerken, daß in Dir allein die Kraft, der Troſt und das Leben iſt.

Meine Seele iſt getröſtet! Aber wie wohlthätig iſt auch die Ruhe, die ich in dem Geburtsland jener berühmten Männer fühle, die in Deinem Gedanken gelebt, für den Ruhm Deines Namens gekämpft und gelitten haben. Da fühle ich, wie ich groß werde, da lerne ich Gebete, die mir bis dahin unbekannt waren.

Dieß ſind die Erinnerungen, die mich an Zürich knüpfen. Und der Mond, der jetzt über ſeinen Dächern aufgeht, hat nicht mehr Reiz, als das Andenken an dieſe Stadt für mich beſitzt!

XXV.

Da iſt nicht Einer, der nicht des Himmels Blick verſteht.
A. E. Fröhlich.

Seit einer Stunde kann ich mich nicht von dieſer Terraſſe trennen. Wie dieſer See iſt mein Denken ohne Bewegung, ohne Sturm; es ſchwankt ungewiß zwiſchen dem Himmel und dieſen

friedlichen Gewäſſern. Indeſſen erglänzen feurige Sterne an dem Himmelsraum, goldene Strahlen gleiten auf der Woge hin. Nur mein des Lichts beraubter Geiſt ſcheint eines tiefen Schlafes zu ſchlafen. Wird er bald, wie jene Sternſchnuppe, welche das Nichts verſchlungen hat, in der Nacht des Unendlichen verlöſchen? — Nein, der Geiſt wird nicht in das Nichts zurückkehren. Der heiße Wunſch, der mein Herz verzehrt, iſt nicht die mächtige Anziehungskraft des Grabes. Es iſt die ſchmerzliche Erwartung einer Zukunft voll Leben und Kraft. Es iſt die Sehnſucht nach der Ewigkeit, nach welcher es ſeufzt.

Was! ich ſollte den ſanften Hauch nicht fühlen, der über den See dahinzieht und an meinen Schläfen vorüberweht! ſein wohlthätiger Duft ſollte mir nicht neues Leben einhauchen! Ich ſollte auf dieſen von den Helden der Freiheit betretenen Ufern einſchlafen, wie der gleichgültige Sohn des Islam an den Ufern des todten Meeres ſchläft! — Hier iſt ein Buch, von dem eine jede Zeile eine Offenbarung der unendlichen Liebe iſt; von dem ein jedes Wort die Unſterblichkeit verheißt. Johannes und ſein Bruder in der apoſtoliſchen Sendung haben es mit der Feder des unbeſiegbaren Adlers geſchrieben, die in das Blut des Menſchenſohnes getaucht war. Möchten unſere Thränen die Spur der ungerechten Qualen verlöſchen, die der Heiland von verblendeten Menſchen erdulden mußte! Möchten wir, ſelbſt geläutert, der ganzen Menſchheit dieſe Lehren der Aufrichtigkeit und der Vergebung verkünden!

Wie liebe ich dort oben in den Wolken dieſe durch Lichtbande geknüpften Sternbilder! Ihre Strahlen verlieren ſich in einander wie Seelen, die ſich in der Gluth der Leidenſchaft umarmen. So theilt ſich das nämliche Gefühl allen Gliedern der Menſchheit mit, und wenn wir nicht mehr ſind, lebt unſer Gedanke noch in unſern Brüdern. Sie benützen ihn, wie ein Gut, das ihr Eigenthum iſt. Es iſt eine heilige Erbſchaft, deren Gegenwart die verlöſchende Kraft neu belebt und den ſinkenden Muth wieder erweckt.

Liebliche Winde, die ihr aus dem See herüberkommt, bewahrt meine Traurigkeit vor weichlichem Entzücken! Sagt mir, daß die Liebe überall ist, wohin ihr kommt, daß eure Seufzer brennende Töne sind, die ihr auf andern Ufern gesammelt habt.

Der See belebt sich. Silbergeflügelten Tauben gleich, durchschneiden herabgeneigte Segel seine rauschenden Wogen. Blühende Linden erheben ihre Arme gen Himmel, ihr Schatten wiegt sich auf den Wogen wie trauernde Undinen. Auf den Seiten des Albis spielen Blümchen und fantastische Farben. Der Mond steigt langsam am Himmel, wie eine Königin majestätischen Schrittes zu einem Fest geht, das man ihr zu Ehren gibt Meine Gedanken fliegen hinauf in den Raum, wo Nichts sie aufhält.

Neue Freuden haben mich mit Bewunderung durchdrungen. Ich habe die Stimme des unendlichen, barmherzigen Wesens gehört, dessen Glanz die ganze Welt erfüllt, dessen Liebe Allem, was sich bewegt und athmet, Leben gibt. Endlich habe ich das Glück gefunden. Ich habe gefunden, daß außer den göttlichen Verheißungen jede Hoffnung täuscht und jeder Trost lügt. So muß er dann mächtig sein, der göttliche Geist, daß er in uns die Neigung zur Gleichgültigkeit und Schwachheit besiegt, daß er in unsrer Seele das Gefühl der höchsten Vollkommenheit erweckt.

So verwandeln sich bisweilen, mein Emanuel, die Schwächen, die uns entmuthigen, in kräftige Triebe, in eine unbesiegliche Begeisterung. Aber um die Kraft zu gewinnen, ohne welche man weder leben noch dulden kann, ist der Kampf unvermeidlich. Unser Uebermuth wäre zu groß, wenn wir niemals in einer weichlichen Sklaverei geseufzt, wenn wir nicht lange daran gearbeitet hätten, unsre Ketten zu brechen.

Nur in einer so erworbenen Freiheit finden wir endlich die vollkommene Ruhe. Der Adler bewegt seine Flügel nicht mehr, und schwebt majestätisch über den Gefilden, wenn er sich in die Unermeßlichkeit des Himmels geschwungen hat.

Du sagtest mir einst, daß die Einsamkeit eines Klosters oder

eine Einſiedelei mitten in den Wäldern von nun an einem Weſen angemeſſen wäre, über welches man nach deiner Anſicht das Leichentuch ausbreiten ſollte. Das ewige Stillſchweigen der Wüſte iſt mir eben ſo zuwider, als die Kloſterregel, welche alle Bewegungen beſtimmt. Ich lebe ein doppeltes Leben, ſeit du mich todt glaubſt. Selbſt meine Schwächen ſind nur ein kurzer Halt, nach welchem mein Flug ſchneller wird. Die belebende Luft der Gebirge und der Meere hat mir das Daſein zurückgegeben, welches in Eurer gelähmten Welt ausgelöſcht zu ſein ſchien.

Wenn ich mich von Euch allen losgeſagt habe, ſo geſchah es nicht aus Bedürfniß mich abzuſondern oder das menſchliche Geſchlecht zu fliehen, ſondern aus einem gebietriſchen Trieb, der mich zur That fortreißt, und ſich mit dem erkünſtelten Leben eurer Empfangzimmer nicht verſöhnen kann. Euer beſtändiges Treiben um Nichts, die vollſtändige Abweſenheit jeden ernſten Zweckes in dem langen Lauf Eures Lebens, machen das Denken und das Handeln unter Euch unmöglich. Das iſt hauptſächlich der Grund, der Alle die, welche einſehen, daß ihre Beſtimmung hienieden in der Hingebung an die hohen Intereſſen der großen Menſchenfamilie liegt, von dem losreißt, was ihr die Welt nennt. Denn wenn Ihr nicht aus der ganzen Menſchheit eine Heerde gedankenloſer Weſen macht, die bloß dazu taugen, ſich zu bewegen, getränkt zu werden und zu waiden, kann der Zweck des Daſeins nicht darin beſtehen, von einem Palaſt in den andern zu eilen, ſich mit einem Kleid zu ſchmücken, deſſen Form ſich alle Tage ändert, ſich für irgend eine wohlthätige Geſellſchaft in Bewegung zu ſetzen, die unter dem Schutz der Schönheit und der Eleganz ſteht, mehr oder weniger hochtönende Namen auf goldene Liſten zur Ehre der Armen eintragen zu laſſen, die man niemals unterſtützt; aus einem Boudoir, in welchem man alle Wollüſte des mahometaniſchen Paradieſes genoſſen hat, in einen Tempel zu gehen, dort Gebete herzumurmeln, während man den Fürſten der Kirche geſtattet, aus dem Chriſtenthum einen wahren Buddhismus zu machen, und

dann ſeine von den Wohlgerüchen des Weihrauchs berauſchte Seele unter dem Klang eintöniger Hymnen einſchlafen zu laſſen. Wäre es nicht beſſer, ſeine Seele mit der ganzen Kraft einer ſtarken Natur zum Ewigen zu erheben, den man heut zu Tage weder in den Säulenhallen der Kirche, noch in dem noch größeren und erhabeneren Tempel der Natur zu lieben verſteht?

Nein, es ſind nicht die, welche den Glanz der Sterne mit ihren Diamanten verdunkeln, noch ſind es die traurigen Einſiedler, welche ihre ſchwarzen Kutten in zu frühen Gräbern herumſchleppen, welche vor Gott und Menſchen auf ruhmvolle Unſterblichkeit, auf die Palme des Heils, dieſes Erbtheil der Kinder des Herrn Anſpruch machen können. Gehet, Ihr Glücklichen des Jahrhunderts, fahret fort, den Arbeiter, der für Eure Launen büßt, mit Thränen zu ſättigen; aber wiſſet, daß der, den Ihr mit Füßen tretet, ein Menſch iſt —, er kann ſich morgen in dem Stolz des Siegs wieder erheben, mit dem zwiefachen Heiligenſchein des Leidens und der Ergebung geſchmückt. Um ſeinen noch von ſeinen Thränen befeuchteten Pflug werden die Engel im Chore ſingen: „Selig diejenigen, die da weinen, denn ſie ſollen getröſtet werden*), „und die Würgengel werden mit donnernder Stimme antworten: „Der Reiche wird wie eine Blume des Graſes vergehen**).“

Stürzt die Becher Eurer Gelage um; ſchließt die Concerte Eurer Nächte, ermüdet Eure Füße in ſchmachtenden Tänzen nicht mehr. Kommt zum prächtigen Gaſtmahl der Natur, höret die ewigen Harmonien an, nehmt Theil an der Arbeit der Menſchheit. Ihr werdet neue Vergnügungen finden, ungekann-

---

*) *Μακάριοι οἱ πενθοῦντες· ὅτι αὐτοὶ παρακληθήσονται* (Matthäus 5, 4).

**) *Καυχάσθω δὲ ὁ ἀδελφὸς ὁ ταπεινὸς ἐν τῷ ὕψει αὐτοῦ, ὁ δὲ πλούσιος ἐν τῇ ταπεινώσει αὐτοῦ, ὅτι ὡς ἄνθος χόρτου παρελεύσεται* (Epiſtel St. Jakobi 1, 10).

tes Lächeln, aufrichtige Neigungen und Hoffnungen ohne Täuſchung. Waſcht die Schminke Eurer Wangen ab, reißt das Hermelin herunter, das ihr auf Euren Schultern ſchleppt, und Ihr werdet die Jugend und Friſche Eurer erſten Jahre in Euch wieder aufleben fühlen.

XXVI.

Heil ſei dem Mann, der Freiheit ehrt.
J. Gaudenz von Salis.

Als ich in die Kirche trat, ſtieg der Geiſtliche von den Stufen der ſchwerfälligen hölzernen Kanzel herab, und die Menge ſang: „Herr du erforſcheſt mich und kennſt mich*)."

Die nackten Mauern des byzantiniſchen Gebäudes wiederhallten von jenen Geſängen, deren Töne bis zu den Grüften gelangten, die ſich unter dem Chor ausbreiteten. Ich verbarg mich in einem dunkeln Winkel. An einen der maſſiven Pfeiler bei dem Altar angelehnt, vermiſchte ich meine Stimme mit der des Volkes.

Ich war im Großmünſter, das als ein ernſtes Bild der Vergangenheit erſcheint. Meine Seele erhob ſich zum Ewigen, und ich ward von Ehrfurcht gegen ſeine unbegreifliche Macht ergriffen. Welche Kraft gibt er nicht dem immer ſo ſchwachen Geſchöpf, weil es durch ſeinen Geiſt allein die am beſten vertheidigte bürgerliche Ordnung umgeſtalten, und das Verderbniß aufhalten kann, das ſeit Jahrhunderten ſelbſt mitten unter den Gewalten, welche die Menſchheit leiten, eingewurzelt iſt? That nicht in dieſem Tempel ſelbſt Zwingli ſolche Wunder? Sein Wort

*) 139 Pſalm.

flog bis zu den äußerſten Enden der Erde, und die Kraft deſſelben verſchaffte der Reform bei Millionen Menſchen den Sieg.

Im 16. Jahrhundert fand die Stimme der Reformatoren, welche ſich ſchon an der Pariſer Univerſität*) hatte hören laſſen, einen Wiederhall in den Thälern der Alpen. Die Schweiz, welche ſich Rom gegenüber immer ziemlich unabhängig gezeigt hatte, war unendlich beſſer als die andern Länder Europas auf die Reformation vorbereitet. Daher kann man auch nicht an der denkwürdigen Initiative zweifeln, welche ſie mitten in den Ländern deutſcher Zunge ausübte**). Ich weiß wohl, daß Sachſen gewöhnt iſt, die Initiative für ſich in Anſpruch zu nehmen. In ihrer Philoſophie der Geſchichte pflegen einige deutſche Denker das Land, das ſie bewohnen, zum Mittelpunkt der Menſchheit zu machen***), und die Reformation als eine weſentlich deutſche Bewegung darzuſtellen. Aber die Zahlen ſind hier bedeutſamer als alle Syſteme. Zwingli griff ſchon im Jahr 1516 zum erſtenmal den päpſtlichen Deſpotismus in der Kirche von Einſiedeln an. Leo X. aber ließ den Ablaß erſt 1517 verkünden, und bei dieſer Gelegenheit machte Luther ſeine berühmten Sätze bekannt. Doch hat die chronologiſche Frage hier nur eine untergeordnete Bedeutung. Viel wichtiger iſt es, nachzuweiſen, daß der wahre Charakter der Reform nur in Zürich und in Genf begriffen wurde. In der That konnte ihr Zweck nicht bloß darin beſtehen, die päpſtliche Herrſchaft zu ſtürzen;

*) Man ſehe in Merle d'Aubigné, „Histoire de la réformation“ höchſt intereſſante Mittheilungen über die Vorträge des Lefèvre d'Étaples an der Sorbonne, über ſeinen und ſeiner Freunde Einfluß. Dieſe Thatſachen ſind nur zu ſehr vergeſſen, und doch kann ihre Wichtigkeit nicht beſtritten werden.

**) Damals gehörte noch kein romaniſcher Kanton zur Eidgenoſſenſchaft.

***) So Hegel und Gervinus. Man kann übrigens auch einigen franzöſiſchen Philoſophen die nämlichen Uebertreibungen vorwerfen. S. Cousin, Introduction à l'histoire de la philosophie.

sie hatte vorzüglich die Aufgabe, dem Christenthum seine ganze demokratische Richtung wiederzugeben. Das haben die deutschen Reformatoren niemals begriffen. Die Aristokratie zog aus Allem Vortheil, was man dem katholischen Priesterthum entriß: dies waren die Folgen des unentschlossenen Charakters der Häupter der deutschen Reformation. Melanchthon war der wenigst entschiedene unter allen Menschen. Luther aber, der auf die Macht seines Worts viel zu sehr vertraute, beschäftigte sich niemals ernstlich mit der Befestigung seines Werks. Er begnügte sich zu sagen: „Ich bin ruhig geblieben, und habe das Wort durch die Welt gehen lassen. Während ich schlief und wir in Wittenberg mit Amsdorf und Melanchthon Bier tranken, hat dieses Wort, das ich gepredigt hatte, das Papstthum gestürzt, so daß nie weder Fürst noch Kaiser ihm so viel Uebles zugefügt hat. Ich habe Nichts gethan, das Wort hat Alles gethan."

Die Sorglosigkeit Luthers sollte ihre Früchte bringen. Sie sicherte den Sieg der katholischen Reaktion, die nach seinem Tode eintrat. Sobald Rom seine ungestüme Beredtsamkeit nicht mehr zu fürchten hatte, konnte es leicht einen Theil der Gegenden wieder erobern, die ihm entrissen worden waren*). In den Ländern, in denen es der Reform gelang, Widerstand zu leisten, blieb sie der übermüthigen Herrschaft der deutschen Aristokratie unterworfen, welcher es gelang, einen Theil ihrer Grundsätze mit Unfruchtbarkeit zu schlagen.

Luther hatte unglücklicher Weise alle Fehler des Volks, dem er angehörte. Er war sicherlich ein edles Herz und ein großer Geist. Er gab dem Wormser Reichstag glänzende Beweise eines unbesiegbaren Muths. Er war zudem von dem edlen Hasse der alten Deutschen gegen die römische Herrschaft durchdrungen, in welcher Gestalt diese auch erscheinen mochte, ob als politische oder religiöse. Aber die mystische Richtung des deutschen Geistes beherrschte ihn vollständig. Alle seine Thätigkeit war auf

*) Ranke, Fürsten und Völker im sechszehnten Jahrhundert.

die Räthsel des inneren Lebens gerichtet. Ich möchte noch hinzufügen, daß der klösterliche Zwang, unter dem er so viel gelitten hatte, in seiner Einbildungskraft eine Welt von Hirngespinsten zurückgelassen hatte. Er hatte wie Johanna Darc*), Franz von Assisi und Ignaz von Loyola häufige Erscheinungen**). Die Wissenschaft hat siegreich bewiesen, daß die höchsten Geister vor dieser traurigen Krankheit nicht sicher sind***). Sokrates und Pascal liefern den Beweis. Luther nahm die unsinnigsten sächsischen Legenden mit einer merkwürdigen Leichtgläubigkeit an†). Er bildete sich ein, mit dem Teufel theologische Unterredungen zu haben, in welchen, nebenbei gesagt, der verfallene Erzengel eine sehr mittelmäßige Logik zeigte. Die Kämpfe, welche der Reformator auf diese Weise gegen diese Gesichte führte, erschöpften seine Kräfte und seinen Muth. Mehr als einmal litt seine Gesundheit darunter. Während er sich diesen Qualen und diesen schmerzhaften Kämpfen überließ, bereitete Münzer den furchtbaren Bauernaufstand vor. Das demokratische Bewußtsein, dem Luther alle Anerkennung verweigerte, brach auf allen Seiten aus. Dies empörte ihn, und statt sich mit einer socialen Reform zu beschäftigen, deren Nothwendigkeit nur zu deutlich war, reizte er den Zorn des Adels gegen die unterdrückte Menge. Jeder Gedanke an eine politische Wiedergeburt ward in Strömen von Blut erstickt. Die Länder

---

*) S. de Carné, Jeanne Darc, in der Revue des deux mondes, 15. Jan. 1856. — Dieser Aufsatz zeigt, wie weit die römische Leichtgläubigkeit gehen kann. Man vergleiche damit Brière de Boismont, Des hallucinations.

**) Man sehe das eben angeführte treffliche Werk von Brière de Boismont und die Schriften der Doktoren Lélut, Esquirol, Calmeil, Leuret über diesen Gegenstand.

***) S. Lélut, Le démon de Socrate und l'Amulette de Pascal.

†) S. Michelet, Mémoires de Luther.

der deutſchen Zunge bedurften nicht bloß eines Theologen, ſie verlangten auch einen Bürger voll Feſtigkeit und Kraft. Zwingli entfaltete in ſeinem Vaterlande dieſen doppelten Charakter. Um die religiöſe und ſociale Aufgabe dieſes großen Mannes recht zu verſtehen, muß man ſich eine richtige Vorſtellung von dem Zuſtand der Schweiz zu jener Zeit machen. Diejenigen, welche ihn nicht mit etwelcher Sorgfalt ſtudirt haben, ſind gegen den berühmten Reformator ſehr ungerecht geweſen.

Im 14. Jahrhundert hatte der zu gleicher Zeit chriſtliche und patriotiſche Geiſt Helvetiens in ſeinem ganzen Glanze geſtrahlt. Dieſes Jahrhundert, welches auf dem Grütli mit dem patriotiſchen Schwur der Dreiunddreißig beginnt, endigt mit jener merkwürdigen Tagſatzung in Zürich, nach welcher der „Sempacherbrief" beſchworen wurde. Dieſe Uebereinkunft athmet die reinſten evangeliſchen Geſinnungen. Welche ruhmvolle Zeit iſt die von Morgarten, Laupen, Sempach und Näfels. Damals glänzten die Stauffacher, Erlach, Baſelwind, Gundoldingen*). Eintracht herrſchte unter den Eidgenoſſen, Hingebung war ihr Geſetz, ſie wußten Kraft mit Mäßigung zu verbinden. Eben ſo war auch ihr militäriſcher Ruf ohne Makel, denn ſie kämpften nicht, wie ſpäter, um Reichthümer oder Eroberungen, ſondern um die Erhaltung des Guts, das jeder edlen Seele am theuerſten ſein muß, um die Freiheit. Dieſe Tugenden waren um ſo bewundernswürdiger, als ſie nicht das Vorrecht einiger Individuen waren. Die Hauptperſonen in der Geſchichte der Schweiz, das ſind nicht, wie anderswo, Könige, Miniſter oder Kirchenfürſten; das Volk ſteht hier in erſter Linie. Von ihm kommen die großen Gedanken, die heldenmüthigen Opfer; es weiß ſich Schranken aufzulegen und zeigt ſich größer, als die verabſcheuungswürdigen Rathſchläge des Ehrgeizes und der Selbſtſucht.

*) Petermann Gundoldingen, Schultheiß von Luzern, befehligte bei Sempach die Kriegeſchaaren von Luzern und den Waldſtätten.

Drei Urſachen führten im Mittelalter durch ihre allmälige Entwicklung den Verfall der Eidgenoſſenſchaft herbei, die Eroberungen, der Söldnerdienſt und das Uebergewicht des ariſtokratiſchen Elements.

Kaiſer Sigismund, ein Feind des Hauſes Oeſtreich, derſelbe, den wir beim Conſtanzer Concilium haben kennen lernen, vermochte die Eidgenoſſen, dieſem Hauſe den Aargau zu entreißen. Der gute Erfolg dieſes Unternehmens ſchien den Ruhm, den ſie auf ſo viel Schlachtfeldern erworben hatten, noch zu vermehren. Aber indem dieſe Vergrößerung Uebermuth und Habſucht erweckte, brachte ſie der Schweiz zahlloſe Mißgeſchicke. „Das neue Jahrhundert“ *), ſagt Gelzer, hat mit Eroberungen und Bürgerkriegen begonnen, es wird mit Söldnerkriegen endigen.“ — „Der Aargauer Krieg“, ſagt J. v. Müller, „befleckt die alte Unſchuld der urſprünglichen Eidgenoſſenſchaft, indem er den Grundſatz der republikaniſchen Gleichheit mit Füßen tritt.“ Statt die durch ihre Waffen unterworfenen Volksſtämme der Wohlthat, deren ſie ſich ſelbſt erfreuten, theilhaftig zu machen, nahmen die Schweizer in den eroberten Ländern die Stelle der frühern Herrſcher ein und zeigten ſich gegen ihre neuen Unterthanen eben ſo hart, als jene. Dieſe Einrichtung, welche für den Aargau eingeführt wurde **), wurde ſpäter im Livinenthal durchgeführt, welches die Urner dem Herzog von Mailand abgenommen hatten ***), und eben ſo im Thurgau, das dem Hauſe Oeſtreich entriſſen wurde †).

*) Das fünfzehnte.

**) Der Aargau iſt im Jahr 1798 von den Franzoſen von der bisherigen Herrſchaft befreit worden.

***) Dieſes Thal bildet jetzt einen Theil des Kantons Teſſin. „Es war“, ſagt Bädeker in der „Schweiz“, „von Landvögten willkürlich und tyranniſch verwaltet — die Franzoſen machten dieſer Ordnung der Dinge ein Ende.“

†) Der Thurgau, der ſeine Freiheit Frankreich verdankt, iſt jetzt ein Kanton der Eidgenoſſenſchaft.

Weit entfernt, daß dieſer einer tyranniſchen und willkürlichen Herrſchaft unterworfenen Länder*) der Eidgenoſſenſchaft neue Kraft gegeben hätten, brachten ſie ihr beſtändig Elemente von Unzufriedenheit und Aufruhr.

Habſucht war die erſte Urſache dieſer Eroberungen, denn die bedrückende Verwaltung der Unterthanenländer bereicherte die Landvögte. Der Gelddurſt, dem ſie ihren Urſprung verdankten, mußte die Leidenſchaft für Söldnerkriege herbeiführen, die größte Plage, mit welcher der Zorn des Himmels die Schweiz jemals heimgeſucht hat.

Die Siege der Schweizer ſetzten bald ganz Europa in Erſtaunen und verſchafften ihnen einen großen Kriegsruhm. Die Könige und Fürſten wünſchten von nun an, einige dieſer muthigen Soldaten in ihrem Dienſt zu haben, welche der mächtigſten Ariſtokratie Europa's widerſtanden. Der Adel der Städte und des Landes benutzten dieſe Geſinnungen, um ſich eine neue Quelle des Reichthums zu eröffnen. Er reizte die Habſucht der jungen Männer und wußte ihren Hang zu Krieg und zu Abenteuern geſchickt zu benutzen. Aber da aus dieſen vereinzelten Verbindungen eine Menge Mißbräuche erwuchs, hielten es die Kantone für angemeſſen, mit den Fürſten für die Bildung ſchweizeriſcher Regimenter Verträge abzuſchließen, in Folge welcher dieſe von Offizieren aus ihrem Volke befehligt werden ſollten, damit jede Regierung ihre Unthanen auch im Auslande beſchützen könne. Der erſte Vertrag dieſer Art wurde zwiſchen Frankreich und Luzern in den Jahren 1479 und 1480 unterzeichnet. Im Jahr 1491 wollte Oeſtreich ebenfalls Schweizer unter ſeinen Fahnen haben, und ſein Beiſpeil wurde von den Italieniſchen Fürſten und dem Papſte nachgeahmt.

Die franzöſiſchen Könige, welche die Eidgenoſſenſchaft nicht hatten beſiegen können, fanden in dem Söldnerdienſt ein Mittel,

*) Die Zahl derſelben nahm mit der Zeit zu. So eroberte Bern im 16. Jahrhundert das Waadtland, welches ſpäter frei geworden iſt.

die Schweiz zu ſchwächen, ſie den Laſtern der monarchiſchen Länder zu überliefern, und die Kraft der republikaniſchen Grundſätze zu vernichten, deſſen Verbreitung ſie vor allen Dingen fürchten. Oft blieben die Felder unbebaut, weil die, welche ſie pflügen ſollten*), die Zügelloſigkeit der Lager dieſen mühſamen Arbeiten vorgezogen hatten. Wenn ſie in ihr Geburtsland zurückkamen, brachten ſie Gewohnheiten und Anſichten mit, die den Siegern am Donnerbühl, bei Laupen und Näfels unbekannt geweſen waren. Wenn die Bauern auf dieſe Weiſe die Tugenden und das arbeitſame Leben ihrer Väter verachten lernten, wurden die Söhne der Adelichen und der Beamten gierig nach Titeln und leeren Auszeichnungen, welche ihnen den Glauben einflößten, als hätten ſie andere Rechte, als die Kinder des gemeinſamen Vaterlandes. Nachdem ſie ſich im Ausland bereichert hatten, gewannen ſie in ihrer Heimat einen Einfluß, deſſen ſie ſich zur Unterdrückung ihrer Mitbürger bedienten.

Die verderbliche Umwandlung der alten Sitten der Schweiz, von der wir einen Begriff zu geben geſucht haben, mußte das ariſtokratiſche Syſtem allmälig an die Stelle der demokratiſchen Staatsform bringen, welche der Schweiz ſo viele Tage des Ruhms und des Friedens gegeben hatte. Das 15. Jahrhundert birgt ſchon den Keim zum Patriciat, das ſich am 16. entwickeln und im 17. ſeinen Höhepunkt erreichen wird. Es iſt nicht ſchwer, ſchon in den erſten Jahren des 15. Jahrhunderts in den Städten eine entſchiedene Neigung zu bemerken, den Gemeindeverſammlungen die Beſprechung der öffentlichen Angelegenheiten zu entreißen. Einige leidenſchaftliche Beſchlüſſe, welche von ſtürmiſchen Verſammlungen gefaßt worden waren, begünſtigten jene Beſtrebungen. In Zürich nahm die Regierung die gräßliche Verfolgung, welche die Bürger gegen die Juden ausübten, zum Vorwand, um den Beſchluß zu faſſen, nur die wichtigſten An-

*) Wie es Rudolf von Erlach that, der ein eben ſo fleißiger Landmann als muthiger Krieger war.

gelegenheiten, d. h. die Entſcheidung über Krieg und Frieden und die Wahl gewiſſer Beamten vor die Gemeinde zu bringen. Man blieb nicht dabei ſtehen, und die Verachtung, welche man gegen die Rechte des Volkes zeigte, trug weſentlich zum Aufſtand von 1513 bei. In einigen Kantonen nahmen die Mitglieder des Kleinen Rathes keinen Anſtand, ſich den hochtrabenden Titel „Gnädige Herren" beizulegen. Im 15. Jahrhundert entwarf Kiſtler, der Schultheiß geworden war, im Großen Rath von Bern ein intereſſantes Gemälde der Anſprüche, welche „Ihre Excellenzen" machten. — „Mancher, der erſt ſeit drei Tagen Bürger iſt", ſagte er, „hat für die Stadt mehr gethan, als jene Adelichen, die ſich heute ihrer Wohlthaten rühmen. Ich gebe wohl zu, daß Bern ihren Vorältern verpflichtet iſt, aber was dieſe der Stadt einſt gegeben haben, verſtehen dieſe nur zu gut, ihr wieder zu nehmen; und ſind ſie nicht bereit, die Gerechtſame und Freiheiten der Stadt zu ſchmälern, aus Furcht, ihren Glanz ſich verringern zu ſehen? Lange hat man nicht gewagt, ſie deshalb anzugreifen. Und weil jetzt ein Mann Mitglied des Berner Obergerichtes iſt, der den Muth hat, ſeine Pflicht zu erfüllen, und weil dieſer Mann in den Räthen Anklang findet, zürnen dieſe ſchlauen Herren und laſſen Drohungen hören. Aber macht was ihr wollt, ich habe meinem Eid gemäß für das Intereſſe und die Ehre der Stadt gehandelt, und ich will bis zum Tod ausharren."

Der Mann, der beſtimmt war, die Reaktion gegen die Mißbräuche zu beginnen, welche die ariſtokratiſche Regierung in der Schweiz eingeführt hatte, wurde unter den Gebirgsbewohnern geboren, die die alte Thatkraft des ſchweizeriſchen Bluts bewahrt hatten. Im Süden des Kloſters St. Gallen erſtreckt ſich eine ungefähr zwölf Stunden lange Landſchaft, die man das Toggenburg nennt. Sie iſt im Norden und Süden von Gebirgen eingeſchloſſen, aber öffnet ſich gegen Morgen den wohlthätigen Strahlen der Sonne. Von dort reicht der Blick bis zu den Tiroler Alpen. In dieſer Landſchaft liegt 2000 Fuß über dem

Zürcher See das Dorf Wildhaus, welches noch 1710 zu Rhätien gehörte. Das Gebiet der romaniſchen Sprache erſtreckte ſich bis hieher; die Bevölkerung gehörte dann zum reinſten lateiniſchen Stamm. Dieſer große Stamm, der Arnold von Breſcia, Savonarola, Lefevre, Calvin und Favel hervorgebracht hat, kann denn auch den Ruhm in Anſpruch nehmen, den berühmten Mann erzeugt zu haben, der die Reformation in den Ländern deutſcher Zunge begonnen hat. Zum Dorf Wildhaus gehören zwei Weiler, Liſighaus und Schönenboden. Eine Viertelſtunde von Liſighaus, da wo die Früchte der Erde gedeihen, wo nur noch Alpenpflanzen den Boden bedecken, ſieht man noch eine einzeln ſtehende Hütte aus geſchwärzten Holzſtämmen, welche ſeit mehr denn drei Jahrhunderten der Zeit getrotzt haben*). Die Mauern ſind dünn, die Fenſter haben kleine runde Scheiben und das Dach iſt wegen der Heftigkeit des Windes auf dieſer Höhe mit Steinen beladen. Vor der Hütte entſpringt eine kryſtallhelle Quelle. Dort wurde Ulrich Zwingli am 1. Januar 1484 geboren, ſieben Wochen nach dem Tage, wo die Frau eines ſächſiſchen Bergmanns Martin Luther gebar.

Der junge Ulrich wuchs am Fuße dieſer Felſen auf, welche unſterblich ſcheinen. „Ich habe oft gedacht", ſagt ſein Biograph, „daß er in der Nähe des Himmels auf dieſen erhabenen Höhen etwas Himmliſches und Göttliches annahm" **). Das Kind war voll Kraft und Geſundheit, er hatte den thätigen und durchdringenden Verſtand der Bergbewohner, die Rauhigkeit der Toggenburger und hatte, wie ſie, ſeine Freude an Laute und Geſängen. In den langen Abenden hörte Ulrich begierig auf die Erzählungen der Alten. Er hörte, daß ein hartes Joch ehemals auf dem Thale gelaſtet habe, und daß es ſeine Unabhängigkeit dem Bunde mit den Eidgenoſſen verdanke. Dieſe langen Un-

*) J. F. Hottinger gibt in ſeinem „Ulrich Zwingli" eine Anſicht von dem Innern dieſer Hütte.

**) Oswald Myconius, Vita Zwingli.

terhaltungen lehrten ihn das Vaterland lieben. Niemand konnte in seiner Gegenwart ein für die Eidgenossen ungünstiges Wort aussprechen, ohne daß er sich erhoben hätte, um sie zu vertheidigen*). Diese Lebhaftigkeit des Charakters verband sich sehr gut mit der Neigung zu ernsten Gegenständen. Zu den Füßen seiner Großmutter sitzend, hörte er Stunden lang die schönen biblischen Geschichten an, die sie ihm erzählte. Biederkeit war der Hauptzug seines Charakters. Er zeigte frühzeitig jenen Abscheu vor der Lüge, der ihn hinderte, den Trügereien der römischen Kirche die Hände zu bieten. Er erzählte später, daß zu der Zeit, da er nachzudenken anfing, dieses Laster ihm strafbarer erschien, als der Diebstahl, „denn", sagte er, „die Wahrhaftigkeit ist die Mutter aller Tugenden". Zwingli blieb dieser edlen Anschauungsweise des Lebens immer getreu. Er war in der Religion wie in der Politik aufrichtig und bieder. Niemand hatte ein so großes Vertrauen auf die Macht der Wahrheit. Wenn man es für möglich hielt, ihm irgend eine Schwachheit vorzuwerfen, nahm er nie seine Zuflucht zu heuchlerischen Entschuldigungen; niemals suchte er sein Leben in ein glänzenderes Licht zu stellen, um die Achtung der Menschen zu fesseln**) und sich eine hohe Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft zu erwerben. Wie selten ist dieser biedere Sinn, selbst bei den bedeutendsten Männern!

Da der junge Ulrich seit seiner Kindheit großes Talent gezeigt hatte, brachte man ihn auf das Theodorscollegium nach Basel***). Er machte dort solche Fortschritte, daß seine Eltern

*) Johann Melchior Schuler, U. Zwingli — Geschichte seiner Bildung zum Reformator des Vaterlandes, S. 91.

**) Es bedarf keines andern Beweises, als seines Briefes an den Domherrn Uttinger, als es sich darum handelte, ihn nach Zürich zu berufen.

***) Bei dieser Gelegenheit gibt J. J. Hottinger in seinem „Ulrich Zwingli" die interessantesten Notizen über die Schulen und die Studenten dieser Zeit.

sich entschlossen, ihn nach Bern zu schicken, wo Heinrich Wölfli (Lupulus) eine berühmte Schule leitete. Zwingli zeigte in dieser Schule die Liebe zum Alterthume, die er stets und selbst dann bewahrte, als er sich mit dem größten Eifer den theologischen Studien hingab. Ein außerordentliches Ereigniß, welches unter seinen Augen vorging, fing an, ihm auch eine große Abneigung gegen die Mönche einzuflößen, welche zu jener Zeit auf die ärgerlichste Weise die Leichtgläubigkeit der durch eine entartete Kirche herabgewürdigten Massen ausbeuteten.

Zu dieser Zeit wurde nämlich die unbefleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau, welche im Jahr 1855 zum Glaubensartikel der römischen Kirche geworden ist, nur noch von den Franziskanern behauptet, den unwissendsten unter allen Mönchen.

Man kann von der Schnelligkeit urtheilen, mit welcher sich die Dogmen im Schooß des Katholizismus bilden, wenn man mit diesem Zustand der Dinge folgende Thatsachen vergleicht, welche im „Journal des Débats" und im „Observateur catholique" berichtet werden. „Der Pater B. Morgaez, ein Dominikaner, Doctor und ehemaliger Professor der Theologie auf der Universität Alcala, ein sechs und sechszigjähriger Greis, ist den Gegnern beigetreten, welche die Verkündigung des neuen Dogmas von der unbefleckten Empfängniß in der katholischen Christenheit gefunden hat. Die Erlaubniß benutzend, welche ihm die Gesetze seines Vaterlandes gewähren, hat er seine Ansicht über diesen Gegenstand in einem Buche niedergelegt, dessen Druck von dem Statthalter der Provinz erlaubt worden war. Kaum war aber dieses Buch erschienen, als der nämliche Statthalter unter dem Einfluß der Geistlichkeit die ganze Auflage in Beschlag nehmen und den Verkauf untersagen ließ. Der Vikar von Toledo befahl, den Verfasser gerichtlich zu verfolgen und unterwarf die Prüfung des Buches den Synodalcensoren. Noch vor dem Urtheil war der Pater Morgaez auf Befehl des Vikars eingesperrt worden; man hatte ihm jede geistliche Handlung untersagt und ihn unter die Wache und Leitung eines Jesuiten gestellt.

Dieſe ſtrengen Maßregeln wurden gegen einen Greis ergriffen, der ſeit vier Jahren an Lähmung litt, welche durch die Kälte und die Feuchtigkeit ſeiner Zelle noch verſchlimmert wurde. Der Vater Morgaez bat, man möchte ihn in ein Spital bringen, um dort die ſeiner Geſundheit nöthige Pflege zu erhalten; der apoſtoliſche Vikar hat nicht einmal auf dieſes Geſuch geantwortet. — Die Synodalrichter haben ſich noch nicht ausgeſprochen, es iſt noch kein Urtheil erfolgt, es iſt kein Spruch gefällt worden. Der Vater Morgaez hat ſich an den Miniſter der Juſtiz gewendet; er hat gegen die ihm zugefügte Gewalt um Hülfe gebeten, er hat ſeine Klage ſelbſt bis zu den Cortes gelangen laſſen*); bis jetzt ſcheinen ſeine Vorſtellungen noch kein Gehör gefunden zu haben" **).

Die Dominikaner des 16. Jahrhunderts waren für das von Pius I. fabrizirte Dogma***) nicht günſtiger geſtimmt, als der Vater Morgaez. An Geiſt, aber nicht an Tugend den Schülern des heiligen Franz von Aſſiſi überlegen, erdachten ſie ein ſinnreiches Mittel, welches ſie für geeignet hielten, ſie beim Volke beliebt zu machen und zu gleicher Zeit die Begeiſterung ihrer Gegner in Verruf zu bringen. Ein weißes Geſpenſt erſchien einem ihrer Novizen im Kloſter zu Bern, Namens Johann Jetzer. „Ich bin", ſagte der Geiſt, „eine dem Fegfeuer ent-

*) In einem dem römiſchen Prieſterthum unterworfenen Land ſind alle politiſchen Freiheiten nur Täuſchungen. Die Geiſtlichkeit findet das Geheimniß, ſie in der Praxis durch ſeinen Einfluß ohne Gleichen zu vernichten.

**) Journal des Débats vom 28. Februar 1856. — In dem nämlichen von F. Camus unterzeichneten Artikel erinnert man daran, daß ein böhmiſcher Mönch, Bruder Brodzinsky, lange in einer Irrenanſtalt eingeſperrt worden war, weil er ſich zum Proteſtantismus bekannt hatte.

***) Wer dieſes Wort zu ſtreng findet, kann die Schrift von G. Poinsot, „Réfutation du dogme de l'immaculée conception" (Bruxelles 1855) vergleichen.

ſprungene Seele". Bei einer zweiten Erſcheinung ſagte das von zwei andern Geiſtern begleitete Geſpenſt zum Novizen: „Scot, der die Lehre der Franziskaner über die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau erfunden hat*), befindet ſich unter denen, welche mit mir ſo ſchwere Qualen erdulden." Dieſe Nachricht ſtürzte die Franziskaner und ihre Anhänger in Beſtürzung. Der Eindruck war um ſo tiefer, als die Seele einen Beſuch der Jungfrau ſelbſt angekündigt hatte. In der That erſchien die Mutter Chriſti, welche in dem Frankreich **) und Italien des 19. Jahrhunderts***) und ſelbſt in der Schweiz†) ſo viele ſeltſame Wunder verrichten ſollte, die Madonna von La Salette, von Rimini und von Foſſombrone, am angegebenen Tage in der Zelle des Bruders Jetzer. Sie gab ihm drei Thränen Chriſti, drei Tropfen ſeines Blutes, ein Crucifix und einen an den damaligen Papſt, den kriegeriſchen Julius II. gerichteten Brief, indem ſie ſagte, er ſei von Gott auserwählt, um das Feſt ihrer vorgeblichen unbefleckten Empfängniß abzuſchaffen. Aber dies war noch nicht genug. Die Wundenmale des heiligen Franz von Aſſiſi waren eine der Urſachen der Volksthümlichkeit der Franziskaner††). Die Dominikaner wollten nun auch ein Mit-

*) Johannes Duns Scot, mit dem Beinamen „der ſcharfſinnige Doctor," aus dem Orden der Franziskaner, wurde von dieſen dem Thomas von Aquino vorgezogen, der das Orakel der Dominikaner war, und „der evangeliſche Doctor" genannt wurde.

**) Man ſehe den Abbé Lemonnier, „Le pélérinage à la Salette." 8. Ausgabe. — Solche in ſo viel Exemplaren verbreitete Ueberſpanntheiten zeigen, wie tief die unteren Schichten des franzöſiſchen Volkes ſtehen.

***) Wer hat nicht von den Augenverdrehungen der Mutter Gottes von Rimini und von Foſſombrone gehört?

†) In Einſiedeln, wo Franziska Pettiot wunderbar geheilt worden iſt.

††) Wir verweiſen für dieſen intereſſanten Gegenſtand auf den gelehrten und geiſtreichen Artikel über Wundenmaale und Verzückungen von Alfred Maury in der Revue des Deux Mondes.

glied ihres Ordens haben, das die Maale der Wunden Christi an sich trage. Die Erscheinung machte dann dem Bruder Jetzer die fünf Wunden, welche den Ruhm des „Seraphs von Assisi" gegründet hatten. Als er diese besondere Gunst des Himmels erhalten hatte, stellte man ihn in einen mit Gemälden angefüllten Saal, welche die verschiedenen Scenen der Leidensgeschichte darstellten. Bald wurde das Volk eingelassen, um den mit den Wunden gesegneten Franziskaner zu beschauen. Durch Fasten und die erduldeten Leiden in Ueberspannung versetzt, streckte der Bruder die Arme aus, neigte den Kopf, und ahmte mit Einem Worte alle Stellungen eines Gekreuzigten nach. Von der Kanzel herab priesen die Dominikaner ihr Wunder, wie wir in unsern Tagen die katholischen Zeitungen über die Augenverdrehungen der Madonna von Rimini in Begeisterung haben gerathen sehen*). Die Leichtgläubigkeit war zu jener Zeit noch so groß, daß der Lehrer Zwinglis, der gelehrte Wölfli, nicht weniger von Bewunderung erfüllt war, als viele andere ausgezeichnete Männer. Hat nicht der Graf von Montalembert, der einen nicht gewöhnlichen Geist besitzt, mitten im 19. Jahrhundert die seltsamen Wunder der heiligen Elisabeth in einem Leben dieser Heiligen vertheidigt, dessen Ausgaben nicht mehr zu zählen sind? Darf man sich nach solchen Beispielen wundern, wenn wir einen unbekannten Katholiken in dem Leben der heiligen Rosa von Lima erzählen hören, wie Rosa, welche die Katharina von Siena, „jene seraphische Geliebte des Heilands" nachahmen wollte, aus ihren Handschuhen, welche man sie

*) Man wird in dem „Correspondent," dem wenigst leichtgläubigen unter allen katholischen Zeitungen einen seltsamen Artikel über die Madonnen finden, welche die Augen verdreht haben. Das ist das Lieblingswunder der Italiener. Littré in seinem Artikel: „Von den Klopfgeistern" (Revue des Deux Mondes, 15. Febr. 1856) führt noch viele andere Beispiele von Thatsachen an, welche von Versammlungen von Verzückten beglaubigt worden sind.

gegen den Willen Gottes zu tragen zwingen wollte, das Feuer des Himmels ausströmen sah; wie sie den himmlischen Heerschaaren Befehle gab; wie sie ihren Schutzengel schickte, um ihre Aufträge zu vollziehen u. s. w.*)?

Wenn solche Schriften in unsern Tagen in den katholischen Ländern, welche die orientalische Kirche unausgesetzt der Leichtgläubigkeit, des Aberglaubens und Fanatismus anklagen, einen so übermäßigen Beifall finden, ist es dann zu verwundern, daß das Wunder der Dominikaner auf die Berner des 16. Jahrhunderts einen so großen Eindruck machte? Zum Unglück für die Mönche spielte Jetzer die eckelhafte, vom Trug seiner Beschützer erfundene Komödie in guten Treuen. Bei einer der Erscheinungen Marias, die ihn so glücklich machten, glaubte er die Stimme seines Beichtvaters zu erkennen. Sein Verdacht wurde bei einer neuen Erscheinung zur Gewißheit. „Diesmal ist es der Prior" rief Jetzer aus und stürzte sich mit seinem Messer auf die vorgebliche Jungfrau. Die Heilige warf ihm eine zinnerne Schüssel an den Kopf und verschwand.

Die Dominikaner erschracken über die Wendung, welche diese Sache nahm, die ihnen Anfangs so viel Freude gemacht hatte. Sie versuchten umsonst, den armen Jetzer zur Seite zu schaffen. Der Papst, welcher den durch das Aergerniß verursachten Eindruck schwächen zu müssen glaubte, ließ die Schuldigen durch seinen Legaten in der Schweiz und die Bischöfe von Lausanne und Sitten richten. Vier Dominikaner wurden am 1. Mai 1509 zu Bern lebendig verbrannt**).

---

*) Wir verweisen auf das Werk selbst, eines der merkwürdigsten in der abenteuerlichen katholischen Literatur des 19. Jahrhunderts, welches die Baader, de Mirville, Gougenot de Mousseaur, Clemens Brentano, Rohrbacher, Veuillot, Görres, Martinet u. A. m. hervorgebracht hat. — Das „Leben der heiligen Rosa von Lima" ist in Avignon erschienen.

**) S. Ruchat, „Histoire de la réformation de la Suisse,"

So waren die Klöſter im 16. Jahrhundert. So waren dieſe friedlichen und poetiſchen Zufluchtsſtätten, welche unkluge Träume noch jetzt zu preiſen wagen! Ein geiſtreicher Erzähler entwirft in einer Zeitſchrift ein Gemälde derſelben; es freut uns, es den eben gegebenen Mittheilungen entgegenſtellen zu können. Nichts iſt geeigneter, den Werth gewiſſer Klaglieder zu bezeichnen. „Sage, was du willſt, ich liebe die Mönche. Ich liebe und verehre jene alte klöſterliche Geſellſchaft, wie ich ſie mir denke*), die ſich unter den unglücklichen und beſiegten Stämmen ergänzte, die allein mitten in einer barbariſchen Welt Geſchmack an den Vergnügungen des Geiſtes bewahrte**), welche jedem Geiſt, der ſelbſt unter dem Sklavenvolk einen Funken Talents zeigte***) zu einer ſolchen Zeit eine Zufluchtsſtätte, und zwar die einzig mögliche eröffnete. Wie viele Dichter, Gelehrte, Künſtler, ungenannte Erfinder haben während zehn Jahrhunderten jenes mit heiliger Scheu verehrte Aſylrecht†)

---

am Ende des erſten Bandes. — Wirz, helvetiſche Kirchen-Geſchichte 3, 387. — Merle d'Aubigné, Histoire de la réformation, T. II. — Man findet eine große Anzahl Schriftſteller, welche dieſen Gegenſtand behandelt haben, bei Haller, Bibliothek der Schweizer Geſchichte Bd. 3, angeführt.

*) Man ſehe weiter unten die Geſchichte des Kloſters von Interlacken, nicht ſo, wie ſie ſich Veuillot in ſeinen „Wallfahrten in die Schweiz" vorſtellen mag, ſondern nach gleichzeitigen Urkunden.

**) Man ſehe in der „Nachahmung Chriſti" den gegen dieſe Vergnügungen geſchleuderten Fluch, die als ein verderblicher Hochmuth bezeichnet werden.

***) Die Regierung der Aebte war, ſagt man, beſſer als die der Lehensherren, dies iſt ein ſehr beſcheidenes Lob der Klöſter!

†) War es nicht in einem dieſer ſeligen Aſyle, daß ein Theologe, wie Gotescalk, von den Benediktinern mit Ruthen geſchlagen und in das Gefängniß geworfen wurde? — daß ein Gelehrter wie Roger Baco beinahe ſein ganzes Leben als ein Zauberer in den Kerkern der Franziskaner zubrachte? — daß ein Philoſoph wie Canapenella mehreremal

segnen müssen, das sie dem erdrückenden Elend und dem thierischen Leben der Scholle entrissen hatte, u. s. w. Daß sich die Klöster später von diesen edlen und strengen Ueberlieferungen entfernt haben, daß sie von Fall zu Fall bis zu den Fredons und dem Gewissensrath des Panurg entartet sind, so ist dies freilich möglich." Dieses letzte Zugeständniß muß denen, welche den geringsten Begriff von der Geschichte der Klöster haben, lustig erscheinen. Glaubt man wirklich, daß dieses Idealisiren gefahrlos sei? daß es nicht zur geistigen Erstarrung beiträgt, welche der Charakter so vieler übrigens ausgezeichneten Geister zu sein scheint? Der bequeme Optimismus, zu dem sie sich bekennen, wenn es sich um die Gewalten handelt, die den Fortschritt der Menschheit aufhalten, entbindet sie von der Nothwendigkeit, einen männlichen Krieg gegen dieselben zu führen. Mit Hülfe dieser Methode spricht man tagtäglich mit einer strafwürdigen Nachsicht von der Tyrannei des „heiligen Vaters;" mit ihrer Hülfe bedeckt man mit einem dienstfertigen Schleier alle Gewaltthätigkeiten der Priesterkaste, deren wahrhaft furchtbaren Einfluß man fürchtet*).

Was wir von dem Charakter und der Politik der Dominikaner gesagt haben, beweist, wie glücklich Zwingli war, ihren

---

auf die Folter gespannt und 27 Jahre lang bei den Franziskanern in enger Haft gehalten wurde? — Ich habe drei Beispiele von verschiedenen Studien in den großen Mönchsorden des Mittelalters in drei entfernten Zeiträumen, im 9., 13. und 16. Jahrhundert gewählt. Jetzt möge man noch das der Wissenschaft in den Klöstern gegebene Asylrecht rühmen! Ja man beschützte diejenigen, welche durch ihre Talente ihrem Orden, der Priesterkaste dienten; aber wenn man ein „Gelehrter" oder „Erfinder" werden wollte, wurde man in die unterirdischen Kerker der Klöster geworfen.

*) Einige Zahlen, die wir in dem Turiner Blatt „Il Piemonte" finden, werden die vorgebliche Milde der Geistlichen und Klöster in ihr wahres Licht stellen.

feigen Anwerbungen zu entgehen. Die Talente, welche er ſchon während ſeines Berner Aufenthalts zeigte, waren dem Scharfblick dieſer Mönche nicht verborgen geblieben. Sie hatten alle

---

Zahl der von der päpſtlichen Regierung eingekerkerten Bürger:

1850	10,436
1851	11,276
1852	11,767
1853	12,053
1854	13,006

Im Fort Urbano waren am 31. Dez. 1855 eingeſperrt:

Von der „Sacra consulta“	Verurtheilte	27
Von den gewöhnlichen Gerichten	„	337
Von den Kriegsgerichten	„	191
Von den biſchöflichen Gerichten	„	7
Angeklagte, den Gerichten zur Verfügung geſtellt		2
Proviſoriſch verhaftet		1
Aus Vorſichtsmaßregeln verhaftet		124

Im dieſer letzten Klaſſe finden ſich Mehrere, die ſeit 3, 4 und 5 Jahren im Gefängniß ſchmachten, ohne daß ihr Prozeß auch nur angefangen worden wäre.

Hinrichtungen:

In der einzigen Stadt Bologna, welche von Prieſtern verwaltet wird, haben die Kriegsgerichte 178 Perſonen erſchießen laſſen. In Ferrara, Lugo, Imola, Farma, Sinigaglia und Ancona haben die Hinrichtungen ebenfalls eine ungeheure Zahl erreicht.

Man darf nicht vergeſſen, daß außer den Gefangenen und den auf das Schaffot geſchickten Verurtheilten noch zu erwähnen ſind

1) Die zu öffentlichen Stockſchlägen Verurtheilten, deren Namen in den Regierungsblättern bekannt gemacht worden;

2) die in den Gefängniſſen zu Stockſchlägen Verurtheilten, deren Anzahl unbekannt iſt;

3) diejenigen, welche Verweiſe erhalten haben, deren Zahl 20,000 überſteigt;

4) Die Geächteten, die Verbannten, deren Zahl der Polizeiminiſter ſelbſt nicht kennt.

möglichen Anstrengungen gemacht, um ihn in ihren Orden zu ziehen. Aber der Mann, dem die Lüge einen unwillkürlichen Abscheu einflößte, war nicht geschaffen, um an den verbrecherischen Betrügereien der Mönche Theil zu nehmen.

Er setzte seine Studien in Wien und in Basel fort, wo er Meister der freien Künste ward. Die noch sehr beliebte scholastische Theologie mißfiel ihm außerordentlich. „Das ist Zeitverlust," sagte er. Der gelehrte Thomas Wittenbach, der damals nach Basel kam, vermehrte noch seinen Widerwillen. „Der Augenblick ist nicht entfernt," sagte er, „wo die scholastische Theologie weggeworfen und die frühere Lehre der Kirche wieder hergestellt wird*). Zwinglis Herz nahm diese Hoffnungen mit Begierde auf**).

XXVII.

Ward er verfolgt mit That und Wort,
So griff er nach der Bibel.

J. M. Usteri.

Als der Pfarrer von Glarus starb, beriefen die Bergbewohner den jungen Theologen, von dessen Ruf sie hatten sprechen hören, zum Pfarrer in ihrem Flecken. Zwingli entfaltete in dieser neuen Stellung seine gewöhnliche Thätigkeit, ob er sich gleich oft von der Verschwendung und den lockeren Ansichten seines Zeitalters hinreißen ließ. Als Römischer Priester war er, was die andern Priester rings um ihn zu jenen Zeiten

*) „Et doctrinam Ecclesiæ velerem — — instauri oporteat". Gualterius, Misc. Tig. III, 102.

**) Leo Juda, Præf. ad Annotatt. Zwinglii in N. T.

waren*), wo die evangelische Lehre sein Herz noch nicht umgestaltet hatte**).

Während Zwingli unter der kriegerischen Bevölkerung von Glarus wohnte, gewann er die Ueberzeugung, daß der Söldnerdienst eines der größten Verderben der Schweiz sei. Dieser Gedanke gab ihm im Jahr 1510 ein Gedicht „das Labyrinth" ein. In dieser Allegorie ist der fremde Dienst der Minotaurus, der die Söhne der Eidgenossenschaft verschlingt. „Jetzt irren die Menschen in einem Labyrinth," ruft der Dichter aus; aber da sie ohne Faden sind, können sie nicht wieder zum Lichte kommen. Nirgends findet man mehr die Nachahmung Christi. Einem wenig Ruhm zu lieb setzen wir unser Leben auf's Spiel, quälen unsern Nächsten, laufen zu Zänkereien, in Kriege und Schlachten. — Es ist, als ob die Furien aus dem Abgrund der Hölle gekommen wären.

„Das wir die höllschen Wärterin'n
Mögend denken albrochen syn."

Ein muthiger Mann eilt seinem Vaterlande zu Hülfe. Es ist Theseus, der das Ungeheuer erschlägt. Kann man daran zweifeln, daß Zwingli an seine Wünsche für die Schweiz dachte, als er das Bild des rettenden Helden entwarf?

Im Jahr 1512 ging Zwingli mit den andern Eidgenossen über die Alpen, um den Papst gegen die Franzosen zu vertheidigen. Er begleitete seine Pfarrkinder als Feldprediger der Glarnerischen Schaar. Die Schweizer wurden in Italien von den Priestern und Mönchen mit Begeisterung empfangen; man nannte sie das Volk Gottes, und der römische Bischof ertheilte

---

*) Später gestand er aufrichtig diese Schwachheiten seiner Jugend. S. J. J. Hottingers „Ulrich Zwingli." — Hottinger vergleicht diese Jahre mit dem ersten Auftreten der heil. Augustinus und Hieronymus.

**) Merle d'Aubigné, Hist. de la réformation du XVI. Siècle, T. II.

ihnen sogar den Titel, „Vertheidiger der Freiheiten der Kirche," einen Titel, den sie bald verdienen sollten. Während der Muße, die ihm dieser Feldzug gewährte, studirte Zwingli das Neue Testament in der griechischen Urschrift. „Die Philosophie und Theologie," sagte er, „erhoben stets Einwürfe. Da sagte ich zu mir: Man muß alle diese Dinge bei Seite werfen und den Gedanken Gottes einzig und allein in seinem eigenen Wort suchen. Ich flehte den Herrn inbrünstig," fügte er hinzu, „mir sein Licht zu gewähren, und ob ich gleich nur die heilige Schrift las, ward sie mir doch viel deutlicher, als wenn ich viele Ausleger gelesen hätte." Wenn er die Kirchenväter benützte, so that er es als ein Mann, den Gott mit Vernunft begabt hat, und nicht mit dem sklavischen Sinn der römischen Katholiken. „Ich studire die Väter," sagte er, „ungefähr so, wie man einen Freund fragt: Wie verstehst du das?"

Zwinglis umfassender und freier Geist begriff leicht, welchen großen Vortheil Jeder aus den alten Schriftstellern für die Entwickelung seiner Ideen ziehen kann. Es ist leicht zu erklären, warum er so großen Werth auf die Schriften der Griechen und Römer legte, wenn man seine Meinung von den großen Männern vor der Einführung des Christenthums erwägt. „Wenn die beiden Cato, Camillus und Scipio," sagt er, „nicht gottesfürchtig gewesen wären, hätten sie nicht so großherzig sein können. Die Religion war damals nicht auf die Gränzen Palästinas beschränkt, denn der göttliche Geist hat nicht bloß Palästina geschaffen, sondern das ganze Weltall. Daher hat er auch die Frömmigkeit in denen genährt, die er auserwählt hat*), an welchem Ort sie auch sein mochten**)." — „Die sind in einem vollständigen Irrthum, die alle Heiden der

*) Ist diese Philosophie der Geschichte nicht unendlich tiefer, als die, welche Bossuet in seiner Abhandlung über die allgemeine Geschichte entwickelt hat?

**) Brief an Blarer vom 1. Mai 1526.

Verdammniß weihen. Was können wir wissen, welchen Glauben Gott in ihr Herz gelegt haben kann*)?"

Die Dichtungen Homers, Pindars**) und Hesiods entzückten ihn. Aus Cicero lernte er die Beredsamkeit; in Demosthenes fand er die Eingebungen des Patriotismus und den Haß der Tyrannei. In Thucydides, Tacitus, Sallust, Plutarch, Cäsar, Sueton lernte er die Menschen und die verborgensten Triebfedern der menschlichen Politik kennen. So waren die Reformatoren, welche man als Fanatiker und rohe Empörer dargestellt hat. Erasmus, der die hervorragenden Geister zu würdigen wußte, Erasmus, nach dessen Lob selbst Könige begierig waren, schrieb an Zwingli: „Ich wünsche dem Schweizervolk Glück, daß Du durch Deine gleich vortrefflichen Studien und Sitten an ihrer Bildung und Veredlung arbeitest***)."

Doch gelang es ihm nicht, seinen Mitbürgern Abscheu gegen die fremden Kriege einzuflößen. Er wohnte der denkwürdigen Schlacht bei Marignano bei. „In den Lagern", sagt ein Geschichtschreiber seiner Zeit, „predigte er mit Eifer; in den Schlachten benahm er sich als Held. So erwarb er sich die Achtung seiner Mitbürger†)." Uebrigens war der Aufenthalt auf dem klassischen Boden des Papstthums nicht ohne Nutzen für ihn. Alle die, welche das päpstliche Rom zur Zeit seines Glanzes gesehen haben, haben den nämlichen Eindruck mitgenommen, wie verschieden auch ihre Anschauungsweise war.

---

*) De peccato originali.

**) Man sehe seine treffliche Würdigung Pindars in Chauffour-Kestner „Etudes sur les Réformateurs du XVI. Siècle, Zwingli.

***) Gratulor Helveticae Genti, cuius ingenio peculialiter etiam faveo, quam Tu Tuique similes optimis etiam moribus et expolietis et nobitilitabitis. — Schon die Ueberschrift ist bedeutsam: „Erasmus Roterodamus Huldrico Zwinglio, philosopho ac theologo cum primis erudito, amico fratris vice dilecto." — Huldrici *Zwingli* Opera, ed. Schuler et Schulthess, T. VII.

†) Bullinger, Reformationsgeschichte.

Bocaccio, Hutten, Luther, Montaigne, Rabelais unterſchieden ſich nur im Ausdruck ihrer Verachtung und ihres Ekels. Die Päpſte, welche in Huß den letzten ihrer Gegner verbrannt zu haben wähnten, überließen ſich, ohne ſich um die Zukunft zu bekümmern, ſolchen Ausſchweifungen, über welche das Rom des Heliogobalus ſchamroth geworden wäre. Meuchelmord, Unzucht, die ſchändlichſten Laſter, der ausſchweifendſte Luxus, ein Gefolge der ſchändlichſten Menſchen in der Umgebung der Kirchenfürſten, Unredlichkeit, Meineid, der ſchamloſe Handel mit heiligen Dingen, das iſt das Gemälde, welches nach dem Zeugniß aller Geſchichtſchreiber und aller Reiſenden dieſer römiſche Hof darbot, den nur unwiſſende oder verdächtige Schriftſteller als ein Ideal haben darſtellen können.

Zwingli lernte ſelbſt die Unredlichkeit und den Ehrgeiz des Papſtes, die Habſucht der Biſchöfe, die Sittenloſigkeit der Mönche kennen. Er ſah ein, wie nothwendig eine Reform ſei, und er fing im Jahr 1516 nach ſeiner Rückkehr in die Schweiz an, an dieſem großen Werke zu arbeiten. Aber er hatte die Abſicht, die politiſche und die religiöſe Wiedergeburt neben und mit einander herbeizuführen.

„Die Selbſtſucht," ſagt er, „hat uns auf einen ganz andern Weg gebracht, als den unſere Voreltern verfolgten. Sie haben einen hochmüthigen Adel verjagt und unter ſchweren Anſtrengungen, unter ſchrecklichen Kämpfen die Freiheit erobert. Wir dagegen dulden, daß ſich unter uns ein neuer Adel erhebt, der ſchlimmer iſt, als der ehemalige. Sie ſpielen, trinken, leben in Ausſchweifung und Luxus, und, ſelbſt verdorben, verderben ſie das ganze Volk. Niemand will ſein Leben mehr mit Arbeit verdienen, dem Boden gebricht es an Armen, und doch iſt er für die, die ihn bebauen, geſegnet und gut. Freilich bringt er keine Seide, keine Vanilla, keinen Malvaſier, keine Spezereien, Pomeranzen und andere weibiſche Leckereien hervor; aber er gibt Butter, Milch, Pferde, Schaafwolle, Flachs, Hanf, Korn im Ueberfluß. Er kann eine ſtarke und kräftige Bevölkerung er-

nähren. Die Arbeit, die Ihr verschmäht, ist doch eine so schöne und heilige Sache! Sie verjagt den Hochmuth und alle Laster, sie macht den Körper munter und kräftig und läßt durch ein bewundernswürdiges Vorrecht den Arbeiter selbst an dem Werke des Schöpfers Theil nehmen. Ihr überliefert Fremden die Kraft, welche nur zur Vertheidigung des Vaterlandes dienen sollte. Hat ein Vater einen braven Knaben erzogen, verführt ihn der Hauptmann und stürzt ihn in die größten Gefahren und dem armen alten Vater, den er mit seiner Arbeit ernähren sollte, bleibt Nichts übrig, als sein Brod zu erbetteln, während es diesen großen Herren an Nichts fehlt, denn sie erhalten Geld und behalten es*)."

Wenn ein Mensch zu einer hohen Bestimmung berufen ist, liefert ihm die Vorsehung selbst die Mittel, den höchsten Zweck seines Lebens zu erreichen. In Glarus hätte Zwingli seine großen Pläne nur sehr schwer verwirklichen können. Er wäre durch die Intriguen zu sehr zerstreut worden, die diesen kleinen Staat aufregten, welcher der geistigen und religiösen Bewegung der Zeit sehr fremd geblieben war. Seine Ideen und Pläne hätten dort nicht zur nöthigen Reife gelangen können. Die Einsamkeit ist die Mutter der großen Gedanken. Immer hat man diejenigen, welche auf die Welt in nachhaltiger Weise einwirken wollten, sich vorerst in die Wüste zurückziehen sehen, wie es selbst der Heiland nach seiner Taufe im Jordan that. So muß denn auch die Ernennung Zwinglis zum Prediger in Einsiedeln als eines der glücklichsten Ereignisse seines Lebens betrachtet werden.

Delphi und Ephesus im Alterthum, Loretto und St. Jakob von Compostella in den neuern Zeiten kommen allein der Berühmtheit des Wallfahrtsortes Einsiedeln gleich. Dieses Kloster war im 16. Jahrhundert, wie jetzt, der Mittelpunkt des römischen Aberglaubens. Zwingli sollte dort zu große Dienste leisten,

*) Zwingli, Ein trüw vnd ernstlich vermanung.

als daß er die ihm angebotene Stelle nicht angenommen hätte. Aber die ausgezeichnetſten Männer des Kantons Glarus konnten ſich über ſeinen Abgang nicht tröſten. »Quid enim Glareanæ nostræ civitati tristius accidere poterat, tanto videlicet privari viro?« ſagte Peter Tſchudi*).

Der Abt von Einſiedeln, Konrad von Rechberg, war ein guter Edelmann, ein leidenſchaftlicher Jäger, voll Thatkraft, wenig unterrichtet, aber ein Freund der Gelehrten. Er fühlte keine große Bewunderung für die theologiſchen Spitzfindigkeiten ſeiner Kirche. Als die Viſitatoren ſeines Ordens ſein Kloſter beſuchten und ihm vorwarfen, daß er keine Meſſe leſe, ſagte er ihnen: „Meine Herren, ob ich gleich in meinem Kloſter Herr bin und ich das Recht hätte, Euch eine andere und kürzere Antwort zu ertheilen, ſo will ich Euch doch Folgendes ſagen: Wenn es wahr iſt, daß unſer Herr Jeſus Chriſtus wirklich in der Hoſtie iſt, ſo weiß ich nicht, welche Meinung Ihr von Euch ſelbſt habt; was mich aber armſeligen Mönch betrifft, ſo fühle ich mich unwürdig, ihn anzuſchauen, um wie viel weniger ihn zu opfern. Aber wenn er nicht darin iſt, weh mir; weh mir, wenn ich dem armen Volk Brod geben wollte, um es ſtatt unſeres Herrn anzubeten**)!"

Wenn ſich der Abt auch mehr mit der Jagd abgab, als mit der Theologie, bezeugte er doch dem Zwingli ein großes Wohlwollen. Aber dieſer fand einen treuen Schüler an dem Kloſterverwalter, dem Freiherrn Theobald von Geroldseck, der einſt auf dem Schlachtfeld bei Cappel an ſeiner Seite ſterben ſollte. Er berieth ihn oft über die Richtung, die er ſeinen Studien geben ſollte. „Leſt die heilige Schrift," ſagte Zwingli, „und um ſie beſſer zu verſtehen, ſtudirt den heiligen Hieronymus. Jedoch iſt

*) Ulrico Zwinglio, viro philosopho et theologo, Petrus Soudus. — „Was konnte unſerm Glarus Traurigeres begegnen, als eines ſo großen Mannes beraubt zu werden?

**) Bullinger, Reformations-Geſchichte II.

der Tag nicht mehr entfernt, da weder Hieronymus noch irgend ein Anderer viel gelten wird, sondern allein das Wort des Herrn*)."

Mehrere Bewohner des Klosters verbanden sich mit Zwingli und dem Verwalter, um an der Entwickelung ihres Geistes zu arbeiten. In diesem fleißigen Kreis studirte man die Bibel, die Kirchenväter, die Meisterwerke des Alterthums und die Schriften der Humanisten des 15. Jahrhunderts. So fehlte Zwingli Nichts, weder Muße, noch Bücher, noch der Rath wohlwollender Freunde. Aber seine Thätigkeit ruhte nicht. In dieser so angenehmen ruhigen Einsamkeit verlor er seine Aufgabe als Kämpfer für die Kirche Christi nicht. Der Tempel von Einsiedeln, zu welchem die Pilgrime in Menge kamen, wiederhallte mehr als einmal von seinen muthigen Predigten. Er erinnerte die Anbeter der Jungfrau mit Kraft an jene Religion des Geistes und der Wahrheit, welche auf der Erde vergessen zu sein schien. „Glaubt nicht," rief er mit Heftigkeit aus, „daß Gott mehr in diesem Tempel sei, als an irgend einem andern Orte seiner Schöpfung. Welche Gegend der Erde ihr auch bewohnen möget, so ist Gott eben so gut um euch, und er hört euch eben so gut als in Mariä Einsiedeln. Sollten euch wohl nutzlose Werke, lange Wallfahrten, Opfer, Bilder, die Anrufung der Jungfrau oder der Heiligen die Gnade Gottes erwerben? — Was liegt an den vielen Worten, aus denen unsere Gebete bestehen? — Was liegt an einer glänzenden Kaputze, an einem wohl beschornen Kopf, an einem lang und schön gefalteten Rock? Gott sieht auf das Herz und unser Herz ist von Gott entfernt**)."

Kaspar Hedio, Doctor der Theologie an der Universität zu Basel, der Zwingli damals gehört hatte, sprach noch lange mit

---

*) Zwingli's Werke. Bd. I. Er fügte folgende bedeutsame Bemerkung hinzu: „Denn ich fing an zu fühlen, daß die Väter der Schrift oft Gewalt anthun."

**) Zwingli's Werke. Bd. I.

Bewunderung von ihm: „Wie ſchön, tief, ernſt, eindringlich, evangeliſch war Deine Rede", ſagte er, „und wie ſehr erinnerte ſie an die Energie der alten Kirchenlehrer*)."

Während Zwingli mit einer apoſtoliſchen „Energie" predigte, waren alle ſeine Schritte von einer bewundernswürdigen Klugheit und Gewandtheit; Mäßigung und Kraft waren der Charakter dieſes großen Geiſtes, und man wird ſie bei allen wahrhaft ganzen Männern immer vereinigt finden. Er hatte Nichts von dem leidenſchaftlichen Ungeſtüm Luthers. Seine Beziehungen zu den Häuptern der römiſchen Hierarchie waren voll Klugheit, daher ihn dieſe auch rückſichtsvoll behandelten. Sie thaten es nicht bloß aus Rückſicht für ſeine Talente, ſondern wegen des Einflußes, den ein Mann von dieſem Werth in einem demokratiſchen Staate nothwendig haben mußte. Die Legaten Ennius und Pucci gingen oft nach Einſiedeln. Zwingli verbarg ihnen die Wahrheit nicht. „Ich habe öfters," ſagte er ſpäter, indem er von ſeinem Landsmann, dem berühmten Schinner ſprach, „gegen den Cardinal von Sitten behauptet, daß das Papſtthum eine ſchlechte Grundlage habe, und daß es ſich im Angeſicht der Schrift nicht behaupten könne. Mehrere noch lebende Perſonen haben dieſe Erklärung gehört**). — Sie haben auch gehört, daß dieſer Cardinal mir geſagt hat: Wenn mich Gott nur wieder auf die Füße ſtellt***), — — ſo will ich es dahin bringen, daß der Hochmuth und die Falſchheit des römiſchen Biſchofs an den Tag kommen und daß ihnen geſteuert

*) Patere ut sim ἡ σκιὰ φίλου. Ita me inescavit quidam sermo tuus, elegans ille, doctus, gravis, copiosus, penetrans et evangelicus, et quem habebas de paralytico apud Lucam, cap. V in Templo „Divae Virginis apud Heremitas". Caspar Hedio egregia doctrina, egregiis moribus viro Huldrico Zwinglio, Turicensium pastori apostolico S. D.

**) Er nennt ſie.

***) Er war damals in Ungnade gefallen.

werde*)". — „Das waren nur schöne Worte", sagt Bullinger treuherzig**)."

Zwingli äußerte sich mit nicht weniger Offenheit gegen den Cardinal Pucci. „Mit der Hülfe Gottes," sagte er ihm, „will ich fortfahren, das Evangelium zu predigen, und diese Predigt wird Rom erschüttern." Er setzte ihm dann auseinander, was man thun müsse, um dieser Revolution zuvorzukommen. Da Zwingli sah, daß man die Reform nicht aufrichtig wolle, erklärte er, daß er auf die Pension verzichte, die ihm der Papst gab. Pucci bat ihn, sie zu behalten. „Aber glaubet nicht", sagte der Pfarrer von Einsiedeln, „daß ich aus Liebe zum Geld eine einzige Sylbe von der Wahrheit streiche." Rom erschrack über diesen muthigen Entschluß. Zwingli ward bald darauf zum Hülfskaplan des Papstes ernannt. Man rechnete darauf, ihn durch Verschwendung von Gunst- und Ehrenbezeugungen zum Stillschweigen zu bringen. Eine solche Taktik konnte bei dem schwachen und eitlen Erasmus gelingen, aber nicht bei dem Abkömmling der Toggenburger Bergbewohner. Zwingli war einer von jenen Männern, welche mit eben so viel Beharrlichkeit als Ruhe ihrem Ziel entgegengehen. Welchen Einfluß konnten gemeine Rücksichten auf den haben, der mit so großer Entschlossenheit sein Leben der großen Sache der Reformation opferte? Ein so hoher Geist konnte sich nicht durch die Aussicht auf eine Bischofsmütze oder selbst auf den rothen Cardinalsrock blenden lassen.

Unterdessen kam ein Mönch aus Rom, Namens Samson, in den Kanton Schwyz, um Ablaß zu verkaufen. Er pries seine italienische Waare mit der gewöhnlichen Unverschämtheit dieser gemeinen Krämer:

„Sobald das Geld im Kasten klingt,
Sobald die Seel' gen Himmel springt,"

*) Zwingli's Werke. Bd. 2.
**) Bullinger, Reformations-Geschichte. Bd. 1.

ſagte der Franziskaner. Zwingli war nicht in der Stimmung, einen ſolchen Handel zu dulden. „Jeſus Chriſtus", ſagte er, „der Sohn Gottes hat geſagt: Kommt zu mir, die ihr müde und beladen ſeid, und ich will euch helfen. Iſt es alſo nicht eine vermeſſene Thorheit und eine unvernünftige Verwegenheit im Gegentheil zu ſagen: Kaufe Ablaßbriefe! gehe nach Rom, gib den Mönchen! opfere den Prieſtern! wenn du dieß thuſt, will ich dir deine Sünden erlaſſen*)!"

XXVIII.

Durch Kreuz und Leiden gingſt Du ſelbſt zur Herrlichkeit.
A. F. Fröhlich.

Zwingli war ſeit drei Jahren in Einſiedeln, „ſeine Waffen ſchmiedend und ſein Herz auf den großen Kampf vorbereitend, den er liefern wollte**)." Bei dem erſten Ruf, der ihm ſeine Bahn eröffnete, betrat er dieſelbe mit Entſchloſſenheit. Im Dezember 1518 bezeichnete ihn das Zürcher Kapitel für die Pfarrkirche.

Karl der Große hatte ein Domherrencollegium an der Hauptkirche dieſer Stadt geſtiftet. Dieſe Prieſter, müßig wie jene, welche Boileau mit ſo viel Geiſt in ſeinem „Kirchenpult" gezeichnet hat, wählten, um ihre gleichgültige Trägheit nicht zu ſtören, einen Geiſtlichen, welchem ſie die Verrichtungen des Pfarrers und Predigers übertrugen. Sie wünſchten, ſie Zwingli anzuvertrauen, der ſich durch ſeine Beredtſamkeit ſchon einen großen Ruf erworben hatte. Aber er hatte einen Mitbewerber, es war ein Schwabe, Namens Laurenz Fabel, von dem Myconius in einem Briefe an Zwingli ſagte: „Dieſe Herren haben erfahren,

*) Zwinglis Werke. Bd. 1.

**) Chauffour-Kestner, Études sur les Réformateurs du XVI. siècle. — Zwingli.

daß er Vater von ſechs Buben iſt und ſchon, ich weiß nicht wie viele, Pfründen hat*)." Dieſer Umſtand gibt einen Begriff von der Art, wie die römiſche Geiſtlichkeit damals die Keuſchheit ausübte. „Der Katholizismus", ſagt der geſchickteſte Geſchichtſchreiber Zwingli's, „hatte offenbar ſeinen Zweck verfehlt, als er aus dem Cölibat eine Tugend machte**)." Daraus entſtand eine Sittenverderbniß, von der man ſich keinen Begriff machen kann, von der aber ſich die unverwerflichſten Zeugniſſe überall vorfinden***).

Zwingli hatte den Sieg über ſeinen Mitbewerber davon getragen, Einſiedeln wurde darüber in Trauer verſetzt. Der Rath von Schwyz drückte Zwingli ſein Bedauern aus, indem er ihn ſeinen „ehrwürdigen, ſehr gelehrten, günſtigſten Herrn und guten Freund" nannte. »Reverende, perdocte, admodum gratiose domine ac bone amice†)!« Zu derſelben Zeit ſchrieb ihm Glareanus von Paris: „Ich ſehe voraus, daß Dir Deine Wiſſenſchaft vielen Haß erwecken wird; aber ſei guten Muthes und wie Herkules wirſt Du die Ungeheuer (tanquam Hercules ἀλεξίκακος) beſiegen††)."

Am 21. Dezember 1518 kam Zwingli in Zürich an. Das

---

*) Myconius beginnt mit einem Wortſpiel: „Fabula manebit fabula, quem Domini mei acceperunt 6 pueris esse patrem et nesio quot beneficiis irretitum." Zwinglio suo doctissimo et amicissimo Myconius.

**) Frau von Gaſparin, in ihrer Schrift: „Des corporations monastiques dans le protestantisme," behauptet, daß das Cölibat im Neuen Teſtament nirgends als eine Tugend bezeichnet wird. Eine Abhandlung über dieſen Gegenſtand, welche ihr Werk beſchließt, wird von allen ernſten Gemüthern mit lebhaftem Intereſſe geleſen werden.

***) Chauffour-Kestner, Les Réformateurs du XVI. siècle.

†) So iſt die Anrede des Briefs, welcher unterzeichnet iſt: Praetor ac senatus Suitiæ. d. h. Landammann und Rath zu Schwyz.

††) Glareanus D. Ulderico Zwinglio, viro philosopho et viro theologo, amico nostro eximio.

ganze Kapitel wohnte seiner Einsetzung bei. Der Probst Felix Frey, welcher die Feierlichkeit leitete, hielt eine Rede, welche eines der merkwürdigsten Denkmäler aus der Zeit unmittelbar vor der Reformation ist. Der gelbsüchtige Charakter der römischen Kirche offenbart sich darin mit einer auffallenden Naivetät.

„Biete Deine ganze Sorgfalt auf," sagte er dem neuen Pfarrer, „daß die Einkünfte des Kapitels richtig bezahlt werden, ohne auch die geringste zu vernachläßigen. Ermahne die Gläubigen, sei es auf der Kanzel, sei es im Beichtstuhl*), die Abgaben und Zehnten zu bezahlen und durch ihre Gaben zu beweisen, daß sie die Kirche lieben. Bemühe Dich, die Einkünfte zu vermehren, welche von den Kranken, von den Opfern und überhaupt von jeder geistlichen Handlung herrühren. — Ertheile die Sakramente nur den Vornehmen und erst wenn Du darum ersucht worden bist; es ist Dir untersagt, es ohne Unterschied der Person zu thun**)."

Die Antwort des neuen Pfarrers war edel und fest. Sie ist in ihrer Art nicht weniger interessant, als die Anrede des Probstes. „Das Leben Jesu," sagte Zwingli, „ist dem Volke nur zu lang verborgen worden. Ich werde vornämlich über das Evangelium Matthäi predigen, ein Kapitel nach dem andern, dabei dem Sinn des heiligen Geistes folgen, einzig und allein in den Quellen der Schrift schöpfen***), sie erforschen, sie mit ihr selbst vergleichen und durch beständiges und heißes Gebet in ihr Verständniß einzudringen suchen†). Dem Ruhm Gottes, dem Lobe seines einzigen Sohnes, dem wahren Heil der Seelen und ihrer Belehrung im wahren Glauben werde ich mein Amt widmen††)." Ein solcher Entschluß war dem Kapitel

*) Dieser Zug ist wohl merkwürdig genug.

**) Schuler, H. Zwingli.

***) Zwingli's Werke. Bd. 1.

†) Myconius, Vita Zwingli.

††) Bullinger's Reformations-Geschichte.

nicht ſehr angenehm. Die römiſche Geiſtlichkeit fürchtete vor Allem die Auferſtehung des Wortes Gottes*). Die meiſten Domherren verbargen ihre Unruhe nicht. „Dieſe Art zu predigen iſt eine Neuerung," ſagten ſie, „dieſe Neuerung wird bald zu einer zweiten führen, und wo wird man ſtehen bleiben?" Selbſt der Domherr Hoffmann, der Zwingli begünſtigt hatte, rief aus: „Eine ſolche Auslegung der Schrift wird dem Volke mehr ſchaden als nützen." Zwingli, der die Gebräuche des chriſtlichen Alterthums ſehr wohl kannte, fand es nicht ſchwer, zu beweiſen, daß er auf dieſe Weiſe auf die Ueberlieferungen der orientaliſchen Urkirche zurückgehe. Er führte die Homilien des heiligen Chryſoſtomus über Matthäus an. Der Reformator wendete die Augen von ſeinem griechiſchen Neuen Teſtament nur ab, um nach dem Orient zu blicken, von wo den Völkern das Licht der Wahrheit gekommen iſt, wie ſie das materielle Licht von dort erhalten.

Als Zwingli ſich verpflichtete, das Evangelium zu predigen, hatte er ſich dadurch verbindlich gemacht, keine Laſter ſeiner Mitbürger zu dulden. Er erhob ſich daher mit Kraft gegen den Luxus, den Müßiggang, dieſe Wunden der neuen Zeit, gegen die Unterdrückung der Armen, den fremden Dienſt und die Penſionen der Fürſten. „Auf der Kanzel," ſagt einer ſeiner Zeitgenoſſen, „ſchonte er Niemand, weder Papſt, noch Kaiſer, noch Könige, noch Herzoge, noch Fürſten, noch Herren, nicht einmal die Eidgenoſſen**)." Iſt es zu verwundern, daß er zuerſt den Ausdruck, „Muth des Predigtamtes" gebraucht habe***)? Auf dieſe Weiſe handelte er als ein wirklicher Demokrat und nicht als Demagog. Er glaubte, daß jeder aufrichtige Freund des Volkes den Muth haben ſolle, ihm die Wahrheit zu ſagen.

*) Man findet die intereſſanteſten Mittheilungen über dieſen Gegenſtand in Merle d'Aubigné, „La Réformation", T. V.

**) Oswald Myconius, Vita Zwingli.

***) Bullinger, Reformations-Geſchichte. Bd. 1.

Er war überzeugt, daß man auf die Schmeichler des Volkes anwenden könne, was man von den Schmeichlern der Fürsten gesagt hat:

„Verhaßte Schmeichler, ihr, verderblichstes Geschenk,
Das Königen der Zorn des Himmels geben kann."

Daher hat er auch den Irrthümern oder Leidenschaften des Volkes nie geschmeichelt. Seinem biedern Charakter widerstand jede Art Lüge. Wenn ihm diese Aufrichtigkeit Feinde erweckte, so war sie wiederum der hauptsächlichste Grund seines Gelingens. Er gewann das Herz mehrerer hervorragender Männer des Staates, welche die Predigten der Mönche verachteten. „Ich ziehe auch nicht den geringsten Nutzen aus ihren Reden," sagte oft Füßli, ein Dichter, Geschichtschreiber und Mitglied des Kleinen Raths; „sie predigen nicht über die Angelegenheiten des Heils, denn sie verstehen sie nicht. Ich sehe in ihnen nur Habsucht und Wollust." Der Seckelmeister Heinrich Räuschlin war derselben Ansicht: „Die Priester," sagte er, „haben sich zu Tausenden auf dem Constanzer Concilium versammelt, um den besten unter ihnen zu verbrennen." Dieß war zu jener Zeit die Meinung der aufgeklärtesten Männer. Sie verabscheuten eine Geistlichkeit, welche über jeden Versuch erzürnte, sie zu christlichen Gesinnungen zurückzuführen.

Diese Umstände sind nicht unwichtig. Die Vertheidiger der römischen Kirche, Rohrbacher, Donoso, Cortes, Nicolas, Balmes u. a. verunstalten die Geschichte jener Zeit auf eine so merkwürdige Weise, daß es nicht unnöthig ist, die Thatsachen in ihrer Wahrheit darzustellen. In unsern Tagen wird die Unwissenheit einer gewissen Klasse Leser schamlos mißbraucht. Es ist leicht zu sehen, welchen Zweck man erreichen will. Man hält es für die Sache einer Partei, die im liberalen Europa sehr unpopulär geworden ist, sehr nützlich, die große und rechtmäßige Bewegung der Reformation als eine rein revolutionäre Empörung und die Reformatoren als Feinde aller gesellschaftlichen Ordnung darzustellen. Man glaubt, daß es mit Hülfe

dieſer abſcheulichen Verfälſchungen gelingen wird, eine auf allen Seiten erſchütterte Gewalt wieder herzuſtellen, gegen welche wir, die Mitglieder der orientaliſchen Kirche, unaufhörlich Verwahrung eingelegt haben, und welche nur deshalb beſteht, weil ſie zum Mechanismus der alten europäiſchen Geſellſchaft gehört, und weil die abſoluten Regierungen ſie als das beſte Mittel betrachten, die Völker in Verdummung und Sklaverei zu erhalten.

Zwingli begnügte ſich nicht, das Evangelium zu predigen. Er gab das Beiſpiel der patriotiſchen Tugenden, deren Quelle es iſt, indem er als wahrer Chriſt und aufrichtiger Republikaner handelte. Er war gegen den letzten Bauern eben ſo leutſelig als gegen die vornehmſten Stadtbürger. „Er lud die Landleute zum Eſſen ein," ſagt ein katholiſcher Schriftſteller, „ging mit ihnen ſpazieren, ſprach mit ihnen von Gott. Er brachte es ſogar dahin, daß die vornehmen Zürcher dieſe Bauern beſuchten, mit ihnen tranken, mit ihnen in der Stadt herumgingen, und ihnen alle mögliche Aufmerkſamkeit erwieſen*)." — „Er aß und trank," ſagt ein Zeitgenoſſe, „mit Allen, die ihn einluden: er verachtete Niemand; er war mitleidig gegen die Armen, immer feſt, immer heiter im Glück wie im Unglück. Kein Uebel erſchreckte ihn; ſein Wort war jederzeit voll Kraft und ſein Herz voll Troſt**)." Iſt dies nicht der wahre Charakter des evangeliſchen Hirten, der die chriſtliche Gleichheit und Brüderlichkeit eben ſo ſehr durch ſein Beiſpiel als durch ſeine Reden verkündigt? Die guten Werke, die er that, hinderten ihn nicht, an der Entwicklung ſeines Geiſtes zu arbeiten. Er las, ſchrieb, überſetzte, lernte Hebräiſch, und bereitete ſich mit unermüdlicher Thätigkeit zu der großen Aufgabe vor, die er erfüllen ſollte.

Die Gelegenheit, den Kampf gegen den italieniſchen Aberglauben aufzunehmen, bot ſich bald dar. Samſon, der berühmte

---

*) Salat, Chronik.

**) B. Weiſſe, Kurze Beſchreibung der Glaubens-Aenderung in dem Schweizer-Lande.

Ablaßkrämer, näherte ſich Zürich. In Zug wurde er ſehr gut aufgenommen. Die ärmſten Einwohner dieſes Kantons zeigten große Begierde nach ſeiner Waare. „Gute Leute," ſagte er ihnen, „drängt euch nicht ſo ſehr! Laßt die kommen, die Geld haben! Wir wollen dann ſuchen, die zufrieden zu ſtellen, die keines beſitzen." Nachdem Samſon Luzern und das Oberland ausgebeutet hatte, kam er nach Bern; er entfaltete ſeine ganze Krämerberedtſamkeit in der St. Vincenzkirche. „Hier ſind," ſagte er den Reichen, „Abläſſe auf Pergament für eine Krone. Da ſind," ſagte er den Armen, „Vergebungen der Sünden auf gewöhnlichem Papier für zwei Batzen!" Eines Tages bemerkte der Ritter Jakob von Stein, daß es den Mönch nach ſeinem Pferd gelüſte. „Gebt mir," ſagte der Ritter, „Ablaß für mich, für meine fünfhundert Mann ſtarke Schaar, für alle meine Vaſallen in Belp und für alle meine Vorfahren, und ich will dagegen meinen Apfelſchimmel geben*)." Der Tag, an welchem Samſon ſeine letzte Predigt hielt, war der feierlichſte. „Fallet auf die Knie," ſagte der Ablaßkrämer zu den Bernern. „Betet drei Pater, drei Ave Maria, und ſogleich werden eure Seelen ſo rein ſein als im Augenblick der Taufe." Die Menge fiel auf die Knie nieder. Durch dieſe außerordentliche Leichtgläubigkeit begeiſtert, rief Samſon mit lächerlichem Pathos aus: „So befreie ich denn alle Geiſter der verſtorbenen Berner, wie auch die Art und der Ort ihres Todes geweſen ſein mag, von den Qualen des Fegfeuers und der Hölle**)."

Die Erfolge Samſons ſollten bald ihr Ende finden. In Bremgarten wurde er von dem Pfarrer Dekan Bullinger, dem Vater von Zwinglis Nachfolger in Zürich***), nachdrück-

*) S. Anshelm Chronik und Hottinger a. a. O.

**) Merle d'Aubigné, La Réformation.

***) Die Prieſter jener Zeit verläugnen ihre Kinder keineswegs. Sehr intereſſante Mittheilungen gibt hierüber Chauffour a. a. O.

lich abgewieſen. Zwingli bereitete ſich auf deſſen Ankunft vor, indem er ſeinen Pfarrkindern die Thorheit des Ablaſſes enthüllte. „Chriſtus," ſagte er, „iſt das Alpha und Omega, Chriſtus iſt der Anfang und das Ende; Chriſtus iſt Alles, er kann Alles. Kein ſterblicher Menſch kann die Sünden vergeben. Chriſtus allein, der wahre Gott und wahre Menſch, vermag es. Geh hin, kaufe Ablaß, aber ſei überzeugt, daß dir keineswegs die Sünden erlaſſen ſind. Wer Sündenvergebung um Geld verkauft, iſt der Genoſſe des Zauberers Simons, der Freund Balaams, ein Geſandter Satans*)." Zwinglis Eifer blieb nicht unbelohnt. Die Zürcher Behörden erlaubten dem Samſon nicht, ſeine Induſtrie auf ihrem Gebiet auszuüben, und er zog wieder über den Gotthard zurück, aber freilich in einem dreiſpännigen mit dem Gelde der Eidgenoſſen beladenen Wagen**).

Von der Arbeit erſchöpft, erholte ſich Zwingli im Bade Pfäffers. Da hört er, daß die Peſt in Zürich ausgebrochen ſei. „Der große Tod" raffte ganze Familien hinweg. Zwingli eilte in die Mitte ſeiner geliebten Pfarrkinder und erfüllte ſeine Pflicht mit bewundernswürdigem Muth. So läßt ſich denn jener Ausſpruch nicht auf ihn anwenden, in welchem man die gewöhnliche Leichtfertigkeit Chateaubriands wieder findet: „Der proteſtantiſche Pfarrer verläßt den Bedürftigen auf ſeinem Todesbette, und ſtürzt ſich nicht mitten in die Peſt***)." Bald wurde Zwingli ſelbſt angeſteckt. Seine religiöſe Geſinnung kräftigte in dieſer Prüfung und ſprach ſich in Dichtungen aus, welche unter den Reformirten klaſſiſch geblieben ſind†) und ſein ganzes Vertrauen auf den Allerhöchſten athmen:

---

*) Zwingli's Werke. Bd. 1.

**) Man ſehe in Hottinger, Zwingli, das Breve Leos X. an Samſon, welches das Uebermaß ſeines Eifers beſtätigt.

***) Châteaubriand, Essai sur la littérature anglaise.

†) Man findet ſie in Hottinger, Zwingli, und in Zwingli's Werken Bd. 2.

Wilt du dann glych,
Tod, haben mich
In mitts der tagen min,
So ſoll's willig ſyn.

Aber Gott beſtimmte Zwingli für edle Kämpfe und einen ruhmvolleren Tod, deſſen Vorgefühl ſich in dem Liede ausſpricht, in welchem er ſeine Rückkehr in das Leben beſingt. Er ſpricht darin „von jener ungewiſſen Stunde," welche ihm vielleicht „mehr Schrecken" bereiten würde als die Aengſten der Krankheit. Sollte man nicht glauben, daß er ſchon das verhängnißvolle Feld bei Cappel ahnt?

Außer dem Tod ſeines Bruders und einer großen Zahl Perſonen, die ihm theuer waren, hatte Zwingli auch die Abreiſe ſeines Freundes Oswald Myconius zu beklagen, der ſich im Intereſſe der Reform in Luzern niederließ. „Jeden Tag," ſchrieb ihm Zwingli, „erinnere ich mich an den Augenblick, wo wir von einander geriſſen wurden, und ich fühle den Verluſt tiefer, der mich betroffen hat, als ich dich verlor. Ich befinde mich in der Lage eines Heeres, dem einer ſeiner Flügel vom Feind abgeſchnitten worden iſt*)." Das Herz dieſes großen Mannes war eben ſo gefühlvoll, als ſeine Seele kräftig war. Aber nachdem er ſeine Empfindung hatte ſprechen laſſen, gab er ſeinem Freunde Myconius, der nicht weniger thatkräftig war, als er, die männlichſten Rathſchläge. „Du biſt nicht der einzige," theurer Myconius, deſſen Seele betrübt iſt. Wir leben in einer Zeit der allgemeinen Erwartung, wo Alles in trauriger Weiſe gemiſcht und durch einander geworfen iſt. Alles was ſich erhebt, ſcheint ſeinen Gegenſatz herbeizuführen. Doch wollen wir vertrauen. Das Gold muß durch das Feuer geläutert und das Silber durch das Feuer von ſeinen Schlacken gereinigt werden. Chriſtus hat zu den Apoſteln geſagt: „Man wird euch um meinetwillen haſſen. Die Zeit kommt heran, da Jeder euch tödten und

*) Brief an Myconius.

Gott zu dienen glauben wird.“ Das Leben des Menſchen iſt ein Kampf. Mit den von St. Paulus geſchmiedeten Waffen bedeckt, muß man den Feind muthig bekämpfen. Und ſage nicht: Wozu lehren, wenn ſich ſo wenige wollen unterrichten laſſen? Arbeite vielmehr, ohne nachzulaſſen, um der größtmöglichſten Anzahl jene koſtbare Perle zu zeigen, welche der Pöbel verachtet, aber die nichtsdeſtoweniger in ihrer eigenen Schönheit erglänzt. Die Kirche ward im Blut geboren und kann nur durch Blut erneuert werden. Selig die, welche um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden. Sei feſten Muthes! Es wird nicht an Männern fehlen, welche mit Freuden ihr Leben für Chriſtus geben werden, ſollten ſie auch mit dem Namen Ketzer gebrandmarkt werden. Was mich betrifft, ſo ergebe ich mich im Voraus in all das Böſe, das mir Geiſtliche und Weltliche zufügen können. Wenn ſie mich mit dem Bann belegen, ſo werde ich an Hilarius, jenen gelehrten und heiligen Mann denken, der aus Gallien nach Afrika verbannt wurde; und an Lucius, der, gewaltthätig vom römiſchen Stuhl vertrieben, denſelben glorreich wieder beſtieg. Nicht als ob ich mich mit ſolchen Männern vergleichen wolle; aber der Gedanke, daß ſie, die weit beſſer waren als ich, die unwürdigſte Behandlung erduldet haben, wird mir Kraft geben. Ich bitte Chriſtum nur, daß er mir verleihe, mit männlicher Seele zu ertragen*).“

Nach ſeiner Krankheit arbeitete Zwingli mit neuem Eifer an der Bekämpfung der Laſter und Irrthümer. Sein Eifer erweckte ihm manchen Feind. „Wozu,“ ſagte man, „beſchäftigt er ſich mit den Angelegenheiten der Schweiz?“ Aber dieſe große Seele ließ ſich nicht erſchüttern. „Wer Ruhm erwerben will,“ ſagte er, „muß die Welt offen angreifen und wie David dieſen ſtolzen Goliath in den Staub werfen**).“ Uebrigens hatte der Reformator ſeinen ganzen

*) Huldricus Zwinglius Myconio suo.

**) „Oportet strenue in acie pugnare eum, qui cupit gloriæ particeps fieri, et mundum hunc, in altum se tanquam Goliath

Muth nöthig. Man machte Anschläge gegen ihn und diejenigen, die seine Ansichten theilten. Ein Greis aus Schaffhausen, Namens Galster, der den Glauben der Priester angegriffen und sich in die Wälder geflüchtet hatte, wurde wie ein wildes Thier mit Hunden gejagt, und da er sich weigerte, seinen Glauben abzuschwören, schlug man ihm den Kopf ab.

Zwingli konnte sich auf ein ähnliches Loos gefaßt machen; er erschrack keineswegs, er dachte nur an den geistlichen und weltlichen Nutzen seiner Heerde. Auch wußte er nöthigenfalls gegen die Fürsten der Erde zu kämpfen. Die Schweizer hatten, als sie ihr Blut dem Ausland verkauften, eine traurige Bestechlichkeit in der Eidgenossenschaft eingeführt. Das Land war auf diese Weise den Ränken der Könige geöffnet. Die Gesandten derselben streuten Geld in den Kantonen aus, um sich der Unterstützung der einflußreichsten Männer zu versichern. Dieß war eine Wunde, die unheilbar schien. Die Geistlichkeit war nicht im Stande, dieser Zügellosigkeit zu widerstehen. Gab sie nicht selbst das Beispiel der Habsucht und Zuchtlosigkeit? Eine kräftige Zucht konnte allein dem Charakter des Volkes neue Lebenskraft geben, und die schon sehr geschwächte republikanische Gesinnung wieder kräftigen. Zwingli widmete diesem Werke seine Thatkraft und seine Talente. Als der berüchtigte Cardinal Schinner nach Zürich kam, um Soldaten für den Papst zu werben, donnerte der unerschrockene Pfarrer gegen den Söldnerdienst. „Wollt ihr die Eidgenossenschaft zerreißen und stürzen?“ rief er aus. „Man stürzt sich auf die Wölfe, welche unsere Heerden verschlingen, und leistet denen keinen Widerstand, welche um uns herumgehen, um die Menschen zu verschlingen! Ja, mit Recht sind die Mäntel und die Hüte roth, die sie tragen; schüttelt diese Kleider und es werden Dukaten und Kronen herausfallen; aber windet sie aus und ihr werdet

---

erigentem, tribus limpidissimis lapidibus prosternere.“ Zwinglius Myconio, a. a. O.

das Blut eures Bruders, eures Vaters, eures Sohnes, eures besten Freundes herausfließen sehen*)." Zwingli glaubte, diejenigen, welche den Söldnerdienst leiteten, nicht schonen zu dürfen. Er verglich sie „mit den Metzgern, die das Vieh nach Konstanz führen, dort den Preis dafür erhalten und dann anderes holen." — „Welcher Name wäre zu hart für die, welche mit Menschenblut handeln! Bilden sie nicht einen Adel, der hundertmal schlimmer ist, als der, den unsre Väter verjagt haben**)?" Zwingli ließ keine Gelegenheit vorübergehen, so empörende Mißbräuche zu bekämpfen. Wer sollte glauben, daß es der Schweiz so viele Mühe gekostet hat, die kräftigen Lehren ihres großherzigen Reformators zu benützen? Finden sich denn nicht noch heute in Palermo, in Neapel, in Rom Bürger des freiesten Staats von Europa, entschlossen, die Italiener niederzumetzeln, welche den Muth hätten, ihr Leben der Sache der Freiheit und der Nationalunabhängigkeit zu widmen? Könnte man ihnen nicht die schönen Worte wiederholen, welche Zwingli nach der Niederlage bei der Bicocca an die Schwyzer richtete? „Eure Vorältern haben ihre Feinde bekämpft, um ihre Freiheit zu vertheidigen, aber sie haben niemals Christen ermordet, um Geld zu verdienen. Diese fremden Kriege ziehen unzähliges Unglück auf unser Vaterland. Die Strafgerichte Gottes züchtigen unsere Eidgenossen und die schweizerische Freiheit ist nahe daran, zwischen den eigennützigen Liebkosungen und dem tödtlichen Haß der fremden Fürsten verloren zu gehen***)." — „Es gibt Leute," sagt er an einem andern Orte, „welche behaupten, daß es übel, und selbst eine große Sünde sei, am Freitag Fleisch zu essen, obgleich Gott es niemals verboten hat, und die es für kein Verbrechen halten, den Ausländern Menschenfleisch zu verkaufen und es auf die Schlachtbank zu schleppen†)."

*) Bullinger, Reformationsgeschichte.

**) Ebendaselbst.

***) Zwingli's Werke, Bd. 1.

†) Ebendaselbst, Bd. 1.

Entſchloſſen, alle Vorurtheile ſeiner Zeit zu bekämpfen, konnte Zwingli in der Eheloſigkeit der Geiſtlichen nur ein rein politiſches Geſetz erblicken*). Er heirathete daher Anna Reinhart, eine der geachtetſten Frauen von Zürich, eine fromme Wittwe, die ihn durch ihren Geiſt, ihre Mildthätigkeit und ihre Hingebung in ſeinen pfarramtlichen Verrichtungen thätig unterſtützen ſollte**). Erasmus hat ſich mit ſeiner gewöhnlichen Spottſucht über die Heirathen der Reformatoren luſtig gemacht, und man findet in unſern Tagen gewiſſe Schriftſteller, welche zu den Spöttereien des berühmten Gelehrten gemeine Erläuterungen geben. Aber die Frage iſt ernſthaft genug, um ſie auf eine weniger oberflächliche Weiſe zu prüfen. Die Eheloſigkeit der Mönche und Geiſtlichen kann von einem ſpekulativen Geſichtspunkt mit mehr oder weniger Talent idealiſirt werden; aber wenn man ſie als hiſtoriſche Thatſache betrachtet, erregt ſie den begründetſten Eckel. Sie verurſachte vor der Reformation gerade in den Ländern, in deren nähere Kenntniß wir einzuführen verſuchen, ſolche Mißbräuche, daß die bürgerliche Behörde oft gezwungen war, einzuſchreiten. Um uns auf eine Stadt zu beſchränken, genügt es die Protokolle der Stadt Genf zu öffnen ***).

---

*) Die Beweiſe ſiegen, kann man bei Voigt, „Gregor VII." nachſehen.

**) S. Salomon Heß, Anna Reinhart.

***) Die Ueberſetzung aller Stellen wäre unpaſſend; wir geben ſie daher im Original.

„Anno 1513, die Veneris, XXII. Julii. Visis littera missiva per reverendum ministrum nobilibus Sindicis et Consulibus destinata, equidem literis duabus de obedientia dicecetæ, una reverendo fratri Marchepallu et alia reverendo fratri Nycolino, fuit conclusum quod illis obtemperent ad tenorem illarum. Sequendo conventum absentent. — Fiat attestatio et litera testimonialis de dicto Marchepallu de hiis quae gesta fuere occasione nephandi criminis sodomiae de quo diffamatur et nonnulli alii! (Band v. J. 1511—1514 Fol. 144).

Was würden wir erſt finden, wenn wir in die Klöſter dringen wollten? Der im Jahr 1529 vom Papſte an die Nonnen von St. Clara gerichtete Brief gibt einen Begriff von den Schändlichkeiten, die dort begangen wurden. Aber es iſt ſchwer, von den im Breve Julius II. enthaltenen Thatſachen zu ſprechen, ohne die Sittlichkeit zu beleidigen. Die Mönche betrugen ſich nicht anſtändiger als die Nonnen. „Die Genfer Geiſtlichkeit," ſagt ein katholiſcher Schriftſteller, „ſtand nicht auf der Höhe ihrer heiligen Aufgabe. Reichthum, Ehrenbezeugungen, Müßiggang hatten in ihren Reihen die Verwüſtungen angerichtet, die ſie zu jeder Zeit in der Kirche Chriſti angerichtet haben. Die Franziskaner waren, ihrem heiligen Beruf ungetreu, nur noch entartete Kinder des heiligen Franziskus von Aſſiſi. Die Mönche von St. Victor hatten ſchon ſeit langer Zeit den Geiſt der Heiligkeit verloren, welche den Orden von Clugny berühmt gemacht hatte. Das Volk, das an ihnen Aergerniß nahm, weigerte ſich, in dieſen Männern die Diener Gottes anzuerken-

---

„Die Martis X Octobris: De meretricibus presbiterorum loquantur Nobiles Sindici Concilio episcopali." (ibid. fol. 157. verso).

„Anno 1522 die Martis XX Maii: — De confraria S. Yvonis. De eadem confraria Yvonis in velleis fiunt mille abusus et tractantur nephanda. Fuit conclusum quod Domini Sindici vadant ad Reverendum Dominum Vicarium ut aboleantur ille velleie et confratrie porte clause erunt" (Band von 1521—1524 fl. 75 verso).

„Die Veneris XII. Julii 1527. — Nycolinus de Christo et certi sui alii socii quererunt se de presbiteris Marie Magdalenes qui tenent bordellum et pro modo sunt plures ruffiane et qualiter si non fiat justicia posset suboriri scandala. Fuit resolutum quod ille ruffiane banniantur aut fiat quid justicia suadebit et etiam alie mulieres solent morari et fiant demonstrationes magne eisdem presbiteris" (Band von 1527—1528 fl. 72).

nen*)." Wir müssen in einem römischen Priester die Offenheit dankbar anerkennen, die in den Reihen der ultramontanen Geistlichkeit so selten wird. Uebrigens wird jede Vertheidigung der Genfer Klöster schwer, wenn man einen Blick in die Protokolle des Raths dieser Republik geworfen hat. Bald ist die Landesherrschaft gezwungen, die Thore eines Klosters sprengen zu lassen, um junge Mädchen zu befreien, welche von betrunkenen Mönchen entführt worden waren; bald läßt sie die Unzuchtshäuser niederreißen, welche die Zugänge zu den Klöstern in den Vorstädten von Genf versperren. Jeden Augenblick wird die Aufmerksamkeit der Behörde durch Unordnungen jeglicher Art erregt. — „Am 20. Juni 1503: Nachdem der Rath Beschlüsse hinsichtlich der öffentlichen Frauen gefaßt hatte, beschäftigt er sich mit dem Kloster Rive, und beschließt mit Mehrheit, den Advokaten Petremont zum Bischof zu schicken, um die Reformation dieses Klosters und einen ehrenhaften Lebenswandel in demselben auszuwirken." — „Am 23. Juni 1522: Der edle Peter d'Orsière erstattet Bericht über die Mönche von Plainpalais: der Prior gesteht Alles zu und erklärt, daß er die Strafbaren ausstoßen wird, wenn sie sich nicht bessern." — „Am 25. Sept. 1524: Mehrere Einwohner von Saint-Gervais erheben Klage gegen zwei Mönche, Montfort und Charcotaz, weil sie sich auf ärgerliche Weise betragen."

Die Weltgeistlichkeit führte kein erbaulicheres Leben als die Mönche. Wir lesen in den Protokollen vom 22. Juli 1504: „Die Syndici beklagen sich beim Prälaten über die nächtlichen Wanderungen, welche die Priester bewaffnet machen, woraus sich große Aergernisse ergeben." Es versteht sich von selbst, daß die vor den Bischof gebrachten Klagen keine Besserung hervorbrachten. „Die Weichlichkeit," sagt Magnin, „um nicht zu sagen die Unregelmäßigkeit der Sitten des Bischofs von Genf, ließen die Kirche dieser Stadt im Jahr 1528

*) S. Magnin, Hist. de la réforme à Genève p. 73.

wie eine Heerde ohne Hirten*)." Aber handelte der Biſchof von 1528 anders als die wollüſtigen Prälaten des 16. Jahrhunderts? In Genf ergriff das Haupt der Hierarchie ſo wenig Vorſichtsmaßregeln, um ſeine Unordnungen zu verbergen, daß ſich eines Tags das Volk erhob, um aus dem Palaſte Peters de la Baume ein ſeinen Eltern geraubtes junges Mädchen zu befreien. — Eine ähnliche Scene fand in dem Hauſe des Domherrn Brazeti Statt**).

Wer dieſe Thatſachen prüft, wird die Spöttereien der ultramontanen Schriftſteller gegen die Heirathen der Reformatoren kaum begreifen. „Indem man das Heirathen der Prieſter verlangte," ſagt ein ausgezeichneter Schriftſteller vortrefflich, „wollte man die Heiligkeit eines ewigen Bündniſſes, einer gegenſeitigen Treue an die Stelle der Unſittlichkeit jener vorübergehenden Verbindungen ſetzen. Man wollte dadurch die erſte und heiligſte unter den bürgerlichen Anordnungen jener Art Erniedrigung entziehen, welche ihr eine widernatürliche Lehre auferlegte: ſtatt jener liederlichen Frauen, jener ausgeſetzten Kinder wollte man den Prieſter mit dem feſteſten Band der menſchlichen Sittlichkeit umgeben, mit einer Familie***)."

So bedarf denn Zwingli keiner Vertheidigung mehr. Man kann ihm allein vorwerfen, ſeine Verbindung mit Anna Reinhart zuerſt geheim gehalten zu haben. Darin erkennt man ſeine gewöhnliche Entſchloſſenheit nicht mehr. Aber ſind nicht ſelbſt die kräftigſten Seelen auch einige Zeit der Herrſchaft der Vorurtheile unterworfen, deren Thorheit ſie anerkennen? Im Monat Juli 1522 erhielt der Reformator Gelegenheit, ſeine wahre Ueberzeugung auszuſprechen. Zu dieſer Zeit fand eine Verſammlung von Geiſtlichen, welche ſeine Anſichten theilten,

*) Magnin, Hist. de la réforme à Genève p. 75.

**) Protokolle vom 21. Jan. 1505.

***) Chauffour-Kestner, Études sur les Réformateurs du XVI. siècle. Zwingli Chap. 1.

in Einſiedeln Statt, wo ihm ſein Freund Leo Juda nachgefolgt war. Zweihundertfünfzehn Jahre vorher waren dreiunddreißig Vaterlandsfreunde zuſammengekommen, um das Joch Oeſtreichs zu brechen. Jetzt handelte es ſich darum das Vaterland von einer Sklaverei zu befreien, die viel unerträglicher war, weil ſie auf den Gewiſſen laſtete. Zwingli ſchlug der Verſammlung vor, von den Kantonen und dem Biſchof zu Konſtanz die Aufhebung des gezwungenen Cölibats und die freie Verkündigung des göttlichen Worts zu verlangen. „Was uns betrifft," ſagten die Reformatoren, „ſo haben wir uns entſchloſſen, das Evangelium Chriſti mit unermüdlicher Beharrlichkeit, und zu gleicher Zeit mit ſolcher Klugheit zu verbreiten, daß ſich Niemand beklagen könne. — Es iſt Euch nicht unbekannt, wie ſehr die Keuſchheit bis jetzt von den Prieſtern verletzt worden iſt. Bei der Liebe Chriſti, bei der Freiheit, die er uns erworben hat, bei dem Elend ſo vieler ſchwachen und ſchwankenden Seelen, bei den Wunden ſo vieler von Reue gefolterten Gewiſſen, bei allem Göttlichen und Menſchlichen flehen wir Euch an, geſtattet, daß das, was mit Verwegenheit eingeführt worden iſt, mit Weisheit vernichtet werde, damit nicht das majeſtätiſche Gebäude unter fürchterlichem Lärm zuſammenſtürze und unermeßliches Verderben nach ſich ziehe. Seht, von welchen Stürmen die Welt bedroht iſt*)." So ſprachen die Verkündiger des Evangeliums zum Biſchof von Konſtanz.

Die Bittſchrift an die Eidgenoſſen war ausführlicher, war von dem Gefühl der chriſtlichen Freiheit und der Nationalunabhängigkeit durchdrungen. „Erlauchte Männer, wir ſind alle Schweizer, und Ihr ſeid unſre Väter. Unter uns ſind Manche, die in den Schlachten, während der Peſt und bei anderer Trübſal ihre Treue erwieſen haben. — Man muß dem Aergerniß ein Ende machen, das die Kirche Chriſti in Trauer verſetzt. Wenn

*) Supplicatio quorundam apud Helvetios Evangelistarum in Zwingli's Werken Bd. 3.

die Tyrannei des Oberprieſters in Rom uns unterdrücken will, ſo fürchtet Nichts, muthige Helden! Die Macht des göttlichen Worts, die Rechte der chriſtlichen Freiheit und die oberſte Gewalt der Gnade umgeben euch. Wir haben das nämliche Vaterland, den nämlichen Glauben, wir ſind Schweizer, und die Tugend unſerer trefflichen Urältern hat ihre Macht ſtets durch eine unbezwingliche Vertheidigung aller derjenigen, welche von der Schlechtigkeit unterdrückt waren, beurkundet*)."

Dieſes Auftreten mußte viele Stürme aufregen. Es fanden zu viele einflußreiche Männer ihren Vortheil in der Aufrechthaltung der Mißbräuche, als daß ſie ſich ohne Kampf ergeben hätten. Die erſten Schläge fielen in Luzern auf Myconius, den Freund Zwingli's. Die große Seele des Reformators wurde durch Nichts erſchreckt. „Wenn ich nicht ſähe, daß der Herr ſein Schifflein bewacht," ſchrieb er an Myconius, „hätte ich ſchon lange das Steuerruder ins Meer geworfen: aber ich ſehe ihn, wie er mitten im Sturm die Taue befeſtigt, die Rae wendet, die Segel ſpannt, ja, was ſage ich? ich ſehe, wie er ſelbſt den Winden befiehlt. — Wäre ich nicht ein Feigling, des Namens Menſch unwürdig**), wenn ich meinen Poſten verließe, um in der Flucht einen ſchmachvollen Tod zu finden***)?"

Eine ſchmerzlichere Prüfung als die Drohung der Eidgenoſſen erwartete Zwingli. Es iſt nicht ſchwer, gegen Menſchen anzukämpfen, deren Selbſtſucht man verachtet, und von denen man weiß, daß ſie von den gemeinſten Leidenſchaften geleitet werden. Es iſt ſo leicht, auf ihre Achtung und Liebe zu verzichten! Aber wahrhaft ſchmerzlich iſt es, die theuerſten Bande zu zerreißen, um der Stimme des Gewiſſens zu gehorchen, ſich dem Haß derer auszuſetzen, die man am meiſten liebt, und deren

*) Amica et pia parænesis ad communem Helvetiorum civitatem scripta, in Zwingli's Werken, Bd. 1.

**) Nec hominis nomine dignus.

***) Zwinglius Myconio.

offenbare Gewiſſenhaftigkeit und unbeſtreitbare Aufrichtigkeit man kennt.

Die Predigten Zwingli's waren bis in das Toggenburg gedrungen. Seine fünf Brüder erzürnten, daß man ſie die „Brüder eines Ketzers" nannte. Sie theilten ihm ihren Kummer und ihre Furcht mit. Mit dem, ſeinem Herzen natürlichen Gefühl, aber mit der unbezwinglichen Feſtigkeit eines Mannes, der ſeine Pflichten gegen Gott, die Menſchheit und das Evangelium verſteht, ſchrieb er ihnen hierüber einen wahrhaft bewundernswürdigen Brief.

„Meine theuren Geſchwiſter! ich erfahre, daß ſich Eure Herzen um meinetwillen quälen in Folge der Verläumdungen, die man gegen mich verbreitet. Aus Geſchwiſterliebe weigert Ihr Euch, ſie zu glauben, und fragt mich, was daran iſt. So wiſſet zuvörderſt, daß ich mich beſtändig nach Euch erkundige und immer weiß, was Ihr macht. Wenn ich erfahre, daß Ihr von Eurer Händearbeit lebt, wie es unſre Väter thaten, ſo bin ich glücklich, denn ich ſehe, daß Ihr den Adel, von dem Ihr abſtammt, getreulich bewahrt. Aber wenn mir berichtet wird, daß Einige von Euch um Geld in den Krieg ziehen, werde ich von tiefer Trauer erfüllt, daß ſie den frommen Bauern- und Handwerkerſtand verlaſſen, um ſich der Räuberei und dem Mord hinzugeben; denn wenn man einem fremden Herrn um Geld dient und für ihn Krieg führt, was iſt das Andres, als Mord und Räuberei? Daher habe ich nicht nöthig, mich an Euch zu wenden, um zu wiſſen, was ich zu erwarten habe. In denen, welche ihre Haushaltung führen, iſt Alles gut und ehrenvoll; in denen, welche auf ſolche Weiſe in den Krieg ziehen, ſehe ich nur Elend und das Verderben der Seele. Möge ihnen Gott ein gerechtes Herz geben und ſie zur Beſſerung führen, die ſie verſprochen haben.

So müßt Ihr auch denken, daß ich mit Gottes Hülfe die große Aufgabe erfüllen will, die er mir anvertraut hat; ich

werde mich durch die Hinderniſſe nicht aufhalten laſſen, welche mir die Menſchen und die weltlichen Dinge, die ſich nicht unter das göttliche Wort beugen wollen, in den Weg legen. Möge mir nach dem Willen Gottes geſchehen! Unter den Dingen, die ich fürchten könnte, iſt keines, ſeid deſſen überzeugt, das ich nicht voraus geſehen und erwogen hätte. Ich weiß nur zu gut, wie wenig ich bin, und wie mächtig diejenigen ſind, gegen die ich kämpfe. Aber Chriſtus iſt meine Stärke; mit ihm kann ich Alles, wie St. Paulus ſagte. Wenn ich ſtillſchweige, ſo würde ein Anderer thun, was Gott mir zu thun befiehlt, und ich würde mit Recht beſtraft werden, weil ich meiner Pflicht nicht nachgekommen wäre. Gott will dieſe böſe Welt durch ſein Wort beſſern, wie er es ſo oft gethan hat. Als Sodom, Ninive, Iſrael im tiefſten Verderben lagen, ſchickte er ihnen ſeine Propheten und ſein Wort; wer ſie anhörte, wurde gerettet, wer ſie aber verachtete, wurde der Sklaverei oder dem Tod überliefert. Iſt die Welt in unſern Tagen nicht ſo ſchlimm, daß ſie Jeden mit Abſcheu erfüllt? Wenn ſich mitten in dieſer Verderbtheit das Wort Gottes in jedem Land, in jedem Stand erhebt, iſt es nicht offenbar, daß es das Wort Gottes iſt, der nicht zugeben will, daß ſein Geſchöpf, das er mit ſeinem Blut erkauft hat, elendiglich umkomme? Die Verdorbenheit will nicht, daß man ſie angreife. Wenn der, dem das Wort Gottes anvertraut iſt, ſein Amt erfüllt, wird ihn die Welt verläumden, verachten, tödten; aber wenn er ſich bedenkt und ſtill ſchweigt, wird er von Allen, deren Verderben er auf dieſe Weiſe herbeigeführt hat, Rechenſchaft geben müſſen. Was würdet Ihr denn vorziehen, meine theuren Geſchwiſter? Soll ich ſtillſchweigen, das Böſe thun laſſen, das ich verhindern kann, und mich dem Teufel übergeben, um meine Ruhe und meinen weltlichen Ruf zu retten? Ich weiß wohl, daß Ihr mir antworten werdet: Nein, aber beſſere mit Maß. So höret denn. Scheinen Euch die Laſter dieſer Zeit ſo unbedeutend, daß Euch meine Worte zu hart vorkommen? Ich aber glaube, daß die härteſten

Worte der Propheten ſie nicht kräftig genug geißeln würden. Ich fürchte eher, zu wenig als zu viel geſagt zu haben.

Glaubt Ihr nicht, daß ich, um ſo viele fromme Seelen zu retten, ſelbſt auf den Verluſt meines Namens, meines Vermögens, meines Leibes und meines Lebens gefaßt ſein muß? Wolltet Ihr ſagen: Aber wenn du geköpft oder verbrannt würdeſt, ſo wäre dies eine Schande für uns, wenn wir auch wüßten, daß man dir Unrecht thäte; ſo antworte ich: Chriſtus, deſſen Streiter ich bin, ſagt: Selig ſeid ihr, ſo euch die Menſchen haſſen, und euch abſondern, und ſchelten euch, und verwerfen euren Namen, um des Menſchen Sohnes Willen; euer Lohn iſt groß im Himmel*). Ihr hört es. Wenn man euch nun, theuere Geſchwiſter, Etwas von mir ſagt, das euch erröthen macht, ſo ſeht zuerſt, was es iſt. Wenn man mich anklagt, aus Eitelkeit oder Unreinheit zu ſündigen, ſo denkt, daß ich dieſe Fehler wohl begangen haben kann; denn ich bin leider von der Neigung zu dieſen Laſtern nicht frei; aber wenn man Euch ſagt, daß ich die Wahrheit um Geld verrathen habe, ſo glaubt es nicht, welchen Eid man auch ſchwöre. Ich will meine Pflicht bis zum Ende erfüllen, was mir auch begegnen möge. Die Menſchen können den Leib tödten, aber nicht die Seele, und die, welche einen Leib wegen Gott tödten, tödten ſich ſelbſt, wären ſie auch Biſchöfe, Päpſte, Könige, Kaiſer! Chriſtus, unſer Haupt, hat ſein Blut für uns vergoſſen; der iſt ein feiger Krieger, der ſich weigert, ſeinem Hauptmann zu folgen**)."

Ueberzeugt, daß er ſich nicht als feiger Soldat Chriſti benehmen dürfe, beeilte ſich Zwingli, den Kampf zu eröffnen. Er begab ſich vor den Großen Rath von Zürich und verlangte eine Unterredung mit den Abgeordneten des Biſchofs von Konſtanz. Dieſer ſchickte ſeinen Generalvikar Faber, um ſeine Stelle zu vertreten. Vor dem Geſpräch machte Zwingli ſiebenund-

*) Lucas, 6, 22.

**) Zwingli's Werke, Bd. 1.

ſechszig Sätze bekannt, welche ſeine ganze Lehre zuſammenfaſſen. Das Ergebniß war dem Reformator ſo günſtig, daß der Rath eine Verordnung gab, in welcher er erklärte, daß, „da Niemand ſeine Sätze mit der Schrift angegriffen oder widerlegt habe," er eingeladen ſei, die Verkündigung des göttlichen Wortes fortzuſetzen*).

Das Zürcher Geſpräch hatte den Italienern gezeigt, wie viel ſie von den Talenten Zwinglis zu fürchten hatten. Kaum war die Beſprechung beendigt, als der Legat Einſius zu ihm kam, der mit einem Breve des römiſchen Biſchofs verſehen war, in welchem Hadrian VI. ihn ſeinen vielgeliebten Sohn nannte und ihm von ſeiner „ganz beſondern Gnade" ſprach. — »**Adrianus, Papa VI. Mandavimus nuncio nostro, ut tibi separatim nostras literas redderet, nostramque erga te optimam voluntatem declararet**«**)." Rom, das ſich der Beſtechung mit ſo großer Geſchicklichkeit zu bedienen verſteht, wenn ihm die Macht fehlt, wollte Zwingli um jeden Preis gewinnen. „Und was ſollt Ihr ihm von Seiten des Papſtes anbieten?" ſagte Myconius zu Zink, der mit dieſer Unterhandlung beauftragt war. „Alles," erwiederte Zink, „mit Ausnahme des päpſtlichen Stuhls***)." Man kannte am Hofe Hadrians VI. den Züricher Reformator ſchlecht! Gewöhnt, mit den heiligen Dingen Handel zu treiben, eine Gewohnheit, die er getreulich bewahrt hat, konnte der römiſche Hof nicht glauben, daß ein Menſch den Verführungen des Geldes oder der Ehrenbezeugungen widerſtehen könnte. Sie ſchleppten einen Stroh-

*) Man findet die ausführliche Geſchichte des Religionsgeſprächs von Zürich in Chauffour-Kestner, Les Réformateurs du XVI. siècle; in J. J. Hottinger, Zwingli, und in Merle d'Aubigné, La Réformation.

**) Man muß dieſen ganzen, wahrhaft merkwürdigen Brief in Zwingli's Briefen nachleſen.

***) Osw. Myconius, Vita Zwingli.

mann, der den Zwingli vorstellte, auf den Richtplatz. „Sie werden meinen Frieden nicht stören," sagte der unerschrockene Pfarrer; „Christus wird den Seinigen nie fehlen*)." So vertheidigte er denn auch in einem zweiten Gespräch, das in Zürich Statt fand, seine Lehre mit mehr Kraft, als jemals. Er forderte die Freiheit der ersten Jahrhunderte, wie sie namentlich im Orient ausgeübt worden war. „Die allgemeine Kirche," sagte er, „ist über die ganze Welt verbreitet, überall wo man an Jesum glaubt, eben sowohl in Indien, als in Zürich. Besondre Kirchen haben wir in Bern, in Schaffhausen und auch hier. Aber die Päpste, ihre Cardinäle und Concilien sind weder die allgemeine, noch eine besondere Kirche**)!" Nach Aufstellung dieser Grundsätze untersuchte Zwingli die Frage, welche damals den Gegenstand aller Besprechungen bildete, das Meßopfer. Die Feinde der Reform wichen vor der unwiderstehlichen Kraft der neuen Ideen. Beinahe alle namentlich aufgerufenen Priester erklärten, daß sie Nichts zu Gunsten der Bilder oder der Messe zu sagen hätten. Ueber den Sieg seiner Ideen innig bewegt, erhob sich Zwingli voll Begeisterung, wendete sich gegen die Mitglieder des Raths und rief aus: „Fürchtet Nichts, theuere Herrn, Gott ist mit uns. Er wird seine Sache nicht verlassen. Ich erkenne, daß Ihr wegen des göttlichen Wortes viele Schwierigkeiten habt; aber der Herr wird die Seinigen beschützen. Sein Wille geschehe!" Zwingli war bei diesen Worten so gerührt, daß er seine Thränen nicht zurückhalten konnte***).

Ueberall ging Zwingli aus den Unterredungen siegreich hervor. Man hoffte, die Verbreitung seiner Meinungen durch Schrecken aufhalten zu können. Ein Zürcher, Namens Hottin-

*) Huldricus Zwinglius Magistro Zimmermann sive Justo Kirchmeyero, canonico Lucernae, suo fideli.

**) Füßli, Beiträge zur Erläuterung der Kirchen-Reformations-Geschichte des Schweizerlandes.

***) Man sehe die Akten dieses Gesprächs in Zwingli's Werken, Bd. 1.

ger, wurde in Baden festgenommen, wo er seinen Glauben nicht verläugnet hatte. Die in Luzern versammelte Tagsatzung wollte ihn selbst richten. Seine Richter entehrten sich durch ihre Unduldsamkeit und ihre unwürdigen Possen. Er wurde zum Verlust des Kopfs verurtheilt und ging zur Hinrichtung wie zu einem Fest*).

Der Vogt Wirth von Stammheim, dessen ältester Sohn Johannes und der Vogt Rüttimann wurden mit nicht geringerer Strenge behandelt. Die Gesandten an der Tagsatzung benahmen sich gegen sie auf eine gräßliche Weise. Während man sie grausam folterte, wurden sie von den Commissären mit abscheulichen Spöttereien verhöhnt. Umsonst versuchte man, die Eidgenossen zu christlicheren Gesinnungen zurückzurufen. Die Bemerkungen des Zuger Gesandten, Jeremias Stocker, können einen Begriff von dem Fanatismus geben, der sie beseelte. „Ich habe," sagte er, „den Vogt Wirth stets als einen redlichen und guten Menschen gekannt, er hat mich immer gut aufgenommen; sein Haus stand Allen offen, niemals hat er Jemand Gastfreundschaft verweigert. Ich schwöre es, wenn er gestohlen, oder gemordet hätte, würde ich ihm gern verzeihen; aber er hat die Mutter der Mutter Gottes verbrannt**). Er muß sterben***)."

Statt die Zürcher einzuschüchtern, brachten sie diese Barbareien zum Entschluß, sich vollständig von einem religiösen System zu befreien, das solche Abscheulichkeiten hervorrief. Nach Hottingers Hinrichtung vernichtete Zürich die Bilder. Man antwortete auf den Mord Wirths und Rüttimanns mit der Aufhebung der Messe.

In Bern war der Eindruck nicht günstiger für die Sache

*) S. Bullinger, Reformationsgeschichte.

**) Das Bild der heiligen Anna.

***) Bullinger, Reformationsgeschichte.

Roms. Die Behörden des Kantons beschlossen, daß ein Gespräch in den Mauern der Stadt Berchtold's V. stattfinden solle. Diese Unterredung, welche in der Franziskanerkirche gehalten wurde, war sehr feierlich. Mehrere hervorragende Männer, wie Farel, Haller***), Oecolampadius, Bucer und Capito wohnten demselben bei. Das Ergebniß desselben war die Abschaffung der Messe und des Bilderdienstes. Am Tage, nach welchem man die Götzenbilder herabgeworfen hatte, und deren Trümmer die Kirche noch bedeckten, bestieg Zwingli die Kanzel und hielt eine kraftvolle Anrede. „Sieg ist der Wahrheit geblieben," sagte er, „aber nur Beharrlichkeit kann ihn sichern. Christus ist bis zum Tode beharrlich gewesen. **Ferendo vincitur fortuna.** Nach der Niederlage bei Cannä drang Cornelius Scipio in den Rathssaal, zog sein Schwert und zwang die erschrockenen Häupter des Staats zu schwören, Rom nicht zu verlassen. Bürger von Bern, ich stelle die nämliche Forderung an Euch; verlasset Jesum Christum nicht!" — „Jetzt," sagte er beim Schluß, „bleibet fest in der Freiheit, welche Christus euch gegeben hat, und verfallet nicht wieder in die Sklaverei. „Fürchtet Euch nicht. Der Gott, der Euch erleuchtet hat, wird auch Eure Eidgenossen erleuchten; und die durch das Evangelium erneuerte Schweiz wird in Gerechtigkeit und Frieden blühen."

Wir sind auf den Höhepunkt seines Lebens gelangt. Die Rede, die wir eben angeführt haben, scheint sein Triumphgesang zu sein. Jetzt werden wir sehen, wie er sich in politische Bewegungen stürzt, welche mit dem blutigen Ereigniß von Cappel endigten. Diese Periode in dem Leben des Reformators ist oft selbst von protestantischen Schriftstellern getadelt worden. Man hat Aergerniß daran genommen, daß der beredte Reformator das Schwert von Marignano wieder in die Hand genommen hat. Aber man wäre gerechter gegen ihn gewesen, wenn man die Umstände berücksichtigt hätte, in denen er sich befand, und

*) Der Reformator Berns.

den Zweck, den er erreichen wollte. Zwingli hat nicht das Schwert ergriffen, um Andern Gewalt anzuthun; denn wenige Männer dieses Jahrhunderts haben die Gewissensfreiheit besser begriffen. Aber er war nicht bloß ein Prediger des Evangeliums, er war auch ein Freund seines Vaterlands und ein Republikaner. Nun stand er aber der katholischen Partei gegenüber, welche das Vaterland dem Vortheil einer Sekte aufopferte. Die stolzen Gebirgsleute, welche Oestreich bei Morgarten und Sempach besiegt hatten, reichten in Folge mönchischer Intriguen diesem Erbfeind eine brüderliche Hand. Eines der Häupter der ultramontanen Partei, Am-Berg, scheute sich nicht zu sagen: „Die Macht der Feinde unsers alten Glaubens ist so groß geworden, daß die Freunde der Kirche ihr nicht widerstehen können. Daher wenden wir die Blicke nach jenem erlauchten Fürsten, der in Deutschland den Glauben unsrer Väter gerettet hat.“ Seit dieser Zeit scheinen die Männer der Waldstätte sich's zur Aufgabe gemacht zu haben, das Andenken an die Großthaten ihrer Vorfahren auszulöschen. Diese unerschrockenen Männer, deren Väter der stolzesten Aristokratie des Mittelalters Widerstand geleistet hatten, sind von nun an gelehrige Sklaven ihrer Priester und Klöster, und die Stützen der willkürlichen Macht Roms und Oestreichs. Zu der Zeit, von der wir sprechen, sehen wir sie in Waldshut versammelt. Sie hängen die Wappen der Kantone neben dem räuberischen Adler auf, dessen Anblick allein die alten Patrioten der Schweiz empört hätte. Sie schmücken ihre Hüte mit der Pfauenfeder, diesem Erkennungszeichen, das den muthigen Hirten, vor welchen einst der Adel erzitterte, so verhaßt war. Man schloß sogar einen Bundesvertrag mit Oestreich. Er war in Ausdrücken abgefaßt, welche einen Begriff von dem Geist der Urkantone geben. „Wer unter dem Volk neue Sekten bildet, soll mit dem Tod bestraft werden, wenn nöthig, mit Hülfe Oestreichs. Diese Macht wird nöthigenfalls 6000 Fußgänger, 400 Reiter und die nöthige Artillerie in die Schweiz schicken. Man kann selbst

die reformirten Kantone einſchließen und die Lebensmittel auffangen*)."

Als man dieſe traurigen Nachrichten vernahm, ſang man in der ganzen Schweiz folgendes Volkslied:

„Es macht mich graw,
Daß ſich der Pfaw,
Darzuo der Stier
Und ſunſt noch vier
Sich hend vereynt."

Genügte nun die rein religiöſe Predigt bei dieſer außerordentlichen Gefahr? Konnte Zwingli, der ſtets der glühendſte Gegner des fremden Einfluſſes geweſen war, es zulaſſen, daß dieſer über das Schickſal der Eidgenoſſenſchaft verfüge, die Reform in ihrer Wiege erſticke, ſo viele Jahrhundert lange Kämpfe für die Unabhängigkeit des Vaterlandes nutzlos mache?

Eine Thatſache beweist hinlänglich, wie die katholiſchen Kantone die Anhänger der freien Prüfung zu behandeln gedachten. Ein Pfarrer aus der Umgebung des Greifenſees, Namens Jakob Kayſer, begab ſich nach Oberkirch, als er von vier auf die Lauer geſtellten Männern ergriffen und nach Schwyz geführt wurde. Dort wurde er trotz der dringenden Vorſtellungen von Zürich und Glarus lebendig verbrannt. Die Katholiſchen wollten den Krieg, und Zwingli glaubte, daß es nicht klug ſei, ihren Anmaßungen nachzugeben. „Bleiben wir feſt," ſagte er, „und fürchten wir uns nicht, die Waffen zu ergreifen. Dieſer Friede, welchen Einige ſo ſehr wünſchen, iſt kein Friede, ſondern ein Krieg, während der Krieg, den wir verlangen, kein Krieg iſt, ſondern der Friede. Wir dürſten nicht nach Blut, aber wir müſſen die Nerven der Oligarchie zerſchneiden**)!

*) Bullinger theilt den ganzen Vertrag mit.

**) Dieſe Stelle beweist deutlich, daß Zwingli die Unterdrückung der Ariſtokratie für eine nothwendige Folge der Reform anſah. Aber man hat bis 1830 warten müſſen, um in der Schweiz dieſes Ergebniß zu erreichen.

Wenn wir es nicht thun wollen, ſo wird die Wahrheit des Evangeliums und das Leben ſeiner Diener unter uns nie ſicher ſein *). Der ſcharfſichtige Erasmus ahnte den Zweck, nach welchem die Reformation unwiderſtehlich ſtrebte. „Man verlangt von uns," ſagte er, „daß wir unſre Thüren öffnen, indem man laut ruft: Das Evangelium! das Evangelium! Hebt den Mantel auf, und ihr werdet unter ſeinen geheimnißvollen Falten die Demokratie finden **)." Das Bild des „Mantels mit den geheimnißvollen Falten" paßte nicht auf den muthigen und biederen Zwingli, da er ja mit der größtmöglichſten Offenheit ſagt: „Man muß die Nerven der Ariſtokratie zerſchneiden." Nie hat ein Mann ſeine republikaniſchen Meinungen weniger verläugnet. Er verbarg nicht einmal, daß er gegen die ganze Macht des Deſpotismus zu kämpfen beabſichtige, der damals ſeinen höchſten Ausdruck im deutſchen Reich und in der päpſtlichen Gewalt fand.

„Der Kaiſer," ſagte er, „wiegelt Freunde gegen Freunde, Feinde gegen Feinde auf, und ſucht dann aus dieſer Verwirrung den Ruhm des Papſtthums und vor Allem ſeinen eigenen Ruhm hervorgehen zu laſſen. Er reizt den Kaſtellan von Muſſo gegen die Graubündner, den Biſchof von Conſtanz gegen ſeine eigene Stadt, den Herzog von Savoyen gegen Bern, die fünf Kantone gegen Zürich, den Herzog Georg von Sachſen gegen den Herzog Johann, die Biſchöfe des Rheins gegen den Landgrafen, und wenn das Handgemenge allgemein iſt, wird er ſich auf Deutſchland ſtürzen, wird ſich zum Vermittler anbieten, und wird mit ſeinen ſchönen Worten Städte und Fürſten verblenden, bis er ſie alle unter ſeine Füße gebracht hat. Großer Gott, welche Zwietracht! welches Unheil unter dem Vorwand, das Reich wiederherzuſtellen und die Religion zu kräftigen ***)!"

---

*) Myconius, Vita Zwingli.

**) Bullinger berichtet dieſes Wort des Erasmus.

***) „Quæ dissidia, quas turbas, quæ mala, quas clades, sub

Der Reformator zog im Angesicht dieser außerordentlichen Gefahr den Schluß, daß wenn die Freunde der religiösen und politischen Freiheit sich vereinigten, um sie gegen die Tyrannen zu vertheidigen, ihre unüberwindliche Thatkraft den Sieg über dieselben davon tragen würde. „Man muß ein Feigling oder ein Verräther sein," schrieb er, „um sich zu begnügen, zu gähnen und die Arme zu strecken, während man auf allen Seiten Männer und Waffen sammeln sollte, um dem Kaiser zu zeigen, daß er sich umsonst Mühe gibt, den römischen Glauben wieder herzustellen, die freien Städte zu knechten und die Schweizer zu bezwingen. Man hat uns vor sechs Monaten gezeigt, wie man verfahren will. Heute wird man mit der Einen Stadt anbinden, morgen mit einer andern, bis sie alle unterworfen sind. Dann wird man ihnen ihre Waffen, ihre Schätze, ihre Gesetze und ihre ganze Macht rauben. Wecket Lindau und alle Nachbarn. Wenn man nicht aufwacht, so werden die öffentlichen Freiheiten unter dem Vorwande der Religion zu Grunde gehen. Man darf auf die Freundschaft der Tyrannen nicht vertrauen. Schon Demosthenes lehrt uns, daß in ihren Augen Nichts hassenswerther ist, als die Freiheit der Städte*). Der Kaiser zeigt in der einen Hand Brod, aber in der andern verbirgt er einen Stein**)."

Zwingli ging noch weiter. Er sah ein, wie weit der Kampf gegen die unterdrückenden Gewalten gehen müsse. „Nicht Dieser oder Jener," sagte er, „muß sich vornehmen, einen Tyrannen vom Throne zu stürzen; das wäre eine Empörung, und das Reich Gottes will Gerechtigkeit, Friede und Freude. Aber wenn das ganze Volk ihn einstimmig oder wenigstens die Mehrheit

---

specie restituendi Romani Imperii instaurandaeque Religionis christianae dabit!" Zwinglius Cunhardo Zuiccio.

*) τὴν τῶν πόλεων ἐλευθερίαν.

**) Zwinglius Cunhardo Zuiccio.

ihn verwirft, ohne Ausſchweifungen zu begehen, **ſo thut ſie es mit Gott.**

Der Reformator kam der conſtituirenden Verſammlung von 1489 zuvor. Er dachte wie Mirabeau, wie Barnave, wie Lafayette.

Solche Anſichten mußten die ariſtokratiſche und römiſche Partei aufbringen. „Ich werde nicht eher Ruhe finden," ſagte Einer dieſer Partei, „als bis ich meinen Dolch bis ans Heft in das Herz dieſes Gottloſen geſtoßen habe." Ihn, den größten Schweizer ſeines Jahrhunderts, erfüllte es mit Unwillen, wenn er Eidgenoſſen, was ſage ich? wenn er ſogar die Gründer der Eidgenoſſenſchaft, die Krieger von Uri, Schwyz und Unterwalden, mit den Oeſtreichern gemeinſchaftliche Sache machen ſah! Der Krieg war unvermeidlich geworden, man rüſtete ſich auf beiden Seiten, Das katholiſche Heer und das der Reformirten trafen in Cappel nicht weit von Zug zuſammen. Aber im Augenblick handgemein zu werden, erinnerten ſich die Eidgenoſſen an die Bande, welche ſie vereinigten, und es wurde am 26. Juni 1529 Friede geſchloſſen. Zwingli war mit demſelben unzufrieden, da er wohl einſah, daß die Gegner der Reformation nur eingewilligt hatten, um ſich beſſer auf den Krieg vorzubereiten.

In einem Augenblicke, wo die ſcharfblickendſten Staatsmänner ſich keinen Täuſchungen über die Zukunft hingaben, war es natürlich, daß die, welche die Gefahren fühlten, denen die proteſtantiſche Kirche ausgeſetzt war, den Verſuch machten, deren hauptſächlichſte Führer zu vereinigen. Dieß war der Grund, welcher den Landgrafen von Heſſen beſtimmte, das berühmte Religionsgeſpräch von Marburg hervorzurufen.

Während ſich die Reform in der Schweiz entwickelte, machte ſie ebenfalls große Fortſchritte in Deutſchland. Aber es entſtanden ſchon am Anfang bedeutende Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen den deutſchen und den franzöſiſchen und ſchweizeriſchen Reformirten. Dieſer Zwieſpalt betraf vorzüglich die Frage von dem Abendmahl. Luther hatte geglaubt, das Dogma der wirk-

lichen Gegenwart beibehalten zu müſſen, indem er es auf eine mehr ſeltſame als philoſophiſche Weiſe modificirte. Zwingli hingegen, der den griechiſchen Text des Neuen Teſtaments und die älteſten Väter der orientaliſchen Kirche ſorgfältig ſtudirt und der einen weit ſchärfern Verſtand hatte als Luther, ob er gleich nicht in dem nämlichen Grad das Talent beſaß, die Menge aufzuregen, hatte ſchon beim Beginn ſeines Auftretens den durchaus ſymboliſchen Charakter des Abendmahls erkannt. Der Wittenberger Reformator konnte aber den Widerſpruch nicht ertragen. Es erfüllte ihn mit Unwillen, daß Zwingli und die Schweizer eine Lehre bekannten, die ihm verwegen ſchien.

Eine ſolche Trennung war in einer Zeit äußerſt beklagenswerth, wo es ſo nöthig war, ſich gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu vereinigen. Der Landgraf Philipp von Heſſen glaubte, daß es ſich nur um einen Wortſtreit handle. Er faßte daher den Plan, auf einem ſeiner Schlöſſer eine Zuſammenkunft zu veranſtalten, wo ſich die hauptſächlichſten Theologen der beiden Schulen verſammeln ſollten. Luther und ſeine Freunde gingen nur mit Widerſtreben in dieſen Gedanken ein. Man ſollte glauben, daß der Sachſe die mächtige Dialektik und den bewunderungswürdigen Menſchenverſtand des Zürcher Reformators unbewußt fürchtete. „Es iſt nicht gut," ſagte er, „daß ſich der Landgraf von Heſſen ſo viel mit den Zürchern zu ſchaffen macht. Ihr Irrthum iſt von ſolcher Art, daß die Leute von ſeinem Geiſt leicht von demſelben ergriffen werden. Die Vernunft liebt, was ſie verſteht, namentlich wenn gelehrte Männer ihre Ideen mit einem bibliſchen Schein umhüllen."

Zwingli hatte größeres Vertrauen in die Sache, die er vertheidigte. Er wäre bis ans Ende der Welt gegangen, um den Frieden zwiſchen den Reformirten wieder herzuſtellen. Er antwortete der Zürcher Regierung, welche ihn nicht nach Heſſen wollte reiſen laſſen: „Ich bin überzeugt, daß wenn wir Theologen uns einander gegenüber ſehen, der Glanz der Wahrheit unſere Augen erleuchten wird." Bei dieſer Ueberzeugung konnte

ihn Nichts aufhalten. Er verließ Zürich in der Stille der Nacht, ſtieg zu Pferd, und ritt nach Baſel, wo er ſich auf dem Rhein einſchiffte. In Straßburg ſchlug er abgelegene Wege ein, mitten durch Wälder und Gebirge. So kam er auf dem Schloß zu Marburg an, das, auf einer Anhöhe gelegen, das ſchöne Lahnthal beherrſcht, welches in der Entfernung durch eine Bergreihe geſchloſſen iſt. Der Herzog wies der Verſammlung das gothiſche Gewölbe des Ritterſaales an. Es wurden nur Fürſten, Adelige, Abgeordnete und Theologen zugelaſſen.

Dieſe Scene iſt eine der erhabenſten, welche die Geſchichte der Reformation darbietet. Dort ſah man alle „ausgezeichneten Fürſten des Worts“ verſammelt, wie ſie ein alter Chroniſt nennt. Ein Dichter jener Zeit redete ſie folgendermaßen an: „Durchdringender Luther, ſanfter Oekolampad, großherziger Zwingli, beredter Melanchthon, Ihr alle, die der Fürſt Philipp, dieſer berühmte Held, Diener Gottes und Biſchöfe genannt hat, welche die chriſtlichen Städte geſandt haben, um die Glaubenstrennung abzuwenden und uns den Weg der Wahrheit zu zeigen. Die flehende Kirche fällt weinend Euch zu Füßen und beſchwört Euch bei dem Herzen Chriſti, dieſe Angelegenheit zu glücklichem Ende zu führen, damit die Welt in Euren Beſchlüſſen das Werk des heiligen Geiſtes erkenne.“ So ſprach Cordus. Unglücklicher Weiſe ſind die theologiſchen Leidenſchaften bei den Menſchen ſtärker, als das Bedürfniß des Friedens. Der Hochmuth heftet ſich an die perſönlichen Anſichten, und iſt immer geneigt, ſeine Sache mit der Sache der Gottheit zu vermengen. Wenn dem alſo iſt, wie ſollte es den friedlichen Charakteren gelingen, ihren Meinungen den Sieg zu verſchaffen? Der Landgraf, ein Mann von erleuchtetem und wohlwollendem Geiſt, hielt es für leicht, die Eintracht unter Männern herzuſtellen, welche nach demſelben Ziele ſteuerten. Er ſollte erfahren, daß die beſten Abſichten vor menſchlichen Schwachheiten nicht bewahren.

Philipp von Heſſen leitete ſelbſt die Verſammlung. Vor

ihm ſtand ein Tiſch, dem ſich Luther, Zwingli, Melanchthon und Oekolampad näherten. Sogleich ergriff Luther ein Stück Kreide und ſchrieb auf den Sammet, der den Tiſch bedeckte, in lateiniſcher Sprache: „Dies iſt mein Leib.“ Hinter den vier hauptſächlichſten Theologen ſaßen ihre Freunde. Jonas, der ſich unter den Lutheranern befand, betrachtete die Anhänger Zwinglis mit Aufmerkſamkeit. „Zwingli,“ ſagte er, „hat etwas Bäuriſches und Anmaßendes. Wenn er mit den Wiſſenſchaften vertraut iſt, ſo iſt es trotz Minervas und der Muſen. In Oekolampad erſcheint eine natürliche Güte und eine bewundernswürdige Sanftmuth. Hedio ſcheint ebenſo freiſinnig als menſchlich. Aber in Bucer finde ich eine fuchsartige Liſt, die ſich den Anſchein von Geiſt und Klugheit zu geben weiß.“

Zwingli war in dieſem Bild nicht geſchmeichelt; ſeine republikaniſche Offenheit mißfiel den Deutſchen. Man ſah jedoch bei dieſem Geſpräch, daß er trotz ſeines bäuriſchen Weſens die theilnehmendſte Seele und die aufrichtigſte Herzlichkeit beſaß. Allerdings vertheidigte er ſeine Anſichten mit eben ſo viel Kraft als Gelehrſamkeit; aber dennoch zeigte er ſich freundlich und ſelbſt weich, während Luther und ſeine Freunde einen nicht ſehr chriſtlichen Starrſinn an den Tag legten.

Schon im Anfang des Geſprächs offenbarte Luther ſeinen herrſchſüchtigen Charakter. „Ich betheure,“ ſagte er, „daß ich in Bezug auf die Lehre vom Abendmahl von meinen Gegnern abweiche, daß ich immer von ihnen abweichen werde. Chriſtus hat geſagt: „Dies iſt mein Leib“. Man beweiſe mir, daß ein Leib nicht ein Leib iſt. Ich verwerfe die Vernunft, den Menſchenverſtand, die Gründe des Fleiſches und die mathematiſchen Beweiſe. Gott ſteht über der Mathematik. Wir haben das Wort Gottes, man muß es anbeten und befolgen.“

Oekolampad trug hierauf unter einer verſöhnenden Geſtalt eine Bemerkung von der größten Tragweite vor. „Man kann nicht läugnen,“ ſagte er, „daß ſich im Worte Gottes Bilder vorfinden. Johannes iſt Elias, Chriſtus war der Stein; ich

bin der Weinstock u. s. w. Der Ausdruck: Dies ist mein Leib ist ein Bild der nämlichen Art." Luther weigerte sich, diese doch so schlagende Aehnlichkeit anzunehmen. Oekolampad fuhr mit seiner gewöhnlichen Ruhe fort: „Was Christus im sechsten Kapitel Johannis verworfen hat, hat er in den Worten des Abendmahls nicht annehmen können. Nun hat aber Christus, der zu denen von Capernaum sagt: Das Fleisch ist kein Nütze, dadurch den leiblichen Genuß seines Leibes verworfen. So hat er diesen auch bei der Einsetzung des Abendmahls nicht festgestellt." Bald erhob sich ein lebhafter Streit zwischen Luther und Oekolampad. Der sächsische Reformator sagte endlich: „Ich sehe, daß geschrieben steht: Eßt, dies ist mein Leib! So muß man es denn glauben und thun. Man muß es thun, man muß es thun, man muß es thun! Wenn Gott mir geböte, Mist zu essen, so würde ich es thun, überzeugt, daß es zu meinem Heil gereichen würde."

Nun wollte sich Zwingli in's Mittel legen. Er versuchte, Luthern zu zeigen, daß er die Bibel auf eine allzu materielle Weise erkläre. Dieser antwortete trocken: „Ihr sind verfänglich!" „Nein," versetzte Zwingli lebhaft, „aber Ihr sagt Dinge, die sich widersprechen." Er führte mehrere Stellen der Schrift an, in denen das Zeichen durch das bezeichnete Ding bezeichnet wird. Diese Beweisführung machte einen lebhaften Eindruck auf die Versammlung. Aber Luther wiederholte hartnäckig, indem er auf die auf den Tisch geschriebenen Worte zeigte: „Dies ist mein Leib, dies ist mein Leib. Wer zu begreifen sucht, fällt vom Glauben ab." „Aber, Herr Doctor," versetzte Zwingli, „St. Johannes erklärt uns, wie der Leib Christi genossen wird, und Ihr müßt doch einmal aufhören, uns immer das nämliche Lied zu singen." — „Ihr gebraucht," sagte Luther, „empörende Ausdrücke." — „Ich frage Euch, Herr Doctor, ob Christus im sechsten Kapitel des Evangeliums Johannes nicht auf die Frage hat antworten wollen, die an ihn gerichtet war?" — „Herr Zwingli, Ihr wollt mir durch Euren anmaßenden Ton den

Mund schließen. Diese Stelle hat hier Nichts zu thun." — „Um Verzeihung, Herr Doctor, diese Stelle bricht Euch den Hals." — „Thut nicht so übermüthig, Ihr seid in Hessen und nicht in der Schweiz. In diesem Lande schneidet man nicht so den Leuten den Hals ab." Und indem er sich gegen seine Anhänger wandte und auf den kriegerischen Charakter des Zürcher Reformators anspielte, sagte er ihnen: „Er gebraucht Kriegsausdrücke, Blutworte." Zwingli nahm die seinem Vaterland zugefügte Beleidigung nicht hin. „In der Schweiz," versetzte er lebhaft, „findet man gutes Recht, und man bricht Niemandem den Hals ohne Urtheil. Dieses Wort zeigt nur, daß Eure Sache hoffnungslos verloren ist."

Diese Unterredung gibt einen genügsamen Begriff von dem Charakter der beiden Reformatoren. Luther war nicht auf seinem Boden. Er konnte in einer solchen Besprechung die unermeßlichen Mittel seiner volksthümlichen Beredsamkeit nicht entwickeln. Wahrscheinlich hätte sich auch Mirabeau bei einem Gespräch über den Ursprung der Ideen nicht behaglich gefühlt. Uebrigens hatte Luther, als er mit dem Papstthum brach, die Ueberlieferungen des Mittelalters so viel als möglich bewahrt. Die Art, wie er die Bibel erklärte, war zuweilen naiv und kindisch; Zwingli zeigte es bei mehreren Gelegenheiten. Was seine philosophischen Kenntnisse betrifft, so kennt man seine Verachtung gegen diese Wissenschaft; diese Verachtung war aber nicht ohne üble Folgen. So begegnete es ihm in der Marburger Zusammenkunft zu sagen: „Das Weltall ist ein Leib, und doch kann man nicht sagen, daß es irgendwo sei." „Ich bitte die verständigen Männer," versetzte Zwingli lächelnd, „diesen Beweis zu erwägen." In seiner Art, die Lehre Christi zu erklären, ließ sich Luther unbewußt durch die Auslegungen der römischen Kirche leiten. „Ihr habt für Euch," sagte er, „Fulgentius und Augustinus, aber wir haben die andern Kirchenväter für uns." — „So nennet diese," sagte der gelehrte Oekolampad, „wir machen uns anheischig, Euch zu beweisen

daß ſie unſerer Meinung ſind." Es wäre in der That ſchwer, die Lehre vom Abendmahl, wie ſie Luther und überhaupt die Anhänger der wirklichen Gegenwart verſtehen, in den Schriften des Clemens von Alexandrien, Juſtinus, des Athenagoras, des Origenes zu finden. Dieſe Kirchenväter verſtanden das Griechiſche zu gut; ſie lebten zu nahe an dem Urſprung des Chriſtenthums, als daß ſie das Teſtament Chriſti in ſo ſinnlicher Weiſe verſtanden hätten wie der Wittenberger Reformator.

Auch Zwingli verſtand die heilige Sprache gründlich. Er bewies es bei einer Gelegenheit der Verhandlung, die nicht am wenigſten merkwürdig iſt. „Ich ſetze Euch," ſagte er, „folgenden Glaubensartikel entgegen: **Ascendit in cœlum.** Wenn Chriſtus mit ſeinem Leib im Himmel iſt, wie kann er im Brod ſein? Das Wort Gottes lehrt uns, daß er in allen Dingen ſeinen Brüdern ähnlich war. Nun kann er aber nicht zu gleicher Zeit an mehreren Orten ſein." — „Wenn ich grübeln wollte," antwortete Luther, „ſo könnte ich mich anheiſchig machen, zu beweiſen, daß Chriſtus eine Frau war und ſchwarze Augen gehabt, und daß er in Deutſchland gewohnt hat. Ich kümmere mich wenig um die Mathematik." — „Hier handelt es ſich nicht um die Mathematik," ſagte Zwingli, „ſondern um St. Paulus, der zu den Philippern ſagt: *μορφὴν δούλου λαβών*." — Luther unterbrach ihn: „Führt die Stelle lateiniſch oder deutſch an, und nicht griechiſch." — Zwingli antwortete auf lateiniſch: „Verzeiht mir. Seit zwölf Jahren bediene ich mich nur des griechiſchen Teſtaments." So war ihm der Zürcher in der Exegeſe eben ſo überlegen, als in der Philoſophie. Er hätte dieſen Vortheil ohne Zweifel nicht behalten, wenn es ſich darum gehandelt hätte, die aufgeregte Menge gegen das Papſtthum aufzuwiegeln. Aber ich wiederhole es, es handelte ſich hier nur um Theologiſches, um friedliche Erklärungen der Schrift, um rein wiſſenſchaftliche Beweiſe. Luther war ſichtbar über eine Lage mißvergnügt, die der Richtung ſeines Geiſtes nicht entſprach. Es handelte ſich nicht mehr darum, die Schmach der

babyloniſchen Gefangenſchaft in feurigen Zügen zu malen oder in den Herzen Deutſchlands das Gefühl der alten deutſchen Freiheit von Neuem zu wecken. Der Wittenberger Doctor ſah ſich im Kampf mit der franzöſiſchen und ſchweizeriſchen Theologie, die freilich ein wenig kalt iſt, wenn man will, aber die auch ſcharfſinnig iſt, das Geheimſte ergründet und bis auf den Grund der Dinge zu bringen liebt. Zwinglis Dialektik ſchien Luthern zu ſehr von jener Philoſophie durchdrungen zu ſein, welche er beinahe für eben ſo abſcheulich hielt, als das Papſtthum. Luther war, man kann es ſich nicht verbergen, weſentlich myſtiſch, und hierin war er ganz und gar ein Deutſcher. In dem göttlichen Hauch, der die dichten Wälder Germaniens bewegte, wenn es ſich vor den Altären Wodans beugte, wenn es im Mittelalter die geheimnißvollen Dome am Rhein baute, in dieſem Hauch lag ſeine ganze ſittliche Kraft. Um auf ein Volk, namentlich auf ein großes Volk zu wirken, muß man nicht nur ſeine Eigenſchaften, man muß auch ſeine Fehler beſitzen. Nun war aber die Seele des Wittenberger Reformators von jenem unbeſtimmten und etwas nebligem Ideal erfüllt, welches die blonden Kinder Deutſchlands charakteriſirt. Er war ſeiner Natur nach eben ſo ſehr ein Dichter und Künſtler als ein Theologe. Er glaubte an die Erſcheinungen, von denen die ſächſiſchen Bergleute erzählten, und auf der Wartburg hörte er unter den alten Buchen die Stimme der Berggeiſter liſpeln.

Zwingli hatte dieſe phantaſtiſche Poeſie niemals begriffen. Er war dem Geiſte nach der würdige Bruder Calvins, er repräſentirte auf das Trefflichſte das Weſen des romaniſchen Volksſtammes. Nun iſt aber dieſer Stamm, ſo wie er ſich zu allen Zeiten in der Geſchichte offenbart hat, am wenigſten myſtiſch von allen. Kaum findet ſich bei den Römern irgend welches Sinnen nach den göttlichen Dingen. Alle Völker, die ihr Blut und ihre Ueberlieferung geerbt haben, haben nichts von dem deutſchen Myſticismus des Mittelalters. Ihre Religion hat oft die größte Pracht entwickelt, ſie hat ſich mit allen glänzenden

Formen der Kunst und der Poesie umgeben, aber niemals hat sie viel Schwärmerei eingeflößt. Sie hat die Seelen selten in jene endlosen Träumereien, in jene tiefen Anschauungen, in jene unbestimmte Angst gerissen, welche wir zum Beispiel bei Luther finden. Der klare, bestimmte, positive Geist Zwinglis, Calvins, Lefevre's, Farel's hatte wenig Neigung zu Verzuckungen.

Aber wenn Zwingli nicht war, was man eine mystische Seele nennt, so kann man ihn doch auch nicht des Mangels an Gefühl anklagen. Er gab selbst bei dem Marburger Gespräch rührende Beweise davon. „Luther, der unbeugsamen und herrschsüchtigen Charakters war," sagt sein Vertheidiger Seckendorf*), „hörte nicht auf, die Schweizer aufzufordern, sich einfach seiner Meinung zu unterwerfen." Der Kanzler des Landgrafen ermahnte die Theologen, sich zu verständigen. Luther antwortete mit Härte: „Ich kenne hiefür nur Ein Mittel, und das ist dieses: Unsere Gegner sollen unsern Glauben annehmen." — „Wir können es nicht," sagten die Schweizer. — „Wohlan," versetzte Luther, „so überlasse ich Euch den Gerichten Gottes und bitte ihn, Euch zu erleuchten." — „Wir thun dasselbe," antwortete der friedliche Oekolampad. Zwingli sah alle seine Hoffnungen verschwinden. Er hatte es für möglich gehalten, unter den Reformirten eine Eintracht herbeizuführen, welche ihre Stärke vor dem Feind gebildet hätte. Der Kummer, die christliche Eintracht auf immer verloren zu sehen, erfüllte seine Seele mit tiefem Schmerz, und er begann vor Allen die heißesten Thränen zu vergießen. Diese Thränen gereichen ihm eben so sehr zur Ehre, als seine Arbeiten, seine Leiden und seine Kämpfe für die Sache der Freiheit. Auf dem Marburger Gespräch sehen wir in Luther nur einen herrschsüchtigen und schneidenden Theologen, der von den Erinnerungen der Schulen des Mittelalters geleitet wird und von dem Gefühl seiner Bedeutsamkeit viel zu sehr eingenommen ist.

*) S. 136.

Zwingli dagegen benimmt sich als ein muthiger und christlicher Mann, der auf das Innigste fühlt, wie schmerzlich brudermörderische Kämpfe sind, und der über dem gebrochenen Frieden Thränen weint.

So zeigte er sich noch in der letzten Versammlung. Niemals war er vielleicht größer gewesen, groß durch die Tiefe seines Gemüths und die Milde seiner Seele. „Laßt uns," sagte er, „unsere Einigkeit in allen Dingen bekennen, in welchen sie vorhanden ist; und in Bezug auf die übrigen wollen wir uns erinnern, daß wir Brüder sind. Es wird unter den Kirchen niemals Eintracht herrschen, wenn es nicht erlaubt ist, über untergeordnete Punkte verschiedener Meinung zu sein." Dieser Gedanke hatte eine unermeßliche Tragweite. Es wäre zu wünschen gewesen, daß Luther und seine Freunde dessen Tiefe begriffen hätten. Der Landgraf begrüßte ihn mit Begeisterung. „Ja, ja," rief er aus, „Ihr seid einig. So gebt auch ein Zeugniß Eurer Einigkeit; erkennt Euch als Brüder." Zwingli ging mit der Herzlichkeit seines Vaterlandes den Wittenberger Theologen entgegen. „Es lebt auf der Welt Niemand," sagte er, „mit dem ich lieber wünschte einig zu gehen, als mit Euch." Sämmtliche schweizerische Theologen wiederholten diese Betheuerungen. Die Rührung war allgemein. Zwingli näherte sich Luthern mit Thränen in den Augen, und reichte ihm die Hand*). Aber der Theologe sollte bis zum Ende in dem unbeugsamen Luther den Christen ersticken. Er stieß Zwinglis Hand zurück. „Ihr habt einen andern Geist als wir." Diese Worte brachten den traurigsten Eindruck hervor. Die Wittenberger blieben nicht dabei stehen; sie sprachen sich mit der größten Härte über Zwingli und dessen Freunde aus. Diese bewahrten eine wahrhaft evangelische Ruhe und Mäßigung. „Wir sind uns bewußt," sagten sie, „daß wir gehandelt haben, wie wenn wir vor Gott ständen. Die Nachwelt wird es be-

*) Hospinianus, p. 136.

zeugen." Den Landgrafen ſchmerzte Luthers Hartnäckigkeit und Härte. Die Heſſiſchen Theologen vereinigten ſich mit ihrem Fürſten, um ein Glaubensbekenntniß abzufaſſen. Er ließ ſich dabei von glücklicheren Eingebungen leiten, als man es nach ſeiner Haltung während des Geſprächs hätte erwarten können. Die Schrift, die er abfaßte, endigte mit folgendem bemerkenswerthen Schluß, welchem die Schweizer ſogleich ihren Beifall gaben. „Ob wir gleich jetzt über die Frage, ob der wahre Leib und das wahre Blut in dem Brod und dem Wein ſind, nicht einig gehen, ſo wollen ſich doch die betheiligten Parteien je länger je mehr wahre chriſtliche Liebe beweiſen, ſoweit es das Gewiſſen erlaubt, und wir wollen alle den Herrn inſtändig anflehen, daß er uns durch ſeinen heiligen Geiſt in dem wahren Glauben befeſtige." Zwingli, Bucer und Hedio unterzeichneten dieſe Erklärung mit Luther und ſeinen Freunden.

Leider konnten ſich die großen Pläne Zwinglis bei dieſer Zuſammenkunft nicht verwirklichen. Die politiſche Einigung zwiſchen den Reformirten der Schweiz und Deutſchlands kam nicht zu Stande. Die Beſprechungen, welche Zwingli über dieſen Gegenſtand mit dem Landgrafen hatte, beunruhigten Luthers Anhänger. Sie hatten gegen ſeine demokratiſche Politik eben ſo großes Mißtrauen, als gegen ſeine Theologie. „Wenn Ihr die Mützen der Bauern reformirt habt," ſagte ihm Jonas, „werdet Ihr auch den Hermelinhut der Fürſten reformiren wollen." Dieſe Erklärung von Zwinglis Abſicht hatte eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit. Aber lag die Zukunft der Welt nicht in der Demokratie, deren Aufſchwung keine menſchliche Gewalt, keine politiſche Berechnung aufhalten konnte? Zwingli ſah es wohl; denn die großen Männer ſehen über ihr Jahrhundert hinaus, ahnen lange zum Voraus die Geſchicke der Menſchheit.

Trotz des Zwieſpalts, der die demokratiſche Reform der Schweiz und Frankreichs von der ariſtokratiſchen Reform Deutſchlands trennte, verlor die römiſche Kirche bedeutend an Boden. Die Zwiſtigkeiten über den Cappeler Frieden erneuerten ſich

wegen der Erbitterung der Katholiken über ihre Niederlagen fortwährend. Von beiden Seiten rüstete man sich zum Krieg trotz der Vorzeichen, welche die Gemüther in Schrecken versetzten, hauptsächlich verursachte ein Komet allgemeine Angst. Zwingli theilte den Glauben seiner Zeitgenossen über den Einfluß dieser Erscheinung. Als er sich eines Abends mit einigen Freunden auf dem Münsterkirchhof unterhielt, sagte er ihnen: „Dieser Unglücksstern beleuchtet den Weg, der zu meinem Grabe führt. Es wird mir das Leben kosten und vielen Ehrenmännern mit mir. Ich habe ein kurzes Gesicht, aber ich entdecke großes Unheil in der Zukunft. Die Wahrheit und die Kirche werden Trauer anlegen, aber Christus wird uns nie verlassen." Ungeachtet dieser Vorbedeutungen und dieser Ahnungen blickte Zwingli nicht rückwärts. Er hatte die Ueberzeugung, den Absichten des Himmels gemäß zu handeln. Niemals hatte vielleicht ein Mann ein klareres Gefühl seiner Aufgabe, und beschäftigte sich weniger mit seinem persönlichen Vortheil. Zum Fortschritt der Menschheit beizutragen, die Schweiz von dem römischen Joch zu befreien, sie vor den Verschwörungen des Adels zu bewahren, das war sein einziger Gedanke. So schrieb er in dem Jahre seines Todes in seinem „Kommentar über Jeremias": „Eine Seele, die Gott fürchtet, bekümmert sich nicht um die Drohungen der Welt. Ihre Aufgabe ist, den Rathschluß Gottes zu fördern, was auch geschehen möge. Ein Fuhrmann, der einen weiten Weg zurückzulegen hat, muß sich darauf gefaßt machen, auf dem Wege Wagen und Geschirr abzunutzen. Es genügt ihm, seine Waare an ihren Bestimmungsort zu bringen. Wir sind der Wagen und das Geschirr Gottes. Es ist kein Stück daran, das nicht verbraucht, gezerrt, zerrissen wird, aber unser großer Führer wird seine großen Absichten, die er mit uns hat, nicht weniger erfüllen. Gehört nicht die schönste Krone denen, welche auf dem Schlachtfelde fallen? So fasset denn Muth mitten unter den Gefahren, welche die Sache Christi treffen müssen! Selbst wenn wir hienieden seinen Sieg

niemals mit unſern eignen Augen ſchauen ſollten, ſieht uns der Richter doch, und krönt uns. Andre werden ſich auf Erden der Frucht ihrer Arbeit erfreuen, während wir, die ſchon im Himmel ſind, die ewige Belohnung haben werden *)."

Der Krieg, der ſich zwiſchen Zürich und den Waldſtätten entſpann, endigte mit der Schlacht bei Cappel. Zwingli wurde zum Feldprediger ernannt. „Es iſt unſer alter Brauch," ſagten die Zürcher, „daß das große Banner niemals unſere Mauern verlaſſe, ohne daß einer der höchſten Diener der Kirche mit ihm ausziehe." Als der Reformator dieſe Aufgabe übernahm, ſah er deren Ausgang voraus. Vierzehn Tage vor der Schlacht ſagte er auf der Kanzel: „Ich weiß, was an der Sache iſt; es handelt ſich um mich. Alles dies begegnet, auf daß ich ſterbe **)." Als er zum Heere kam, war ſeine Stirne mit Trauer bedeckt. Aber ſeine Feſtigkeit verläugnete ſich nicht. Im Augenblick der Abreiſe ſagte er zu ſeiner Frau, welche ſeine muthige Bruſt mit Thränen benetzte: „Die Stunde iſt gekommen, daß wir uns trennen. Der Herr wills! Er ſei mit Dir und mir und den Unſrigen!" Dann umarmte er ſie: „Und ſehen wir uns wieder?" ſagte Anna zitternd: „Wenn der Herr es will," antwortete Zwingli. Sein Wille geſchehe!" — „Und was bringſt du zurück, wenn du kömmſt?" fügte ſie hinzu. — „Segen nach dunkler Nacht!" war die Antwort ***). Und er ſchwang ſich auf ſein Pferd, welches ſich bäumte und nicht vorwärts wollte.

Zwingli empfing auf ſeinem Wege rührende Beweiſe von Theilnahme. Die Frauen zeigten ihn ihren Kindern mit dem Finger, indem ſie ſagten: „Sieh ihn noch einmal an, du wirſt ihn nicht wiederſehen. Der Herr geleite ihn! Als er zu den Truppen gelangt war, ſchaute er ſie unbeweglichen Auges an. Leonhard Burkhard, der ihm nicht wohl wollte, ſagte ihm mit

*) Zwingli, In Jeremiam.
**) Myconius, Vita Zwinglii.
***) S. Salomon Heß, „Anna Reinhart" S. 146.

einem böswilligen Ton: „Nun, Meister Ulrich, was sagt Ihr von dieser Sache? — Sind die Rüben genug gesalzen? wer wird sie jetzt essen?“ „Ich,“ erwiederte Zwingli, „und mancher Biedermann, der hier in Gottes Hand ist; denn ihm sind wir im Leben wie im Tod.“ — „Auch ich will sie essen helfen,“ versetzte Burkhard; ich will mein Leben daran setzen.“ —

Die Waldstätte hatten so sehr überlegene Streitkräfte, daß der Ausgang der Schlacht nicht zweifelhaft sein konnte. Bald war sie zum Gemetzel geworden. Die muthigsten Zürcher blieben auf dem Schlachtfeld. Während Zwingli einem Verwundeten beistand, wurde er von einem Steine getroffen und selbst tödtlich verwundet. „Was thuts?“ sagte er fallend, „sie können den Körper tödten, aber nicht die Seele*).“ Er lag unter einem Birnbaum mit gefalteten Händen, wie um zu beten, und die Augen gen Himmel gerichtet.

Nach der Schlacht durchzogen die Krieger der kleinen Kantone das Schlachtfeld, um nach ihrer Weise an der Bekehrung der Ketzer zu arbeiten. „Ruft die Heiligen an,“ sagten sie zu den Verwundeten, „und beichtet unsern Priestern.“ Wer sich weigerte, wurde mit der Armbrust erschlagen oder mit dem Schwert durchstochen. Der katholische Geschichtschreiber Salat von Luzern spricht mit einer Art Freude über diese Gräuel. „Man ließ sie wie ungläubige Hunde sterben,“ sagte er, „oder man versetzte ihnen den Todesstreich mit dem Speere oder dem Schwert, damit sie desto schneller zum Teufel kämen, mit dessen Hülfe sie sich übermenschlich gewehrt hatten.“ Zwei Soldaten, welche um die Leichname herum streiften, entdeckten den Reformator, den sie nicht sogleich erkannten. „Sollen wir dir einen Priester bringen, um zu beichten?“ sagten sie ihm. Da er nicht mehr antworten konnte, machte er mit dem Kopf ein verneinendes Zeichen, und sah dabei unausgesetzt gen Himmel. „Wenn du nicht mehr reden kannst,“ fuhren die Soldaten

*) Myconius, Vita Zwingli.

weiter fort, „ſo denke wenigſtens in deinem Herzen an die Mutter Gottes, und rufe die Heiligen an, daß ſie für dich bitten und vor Gott für dich Gnade erlangen.“ Zwingli ſchüttelte von Neuem mit dem Kopf. „Ohne Zweifel,“ ſagten ſie, „biſt du einer von den Stadtketzern.“ Der Eine von ihnen, neugierig, ſein Geſicht zu ſehen, wendete ihn gegen ein Lagerfeuer. „Ich glaube,“ ſagte er voll Beſtürzung, „ich glaube, daß es der Zwingli iſt.“ Bei dieſem Ruf eilte der Hauptmann Fockinger aus Unterwalden, eine der Stützen des Söldnerdienſtes, herbei. „Zwingli,“ rief er aus, „dieſer ſchändliche Ketzer, dieſer Böſewicht, dieſer Verräther!“ Indem er hierauf ſein Schwert erhob, das er dem Auslande ſo oft verkauft hatte, ſagte er: „Stirb, hartnäckiger Ketzer!“ — „So wurde Ulrich Zwingli,“ ſagt ein Zeitgenoſſe, „der treue Hirt der Zürcher Kirche, mitten unter den Schafen ſeiner Heerde erſchlagen, mit welchen er bis zum Tode blieb; er ſtarb von der Hand eines Söldners, weil er den wahren Glauben an Chriſtum bekannte, den einzigen Heiland, Vermittler und Fürbitter der Gläubigen*).“

Indeſſen erhob ſich die bleiche Sonne vom 12. Oktober 1531. Die Krieger der Waldſtätte verbreiteten ſich über das Schlachtfeld. Alle wollten den gefürchteten Prediger ſehen, deſſen Stimme bis in ihren Gebirgen wiederhallt hatte. Eine unzählige Menge verſammelte ſich unter dem Birnbaume. „Er ſieht nicht wie ein Todter aus,“ ſagte Stocker von Zug, „ſondern wie ein Lebender.“ Der Domherr Schönbrunner von Zürich, der ſich nach Zug zurückgezogen hatte, konnte ſeine Thränen nicht zurückhalten. „Was auch dein Glaube geweſen ſein mag,“ ſagte er offenherzig, „ſo weiß ich, o Zwingli, daß du ein biederer Eidgenoſſe geweſen biſt. Gott nehme deine Seele zu ſich!“ Aber die Maſſe konnte ſolche Gefühle nicht begreifen. Man hielt Gericht über den Leichnam, und beſchloß, daß er

*) Dieſe ſchönen Worte ſind von Bullinger, dem Nachfolger Zwingli's.

zeviertheilt und dann verbrannt werden ſolle. Der Luzerner Scharfrichter vollzog dieſes Urtheil. Um ſeine Aſche zu entehren, warf man Schweinefleiſch in den Scheiterhaufen, und die wilde Menge ſtürzte ſich auf dieſen Staub und warf ihn nach den vier Winden.

Zwingli's Frau verlor bei dieſem großen Unglück außer dem Helden, der ihr Leben mit Ruhm umſtrahlte, ihren Sohn, ihren Eidam, ihren Bruder, ihren Schwager, alle ihre Freunde. Ein Zürcher Dichter, Uſteri, hat dieſes große Unglück auf würdige Weiſe beſungen:

Der armen Frow Zwinglin Klag.

O Herre Gott, wie heftig ſchluog
Mich Dines Zornes Ruothen!
Du armes Herz, iſt's nit genuog,
Kannſt Du noch nit verbluoten?
Ich ring die Händ: käm doch min End!
Wer mag min Elend faſſen?
Wer mißt die Noth? Min Gott, min Gott,
Haſt Du mich gar verlaſſen?

Ich fürcht die Nacht, ich fürcht den Tag,
Ich ſchüch mich vor den Lüten;
Ich hör nur Jammer, Angſt und Klag,
Nur Bſchuldigen und Stryten,
Man ſicht mich an: Din Mann hats than!
Leſ' ich in vielen Ougen.
Es bocht der Hohn: das Alt muoß kohn!
Bald offenbar, bald tougen.

Was klagt ihr mir der Uewern Todt?
Hab ich nit gnuog ze tragen?
Ach, üwer Not iſt auch min Not,
Und meret mine Klagen!
Wer ſuocht das Korn am Schleyendorn?
Bym ſteinin Bild Erbarmen?
Was ſucht denn Ihr Troſt, Hilf bei mir?
Ich bin die Aermſt der Armen!

Und kumbt di lange Abendzyt
Wo Kopf und Oug ermatten,
Erſchreckt mich in der Einſamkeit
Ein jecklich Ton und Schatten.
Ich ſüfz: o Nacht wärſt du verbracht,
Möcht doch din Dunkel wychen!
Entſchlafen koum, plagt mich der Troum
Mit tiel Bluot und Lychen.

Ich renn in Stryt, ich ſouch und kamm
Durch Spieß und Schwerter dringen,
Find Mann, Sun, Bruoder, Schweſtermann
Im Blut und Tode ringen.
Man zeigt mir ouch den ſchwarzen Rouch
Sich hoch zum Himmel ſchwingen.
Ich ſeh die Rott mit Hohn und Spott
Ihr Greweltat vollbringen.

Es gellet auch das Jammergſchrey
Mir ſtätiglich in Oren:
Uf, Waffen, Waffen, Alls herbey!
Ach Gott, wir hand verloren!
Uf, Wyb und Mann! louf, louf wer kann!
Der Fynd iſt vor den Thoren!
So helf uns Gott, Alls, Alls iſt todt;
Louft, louft zu Mur und Thoren!

Ich rannt hinus, fragt, wenn ich ſach;
Und fürchtet doch die Märe.
Ich Thörin, ach ich wußt es ja,
Daß er nit widerkehre!
Des Sternes Ruoth, die Luft in Bluot
So grauſamcklich entzündet,
Die Klag der Ewl, das Nachtgehewl,
Hatts ſattſam ſchon verkündet;

Er wußt es ouch, doch wollt er mich —
Ich wollt ihn nit erweichen;
Doch da ſein Roß ſo rücklings wich,
Thät er, wie wir, erbleichen.
Die Kind und mich, wie brünſtiglich

Hat er uns noch umbfangen!
Sah ſtets zurück, ſin letzter Blick
Iſt mir durchs Herz gegangen.
So ſchwinget ſich, wie ein Gelett,
Um mich nur Angſt und Jammer.
Entflüch ich dann der Lagerſtett,
Zu ſüfzen in der Kammer;
So ſchlicht mir, ach, das Regli nach,
Und weint: Kannſt du nit ſchlafen?
Zwingt mich ze Bett, — ſo bluoten ſtets
Die Wunden, die mich trafen.
Hör ich das erſte Hahnengſchrey,
So pryſ ich minen Herren:
Gottlob, die Nacht iſt bald vorbey,
Der Tag will wiederkehren!
Er zeigt mir doch die Kindlein noch,
Sy mindern doch die Läre.
Wie oft voll Forcht, hab ich gehorcht,
Ob ich ſ' noch athmen höre!
Ein Engelskuß hat ſ' ufgeweckt,
Drum ſie ſo fründlich lachen,
Ein jegklichs dann ſein Köpflein ſtreckt,
Und ſpächt, ob ich erwachen.
Dann henken ſ' ſich mit Bitt an mich:
Ach, hör doch uf ze ſchreyen! —
O Mutterhertz, du armes Hertz,
Kann dich noch was erfrewen?!
Du bindeſt mich ans Leben noch,
Du trybſt den Tod zurücke,
Du lüpfſt des Kumbers yſin Joch,
Daß es mich nit erdrücke!
Du ruofſt: fortan luog d'Waislin an!
Was ſoll us jnen werden?
Sy ſin ein Pfand us Huldrychs Hand,
Und hand nur Dich uf Erden!
Ja, dieſen Schatz, mir anvertruwt,
Ich will ihn trüw verwalten!

Den Tempel, den er ufgebuwt,
Den ſollend ſy erhalten.
Uf ſiner Bahn führ ich ſy an,
Daß er durch ſy ſich neuwe,
Und Hulderych im Himmelrych
Sich ihr und miner freuwe.
Komm du o Buoch! du warſt ſin Hort,
Sin Troſt in allem Uebel.
Ward er verfolgt mit That und Wort,
So griff er nach der Bibel,
Fand Hilf by ihr. Herr, zeig ouch mir
Din Hilf in Jeſu Namen!
Gib Muoth und Stärk zum ſchweren Werk
Dem ſchwachen Wyhe! Amen.

Es ſcheint mir, daß man die Hochherzigkeit von Zwinglis Charakter und die Größe ſeines Werks bis jetzt noch nicht richtig gewürdigt hat. Man wird ihn am Beſten beurtheilen, wenn man ihn mit den hauptſächlichſten Reformatoren des 16. Jahrhunderts vergleicht. Wenn wir ihn mit Luther, Melanchthon und den andern deutſchen Reformatoren zuſammenſtellen, ſo bemerken wir auf den erſten Blick, wie ſehr er ihnen überlegen geweſen iſt. Ohne Bedenken begreift er die demokratiſche Natur des Chriſtenthums. Die Schweiz, die franzöſiſchen Proteſtanten, Schottland, Holland, die engliſchen Puritaner, die Vereinigten Staaten, mit einem Worte, alle reformirten, thatkräftigen und praktiſchen Völker, die ſich nicht in den endloſen Combinationen einer rein ſpekulativen Theologie verlieren, mußten ihm auf dieſem Wege folgen.

Wenn Zwingli keine Ariſtokratie in der Kirche will, ſo will er ſie eben ſo wenig im Staate. Seine Politik ſteht mit ſeiner Theologie nicht im Widerſpruch. Niemals hätte er die empörenden Erklärungen Luthers gegen die Bauern unterzeichnet, deren Forderungen im Grunde gerecht waren, wenn ſie ſich auch auf eine rohe und gewaltthätige Weiſe benahmen. Er

hätte den unterdrückten Klassen Recht müssen widerfahren lassen, wenn er von christlicher Freiheit und von Gerechtigkeit sprechen wollte. Daher wird man auch von gerechtem Unwillen ergriffen, wenn man die deutschen Reformatoren mit wilder Wuth an den Gewaltthätigkeiten einer Rache Theil nehmen sieht, welche das Blut von hunderttausend Bauern kaum hat zufrieden stellen können. „Sie hatten," sagt Chauffour-Kestner sehr gut, „gleichsam eine feige Leidenschaft, den doch vorhandenen Zusammenhang ihrer Ideen mit dieser Bewegung von sich abzuwälzen." Zwingli benahm sich ganz anders. Er fühlte, welchen Gefahren die Reformation durch Sekten ausgesetzt werde, deren Richtung nur zu oft in das Demagogische ausarteten. „Wie unglücklich ist es," sagte er, „wenn die Wiedergeburt des Evangeliums mit Hinrichtungen begonnen wird*)." Mehreremal betheuert er, daß er allen diesen unbarmherzigen Maßregeln fremd geblieben sei, und daß er sich beständig bemüht habe, ihnen vorzubeugen. Endlich erhebt er sich**) mit einer durchaus christlichen Kraft gegen „jene unzeitige und wilde Schmähschrift," mit welcher Luther „doppelt unglückliche Menschen (die Bauern) verfolgt und zermalmt oder sie vielmehr den wilden Thieren (dem Adel) überliefert". Als die Wiedertäufer Zürich mit ihren fanatischen Reden beunruhigten, als Rubli, Konrad Grebel, Hubmeyer, Mantz ihn mit Schmähungen überhäuften, hielt er eine dreitägige Besprechung mit ihnen (im Januar 1525). Da er sie nicht hatte überzeugen können, war er weit entfernt, wie Luther oder Calvin, den weltlichen Arm anzurufen, um seinen theologischen Groll zu befriedigen; vielmehr sagte er den Großen der Erde: „Nehmt Euch in Acht! wenn sich das Volk von Euch losreißt, was wird aus Eurer Macht werden?" Daher verwendete er sich für Balthasar Hubmeyer und für die Wiedertäufer, welche sich den Zorn der Re-

*) Brief an Vadian vom 28. Mai 1525.

**) Brief an Vadian vom 31. Okt. 1525.

gierung zugezogen hatten, und er arbeitete so viel als möglich dahin, die Strenge der Strafe zu mäßigen.

Aber, wird man vielleicht sagen, wenn Zwingli bei der Vergleichung mit den Häuptern der deutschen Reform viel gewinnt, so steht er doch tiefer, als die französischen Reformatoren, als ein Lefevre, Calvin, Farel, Theodor von Beza. Es ist dem nicht also. Wenn die Franzosen die Ansichten Zwinglis über die demokratische Organisation der Kirche annahmen, so bewahrten, ja übertrieben sie sogar die unduldsamen Theorien Roms. Sie begnügten sich nicht, Ketzer zu verbrennen, wie z. B. Servet; sie erfanden sogar jene gräulichen Ertränkungen der Sünder, an die zu denken schon jedes christliche Gewissen empört. Wie hoch stehen Zwingli's Ansichten über diesen blutdürstigen Theorien! Er sagt in einem seiner Sätze: „Man darf denen keinen Zwang anthun, die ihren Irrthum nicht erkennen, sie müßten denn durch ihr aufreizendes Benehmen den Frieden stören." Wenn Zwingli die freie Prüfung für sich selbst fordert, so gewährt er sie auch denen, die nicht denken wie er. Es war eine offene und edle Seele. Mehr als irgend Jemand achtete er die Zukunft. Man muß freilich in diesem edlen Herzen der Erziehung und dem Einfluß des Vaterlandes ihren Theil zugestehen. Zwingli hatte nicht wie Luther seine Jugend unter dem Joch der Aristokratie zugebracht. Er hatte nicht wie Calvin die gewaltthätige und verderbte Herrschaft der Valois erfahren. Er war ein freies Kind der Schweizer Berge. Seine ersten Blicke waren auf den heiligen Boden der Freiheit gefallen. Er hatte in den Alpen die reine und belebende Luft der Unabhängigkeit eingeathmet. In den ersten Tagen seiner Kindheit war er zu den Füßen seiner Großmutter mit der Erzählung von dem Schwur im Grütli, von der heldenmüthigen Hingebung der Befreier, mit dem Bericht der von seinen Vätern bei Morgarten, Sempach, Laupen, Näfels, Murten und Grandson gegen die stolzeste Ritterschaft der Welt gewonnenen Schlachten genährt worden. Auf jenem Boden, welcher ihm

das Leben gegeben hatte, wird man mit dem Bewußtsein der großen Empfindungen geboren. Man ist nicht gezwungen, den Trieb nach Freiheit durch innere Kämpfe und oft schreckliche Schmerzen zu entwickeln. Dieses Gefühl, das in dem Menschen liegt, gewinnt mit dem Alter stets größere Kraft. Es ist folglich fester, kernhafter, praktischer, als das, welches durch Nachdenken und Erfahrung erworben wird. Wenn also Zwingli den Männern seiner Zeit überlegen ist, so ist er es allerdings durch seine treffliche Natur; aber diese Natur hat sich unter den liberalen Einflüssen entwickelt, die den Männern des 16. Jahrhunderts fehlten. Wie glücklich wäre die Reformation gewesen, wenn sie nur Charakter dieser Art zu Gründern gehabt hätte! Sie wäre nicht durch die blutigen Saturnalien Heinrichs VIII., durch die Henker der Elisabeth und Cromwell's, durch das Blut Servets, Gentilis, Barnewelds und Antoine's besudelt worden! Sie hätte der römischen Kirche ihr abscheuliches Verfahren und ihre ewiglich verhaßten Urtheilssprüche nicht abgeborgt. Sie wäre nicht gezwungen worden, so lange gegen ihre eigenen Grundsätze anzukämpfen, und ihr Ziel, Gewissensfreiheit, unter so vielen Aengsten und Widersprüchen zu verfolgen. Sie hätte nicht auf der Dordrechter Synode die Bannstrahlen nachgeahmt, welche sie in den Anhängern des Papstthums mit Recht verdammte. Sie wäre schon im 16. Jahrhundert eine offene Zufluchtsstätte für die geworden, welche Gott nach dem Drang ihres Herzens im Geist und in der Wahrheit anbeteten. Aber so ist eben die traurige Bestimmung der Menschheit. Sie kann auf dem Wege des Fortschritts nur durch Blut und Trümmer vorwärts gehen. Wann wird der glückliche Tag kommen, wo alle Eroberungen des menschlichen Geschlechts friedliche Eroberungen sein werden!

In den dogmatischen Fragen zeigte sich Zwingli ebenfalls Luthern überlegen, dessen Ideen sich sehr oft widersprachen; dagegen war ihm vielleicht Calvin als Theologe überlegen, obgleich der Genfer Reformator in Bezug auf die menschliche

Freiheit alle Irrthümer des heiligen Auguſtin getheilt hat. Unglücklicher Weiſe konnte auch Zwingl dem unheilvollen Einfluß des Biſchofs von Hippo nicht entgehen, und vermochte es nicht, ſeinen Sophismen die Anſichten der orientaliſchen Kirche vorzuziehen*). Doch rechtfertigt Chauffour den Standpunkt der Reformatoren mit geiſtreichen Gründen: „Auf ein Syſtem von Gebräuchen, das bewundernswürdig gedacht und verbunden war, um die päpſtliche Gewalt auf unerſchütterlichen Grundlagen zu bauen, antwortete die Reform: Der Menſch hat das Prinzip der Sittlichkeit nicht in ſich. Kein Menſch verdient das Heil durch ſich ſelbſt, und noch viel weniger hat er überflüſſige Verdienſte, welche Andern zugewendet werden könnten. Das Heil liegt in Chriſtus allein: es iſt Jedem gegeben, der an Chriſtus glaubt. Um den Menſchen vom Papſt zu befreien, warf ſie ihn in die Sklaverei Gottes. Wir beklagen uns nicht darüber: vom Joch des Menſchen befreit, mußte das menſchliche Gewiſſen bald und in nothwendiger Folge dahin gelangen, daß es nur noch von ſich ſelbſt abhing."

In dieſer Würdigung iſt ſicherlich viel Wahres, wenn man einige Beſchränkungen hinzufügt. Um das Joch des Papſtes zu brechen, war es nicht nöthig, den Fatalismus des heiligen Auguſtinus anzunehmen. Wir, die wir uns niemals unter dieſes Joch gebeugt haben, haben ja doch nicht nöthig gehabt, die menſchliche Freiheit in Zweifel zu ziehen, um unſere Unabhängigkeit zu behaupten. Dieſe einzige Thatſache beweiſt, wie hoch unſere theologiſche Erziehung in gewiſſen Punkten über der der Abendländer ſteht. Wenn unſere Kirche nicht unter den Despotismus der Cäſare von Byzanz gerathen wäre, hätte ſie, ihren urälteſten Ueberlieferungen getreu, der Welt das wunderbare Schauſpiel jener aufrichtigen Eintracht der Wiſſenſchaft und

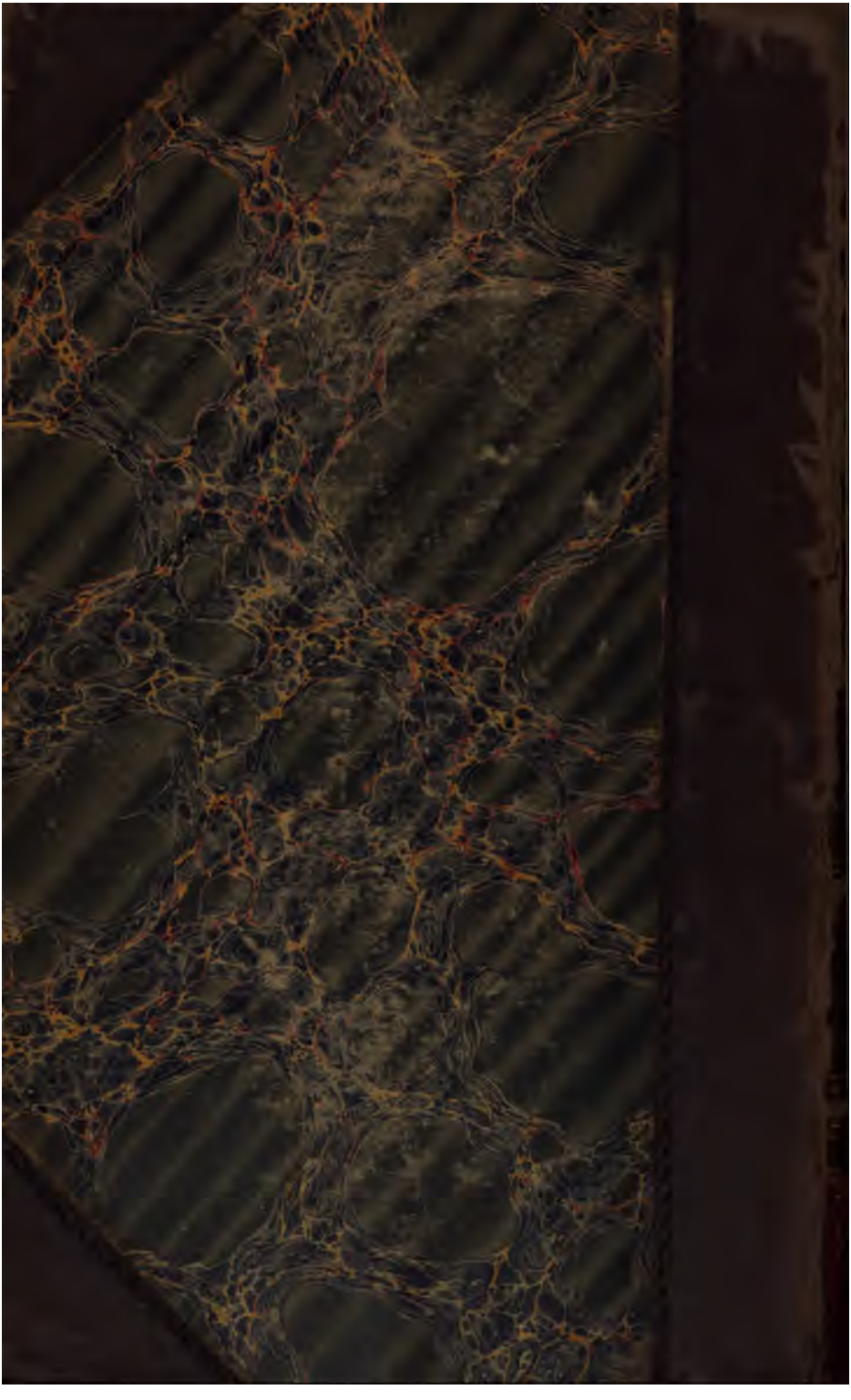
*) S. Chauffour T. I Colloque de Zurich, — Doctrines de Zwingli.

des Glaubens gegeben, welche die Kirchenlehrer von Antiochich und Alexandrien ſo gut verſtanden*).

*) Mehrere ſchweizeriſche Gelehrte haben Zwingli's Leben beſchrieben; wir glauben, ſie erwähnen zu müſſen, um einen Begriff von der literariſchen Thätigkeit dieſes Landes zu geben. — Die bekannteſten ſind Ziegler, Rüſcheler, Heß, Schuler, J. J. Hottinger, Räder, Franz. Alle, mit Ausnahme von J. G. Heß, haben deutſch geſchrieben. — Ein Franzoſe, Chauffour-Keſtner, hat ebenfalls und zwar in Zürich ſelbſt, das Leben des großen Reformators beſchrieben. — Merle d'Aubigné von Genf hat in ſeiner „Histoire de la réformation“ ausführlich von ihm geſprochen. — Wir verzichten darauf, die in Deutſchland veröffentlichten Werke wegen ihrer großen Zahl aufzuführen.

Inhalt.

	Seite.
Biographiſche und bibliographiſche Notiz über die Verfaſſerin	I
An die Rumanen	1
Vorrede	5
I. Abreiſe	13
II. Die Schweizeriſche Grenze	13
III. Der Bodenſee	15
IV. Die Märtyrer der Freiheit im XV. Jahrhundert	17
V. Johannes Huß vor dem Conſtanzer Concilium	56
VI. Hinrichtung des Hieronymus von Prag	109
VII. Orientaliſcher Urſprung der Reformation	118
VIII. Meinau und die Ritterorden	124
IX. Die Schweiz	129
X. Schaffhauſen. — Die Freiheitsſchlachten	132
XI. Morgarten	143
XII. Laupen	148
XIII. Sempach	156
XIV. Näfels	163
XV. Die glorreichen Kämpfe der Appenzeller	166
XVI. St. Jakob	171
XVII. Grandſon	175
XVIII. Murten	182
XIX. Der Schwabenkrieg	189
XX. Johannes Müller, der Geſchichtſchreiber der Schweiz	198
XXI. Johannes Müller in Deutſchland	222

XXII. Zschokke, der populäre Geschichtschreiber der Schweiz 254
XXIII. Abreise von Schaffhausen 275
XXIV. Der Zürcher See 277
XXV. Zürich 279
XXVI. Zwingli, oder die kirchliche Reform . . . 284
XXVII. Zwingli in Glarus und in Einsiedeln . . . 303
XXVIII. Zwingli in Zürich 313

Druck von E. Kiesling in Zürich.